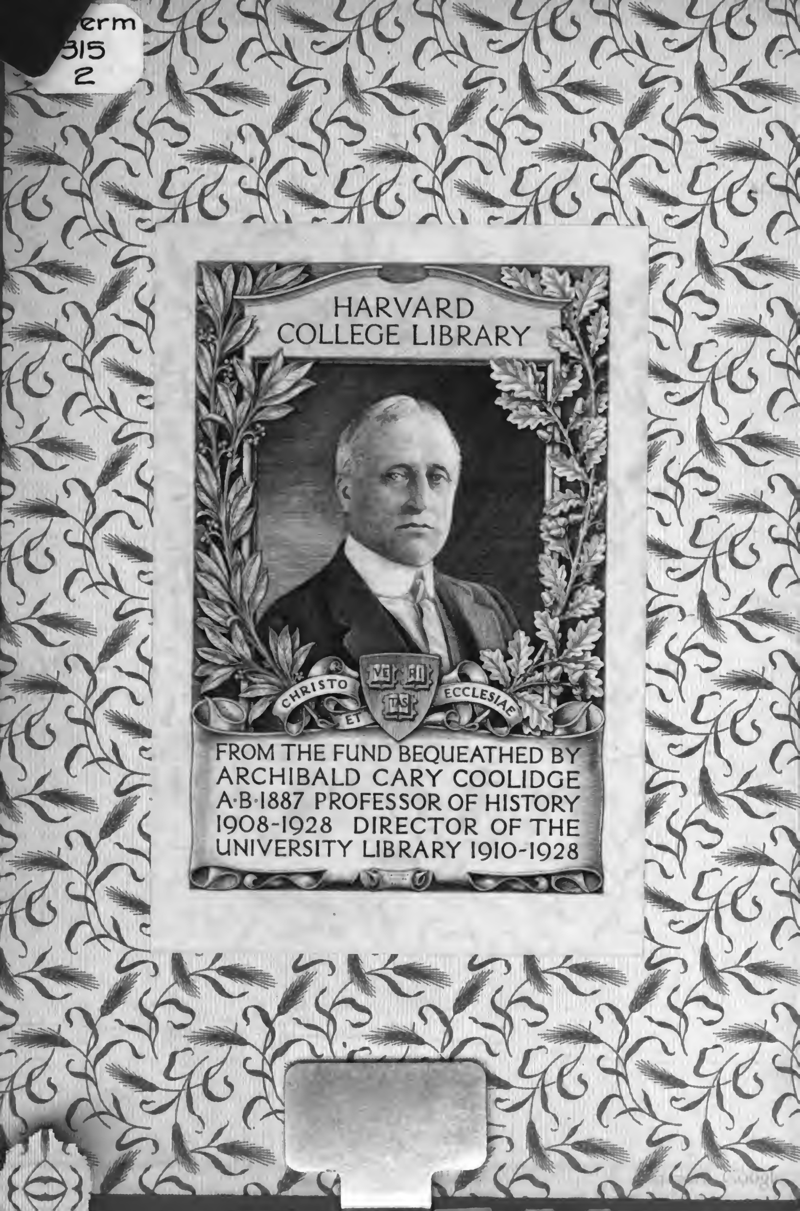
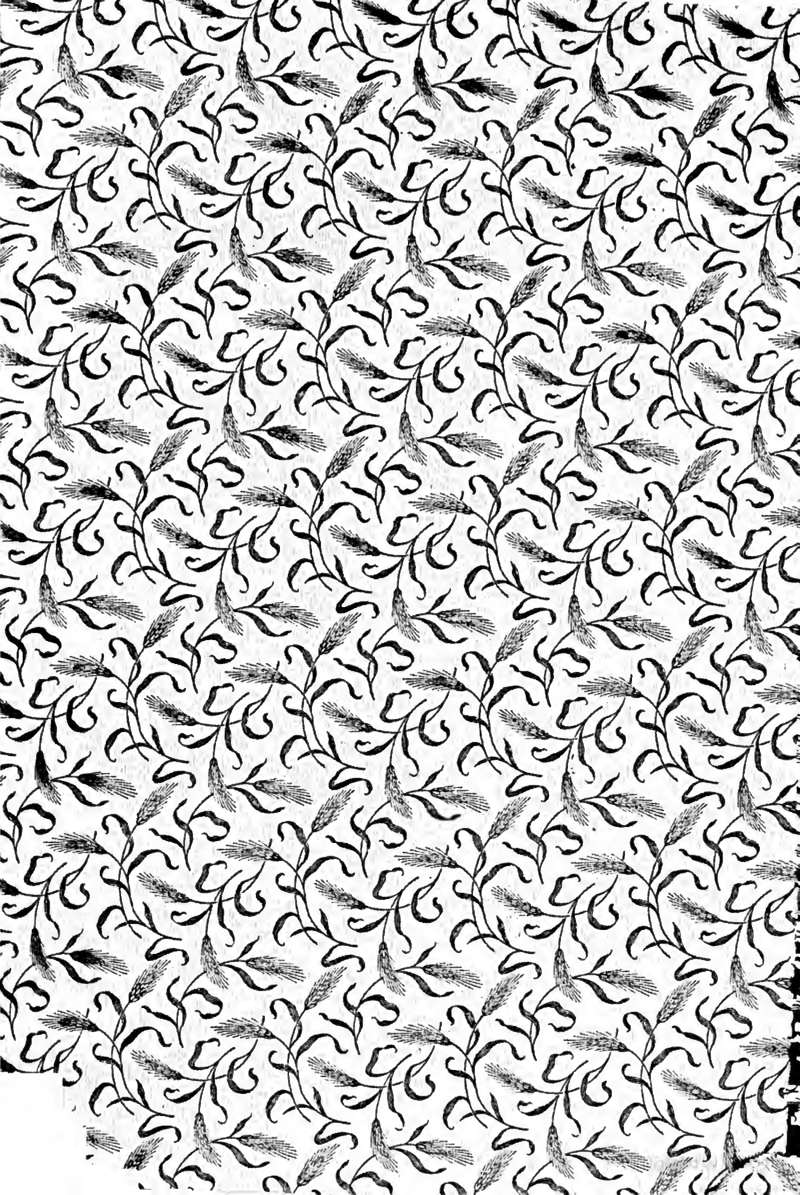
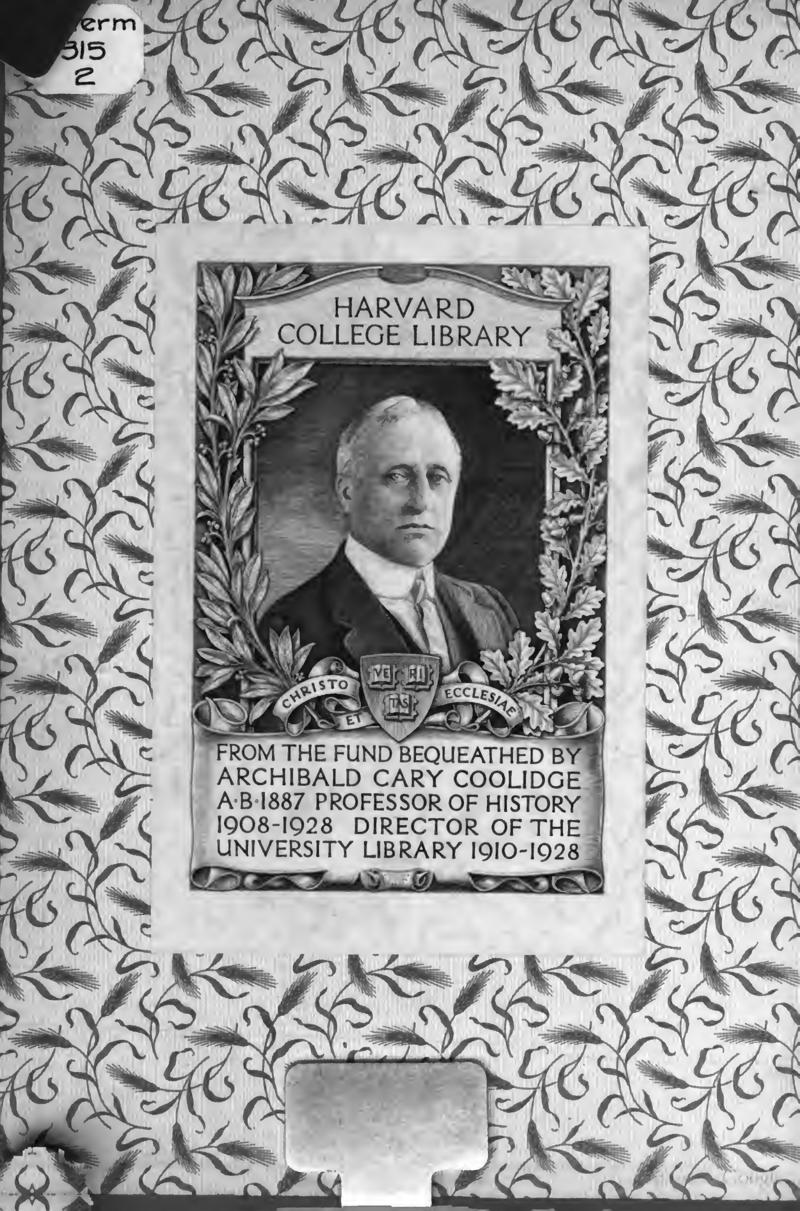
Patria

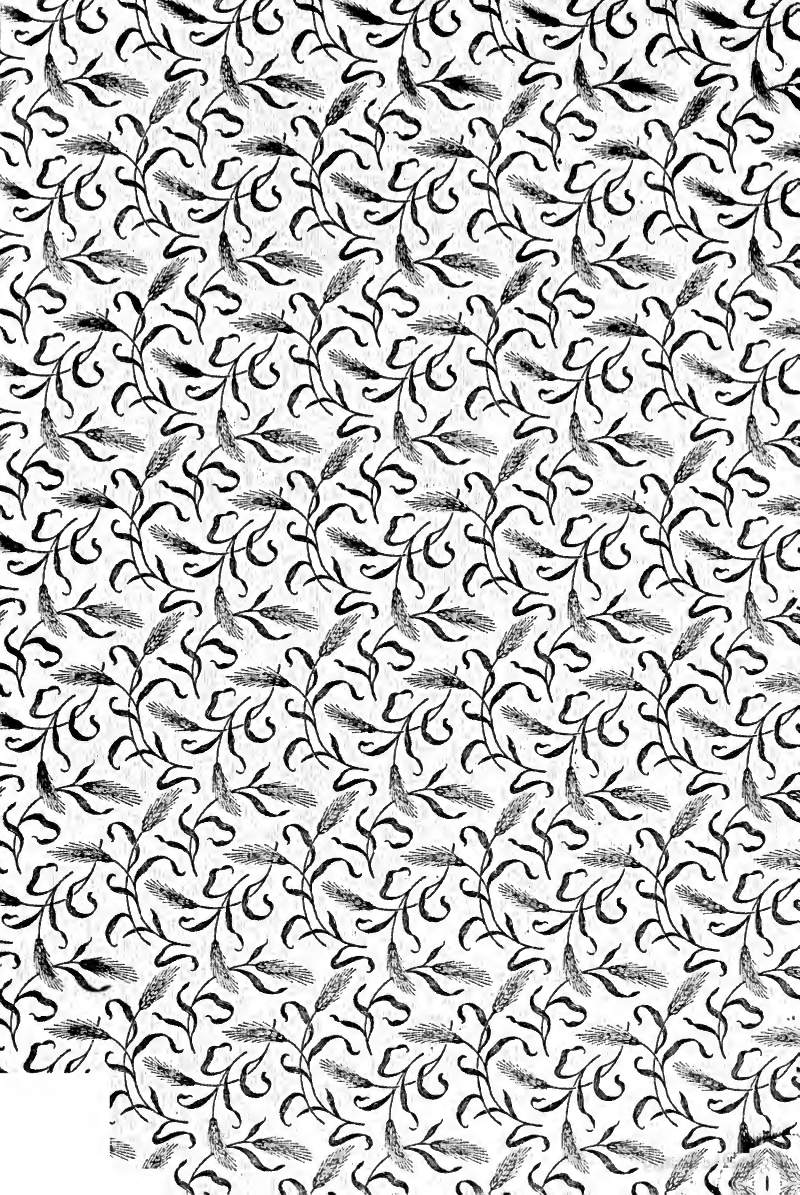


HARVARD
COLLEGE LIBRARY
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928





HARVARD
COLLEGE LIBRARY
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928



Patria

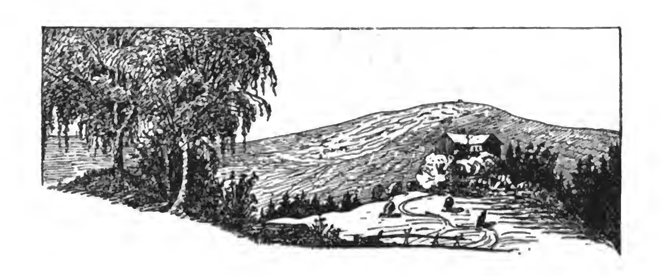
Jahrbuch der „Hilfe" 1903

Herausgegeben von

Fr. Naumann, Pfarrer a. D.
Herausgeber der Wochenschriften „Die Zeit" und „Die Hilfe".



Buchverlag der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg 1902.



Vertiefung der Vaterlandsliebe.

Zum dritten Male tritt die „Patria" vor den Leser. Ihr Grundgedanke ist auch dieses Mal: Vertiefung der Vaterlandsliebe. Gegenüber dem massenhaft verbreiteten oberflächlichen Patriotismus wollen wir eine Anschauungsweise pflegen, die das Volk als Ganzes in seinem Werden erfaßt und von da aus Opfer für die Gesamtheit fordert. Wir suchen den Patriotismus der nachbismarckischen, industriellen Zeit. Dieser neudeutsche Patriotismus ist seinem Wesen nach eine Fortsetzung des liberalen Patriotismus des vorigen Jahrhunderts, nur unterscheidet er sich von ihm in seinen Aufgaben. Die Aufgabe des alten Patriotismus war die staatliche Einigung des Deutschtums unter preußischer Führung. Sie ist für die Mehrheit der deutschen Volksteile gelöst, und für die noch nicht geeinigten Teile steht sie augenblicklich nicht auf der weltgeschichtlichen Tagesordnung. Das Reich ist hergestellt. Seine Verfassung ist kein schulmäßig gearbeiteter Musterbau, aber sie hat einem Menschenalter genügt und genügt voraussichtlich noch längere Zeit. Unsere Väter haben etwas Großes geleistet und verlangen nun von uns, daß wir ihrer Leistung nicht unwert sind. Unwert aber würden wir sein, wenn wir ihnen zwar marmorne Denkmale setzen, aber keine politische Schöpferkraft beweisen würden. Die politischen Denkmale, die wir ihnen setzen, sind unsere Schiffe und unsere sozialen Gesetze, denn mit

den Schiffen stärken wir das Deutschtum nach außen und mit den sozialen Gesetzen nach innen. Machtpolitik und Reformpolitik ist der Inhalt des neudeutschen Patriotismus. Ihm dient die „Patria“.

Es ist naturgemäß, daß die Mehrzahl der Leser eines solchen Jahrbuches denjenigen Volksteilen angehört, die nicht unmittelbar mit der Not des Lebens zu kämpfen haben, denn Bücher sind für den Mann, der in der Woche nicht mehr als 20 Mk. verdient, ein Luxus. Aber aus unseren Gedanken dürfen wir trotzdem den Mann mit dem Wochenlohn von etwa 20 Mk. nie verlieren, denn er ist der Durchschnittsmensch unseres Volkes geworden. Seine bescheidene Existenz ist die Grundlage der Kraftwirkungen, die dem Deutschtum die Achtung der Welt erzwingen sollen. Er ist Soldat und Steuerzahler und sein Tagewerk verläuft in den Werkstätten, in denen wir unsere neue Kultur werden sehen, er ist der Hauptkonsument unserer Landwirte, der Vater unserer wachsenden Volkszahl. Was an Volkstum unter ihm liegt, wird von ihm geführt. Aller Einfluß, der von der Oberschicht zur Unterklasse gehen soll, muß durch diese normale Lohnarbeiterschicht hindurch. Heute, wo fast genau die Hälfte des deutschen Volkes aus Lohnarbeitern besteht, ist ein Patriotismus, der den Lohnarbeiter nicht bedenkt, ein farbloses Gemächte, ein Phantasiewerk ohne Halt und Reellität. Patriotisch sein heißt heute: die Lebensbedingungen der abhängigen Leute begreifen und fördern. Nicht als ob es nur diese abhängigen Leute gäbe! Keineswegs. Aber ohne sie ist der Begriff Nation unvollständig und falsch gedacht, und wir irren uns, wenn wir glauben, die lohnempfangende Hälfte des Volkes habe in den Entscheidungen der Volksgeschichte nichts zu bedeuten. Mit anderen Worten: wer national sein will, muß eben deshalb, weil er national ist, sozial sein.

Das, was den abhängigen Mann mit der Volksgeschichte verkettet, ist sein eigenes kleines Schicksal. Er ist nicht imstande, bloß große Politik zu treiben, ohne an sich und seine Klassengenossen zu denken. Wer ist überhaupt imstande, Volksgeschick und eigenes Schicksal völlig zu trennen? Will man den Durchschnittsmann für Staatspolitik interessieren, so muß man ihm die Politik als seine Angelegenheit zeigen können.

Das heißt man muß die Politik volkswirtschaftlich betrachten. Politik ist Gewinnung von Lebensgütern und Freiheiten für das ganze Volk, keine bloße Sache der Könige und Aristokraten. Aus den Unterthanen sind Mitwirkende geworden, alle Machtfragen haben ihre demokratische Seite bekommen. Darum achte es niemand gering, wenn wir immer und immer wieder der Gedankenwelt der Masse uns zuwenden, und wenn wir durch unsere Unermüdlichkeit die Gebildeten zwingen wollen, ihre Vaterlandsliebe nach unten hin zu vertiefen, das heißt im tiefen Boden des Volkstums zu gründen!

Dem Idealisten alten Stiles scheint es etwas Niedriges zu sein, über Lohn, Arbeitszeit, Wohnungsplätze und dergleichen Sachen zu reden. Er schwebt in höheren Regionen und sieht die Völker nur als Ganzes. Ihm gegenüber muß man den Mut haben, das tiefere Gebiet mit Absicht aufzusuchen; denn eine Politik der Wolken nützt uns nichts. Wir müssen hinabsteigen zu den lebendigen Quellen des Volkstums, um da das Leben werden zu sehen, in Dorf und Stadt, in Haus und Schule. Nur mit solcher Vertiefung werden wir Leute, die etwas Wirkliches schaffen. Baue Straßen, mache das Brot billig, richte Fortbildungsschulen ein, erleichtere falschen Steuerdruck, vertiefe dich in die Kämpfe der Arbeiterorganisationen, vertiefe dich in die Genossenschaften der Bauern, vertiefe dich in das Seelenleben der Gesellschaftslosen, siehe unter dich, thue es mit Fleiß und Mühe, und du bist ein Patriot!

Und dazu kommt ein anderes. Wir Deutschen sind ein Volk, dessen Vorzüge nicht so sehr auf der Oberfläche liegen wie die Vorzüge der romanischen Völker. Unser Wesen ist schwerfälliger, grübelnder; wir plagen uns mit Wahrheiten und Pflichten, die den südlichen und westlichen Nachbarn als unnötige Belastung erscheinen. Aber diese unsere schwerere Seele müssen wir begriffen haben, wenn wir unserem Volke helfen wollen. Auch der einfache Mann des Volkes hat in seiner Art eine Seele voll von Problemen, auch er ist Nordländer, Germane. Deshalb muß all unser Denken mit etwas Eindringlichkeit behaftet sein. Wir können auch Politik nicht als eine Art Sport oder Spiel behandeln und können bei der Politik die Weltanschauungsfragen nicht

bei Seite lassen. Deshalb geht alles bei uns langsam. Langsam lösen wir uns von vererbten Vorstellungen, mühsam suchen wir neue Wege, aber es ist eben unsere Nationaleigenschaft, gründlich sein zu müssen. Die Vertiefung ist Vorbedingung aller germanischen Erfolge, das Hinabsteigen bis an die Grenzen des ewigen Dunkels. Darum kann auch die „Patria“ nicht leicht und locker angetänzelt kommen. Was würde sie dann gerade unserem Volke bieten? Bis in das Unterhaltende hinein erstrecken sich die Ur- und Grundfragen des Menschentums. Laßt euch das gefallen — es ist deutsch!

Und wer in solchem Geiste mit uns arbeiten will, der vollziehe, wenn er kann, seinen Anschluß an den national-sozialen Verein! Es erscheint kleinlich, etwas so Äußerliches zu bitten, aber gehört nicht auch das zur notwendigen Vertiefung? Ohne Anschluß hat man Gedanken, aber man schafft nichts Rechtes. Die bloßen Gedanken ohne Organisation sind in tausend Fällen vergebliche Erregung. Daß es so viele Menschen giebt, die sich vor jedem festen politischen Anschluß scheuen, ist kein Zeichen starker politischer Vertiefung, denn Politik ist ihrer Art nach gemeinschaftliches Handeln. Man muß irgendwo wurzelständig sein. Man muß Boden unter den Füßen haben und von sich sagen können: hierher gehöre ich! Gerade die tiefsten Geister unseres Volkes waren vom Wert körperschaftlichen, gemeinsamen Thuns überzeugt und selbst, wenn sie allein im Leben standen, warteten sie im Grunde nur auf die Möglichkeit, ihr persönliches Ich in die Tiefe einer lebendigen Gemeinschaft hineinzutauchen.

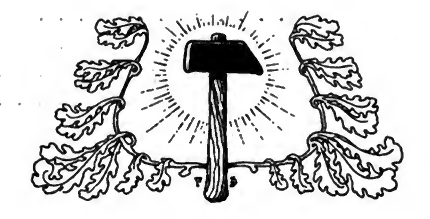
Alle Parteien und Vereine sind ja nur Gefäße für Zeit. Größer als sie ist die Volksgeschichte selbst. Aber deshalb sind sie nicht wertlos. Wer will sagen, daß vor 40 Jahren der Nationalverein vergeblich gearbeitet hat? Was er damals that, wollen wir heute thun: die Wege des Nationalgeistes gemeinsam suchen. Wir sind Glieder in einer langen Kette. Hinter uns liegen die Väter, vor uns die Kinder, wir sind mitten darin, uns gehört das Heute. Dieses Heute sollen wir in seinem ganzen Werte erfassen, wie es geworden ist und wie es weiter wirkt. Wie sinkt dabei die Überhebung des Einzelnen! Er ist ein Tropfen im

Strom. Er vertieft sich selbst, indem er die Größe des Volkes versteht, das heißt er ordnet sich ein, er vergißt seinen vergänglichen Egoismus und wird Arbeitskraft für das Ganze. Diese Vertiefung ist für ihn und für die Gesamtheit von unberechenbarem Segen. Wer sie kennen gelernt hat, hat keinen anderen Wunsch, als immer mehr in der Tiefe der Dinge zu leben, in die er hineingeboren ist.

Einen herzlichen Glückwunsch dem Leser!

Pro patria!

Naumann.



Inhalt.

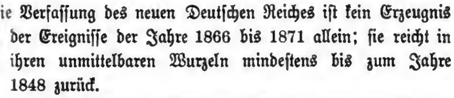




Über die Anfänge der deutschen Parteibildung im 18. und 19. Jahrhundert.

Von

Karl Lamprecht.



Die Verfassung des neuen Deutschen Reiches ist kein Erzeugnis der Ereignisse der Jahre 1866 bis 1871 allein; sie reicht in ihren unmittelbaren Wurzeln mindestens bis zum Jahre 1848 zurück.

Noch älter aber ihren nächsten Ursachen und Grundlagen nach sind die Parteien. Sie haben an der Wiege des Reiches schon mit ihren Wünschen und Forderungen gestanden, und durch sie hindurch hat die Nation schon lange vor dem Jahre 1848 auf ihre künftige politische Konstitution hingewirkt.

Ein deutsches Parteileben in ausgesprochener Form geht bis auf das zweite und dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zurück; frühere Zeiten dagegen haben bei uns eigentliche Parteien nicht gekannt. Der Feudalstaat konnte Parteien nicht erzeugen, da er die staatlich wirksam werdenden Kräfte jede für sich und individuell durch das persönliche Band des Treueides mit dem Herrscher verband; mit dessen Augen gesehen, und somit vom staatlichen Gesichtspunkte aus erschien daher jede Parteibildung unter den Vasallen sofort als factiös und staatsgefährlich: als Parteiung. Es ist ein Gesichtspunkt, der auch noch für den ständischen Staat gilt; denn auch in diesem noch war die Mehrheit aller ständischen Glieder dem Landesherrn durch Treueid vasallitisch verpflichtet. Diesem persönlichen Verhältnis entsprach es denn auch, wenn jedes Mitglied der Stände zunächst nur seine eignen Interessen und in ihnen höchstens noch die Interessen seiner sozialen Gruppe zu vertreten berufen war: ständische

Interessenvertretung und unmittelbares Abhängigkeitsverhältnis vom Landesherrn erscheinen in engem Zusammenhang.

Parteibildung in modernerem Sinne konnte erst da auftreten, wo zunächst das Individuum als Mikrokosmos eine eigene Weltansicht vorzutragen und durchzusetzen versuchte; denn höchster Zweck innerer politischer Bestrebungen wird immer die Verwirklichung eines bestimmten Kulturideales sein. Zeiten, die hierzu berufen schienen, waren aber erst die des Untergangs der gebundenen und der frühesten Emanzipation der modernen Persönlichkeit, in der deutschen Geschichte also die des 15. und 16. Jahrhunderts; und schon aus den tiefsten Wandlungen der sozialen Psyche, wie sie erst in den genannten Jahrhunderten eintraten, erklärt sich, daß es im Mittelalter zu Parteibildungen niemals gekommen ist.

Indem nun aber das Individuum des 15. und 16. Jahrhunderts seiner innerlichen Befreiung entgegenging, suchte es diese vor allem auf dem Gebiete der bis dahin stärksten Gebundenheit, auf dem Gebiete der Religion und der Kirche. So sind denn die ersten Parteibildungen auf deutschem Boden kirchlich und konfessionell zugleich gewesen; neben die alte katholische Kirche traten die lutherische Kirche und die reformierte.

Gleichwohl kam es politisch auch jetzt noch nicht zu Parteibildungen, die auf der Zusammenfassung einzelner Individuen beruht hätten. Dem widersprach äußerlich der bekannte Grundsatz territorialer Kirchenbildung cuius regio eius religio, innerlich die diesem Prinzip zu Grunde liegende, ihrerseits wieder aus dem allgemeinsten Charakter des damaligen sozialpsychischen Lebens unmittelbar entspringende Anschauung, daß zwar eine gewisse geistige Bewegungsfreiheit des Individuums bestehen müsse, daß diese aber eingeschlossen bleiben müsse in die wenn auch schon verschieden gedeuteten Lehren des Christentums und in die Lebensforderungen des bestehenden, irgendwie christlich gedachten Staates. So bestanden denn die „Religionsparteien" nicht aus den einzelnen verschiedengläubigen Individuen, sondern aus den Ständen des Reiches, den Herren der einzelnen Territorien und den Obrigkeiten der unabhängigen Städte: die Unterthanen hatten nicht das Recht freier Meinungsäußerung oder gar das Recht politischer oder religiöser Parteibildung auf deren Grundlage.

Dennoch war vornehmlich von dieser Zeit ab an einer bestimmten Stelle die Möglichkeit gegeben, zu mehr oder minder persönlicher Staatsanschauung fortzuschreiten. Der Staat betrachtete sich jetzt nicht mehr als ausschließlich und spezifisch christlich. Seitdem er mit der Kirche in harte Zwiste geraten war, schon in frühmittelalterlichen Zeiten, hatte er begonnen, andere Grundlagen für das Recht seines Daseins aufzusuchen, als die von der kirchlichen Lehre dargebotenen. Und er hatte sie, anfangs zum größten Teil mit Hilfe

der staatsrechtlichen und politischen Litteratur der Alten, in einer Lehre natürlicher Staats- und Rechtsbildung gefunden. Diese Lehre, seit dem 11. Jahrhundert in leisen Ahnungen auftauchend, stärker zuerst geformt in den Kämpfen des französischen Königtums mit der Kurie um die Wende des 13. Jahrhunderts, erblühte jetzt, seit dem 16. Jahrhundert, immer mehr zu dem Inbegriff dessen, was man ius naturale nannte; der Versuch wurde gemacht und in immer fleißiger intensivierten Systemen durchgeführt, den Staat als rein aus Vernunftgründen entstanden zu denken und demgemäß seine Durch- und Fortbildung von reinen Erwägungen der Vernunft her zu fordern.

Nun ist klar, daß damit wenigstens für die Lehrer und Schöpfer der neuen Staatstheorie eine gewisse individuelle Freiheit politischen Denkens errungen war. Wie aber nun, wenn diese Freiheit allgemeiner zu werden begann, wenn sich das natürliche Denken als Ferment des Staatsverständnisses weit hinein in die höheren gesellschaftlichen Schichten der Nation überhaupt verbreitete?

Es geschah langsam seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts. In dieser Zeit wurden die Grundmassen der individualistischen Kultur, die das 16. und 17. Jahrhundert aus einem höheren Persönlichkeitsbewußtsein, aus einer dementsprechend geläuterten religiösen Weltanschauung und aus dem von dieser Basis her eindringenden Verständnis der antiken Überlieferung aufgebaut hatten, überhaupt immer größeren Volkskreisen mitgeteilt: es ist die Zeit der immer weiter dringenden Aufklärung, die Zeit, in der die Summen eines durch sechs bis sieben Menschenalter hin vorgearbeiteten Denkens nun gleichsam wie Gewässer aus dem engen Behältnis der Gelehrtenzunft und der Philosophenkreise abfließen und die weiten Regionen der Gebildeten überhaupt befruchten. Wesentlich dieser Vorgang ist es, der dem 18. Jahrhundert den Charakter der Zeit einer hohen, einheitlichen, glücklichen und alle Verhältnisse beherrschenden geistigen Kultur aufprägt.

In diesem Zusammenhange wurden nun auch die Lehren des natürlichen Staatsrechts Gemeingut der Gebildeten, und sie wurden es umsomehr, als die herrschende Staatsform, die letzte Ausbildung des Absolutismus, selbst ein lehrhaftes Gepräge trug: Friedrich der Große nicht minder wie Karl Friedrich Moser, Vertreter einer fortgeschrittenen wie einer älteren Schattierung dieses Absolutismus, haben mindestens seit Mitte des 18. Jahrhunderts diese Lehren der breiten Öffentlichkeit der Lesenden vermittelt; und sie haben zahlreiche Nachfolger gefunden. Und sind nicht am Ende schon zahlreiche Verordnungen Friedrich Wilhelms I. fast Abhandlungen staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Inhalts gewesen, die als solche der Verbreitung der politischen Aufklärung weitern Vorschub leisten mußten?

Schmeckten aber diese Theorien wie die ungeheure Litteratur der politischen Aufklärung der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die Schriften eines Schlözer im Norden wie die eines Weckherlin im Süden durchweg lehrhaft, wie sie denn noch von der Grundlage des Naturrechts in seiner doktrinären Durchbildung ausgingen, so waren sie doch andrerseits, eben durch die Popularisierung, im Verhältnis zu ihrer ursprünglich streng systematischen Grundlage verschwommen geworden; nur ungefähr und allgemein schaute in ihnen der alte rein doktrinäre Untergrund noch durch; im einzelnen bewegte man sich lebhaft in konkreten Sondervorschlägen zur Besserung der öffentlichen Einrichtungen. Eine gewisse Annäherung an die Wirklichkeit aus der Doktrin heraus war damit schon vollzogen; bezeichnend ist, daß sich die Erörterung nur selten noch von den allgemeinen Voraussetzungen des bestehenden Zustandes entfernte; durchweg war es die Erhöhung des aufklärerisch-absolutistischen Staates, die man anstrebte; ganz fern standen republikanische Ideale. Doch war man andrerseits der alten Theorie noch nahe genug, um eben so fern jedem eigentlich nationalen Zuge zu bleiben; der bestehende Zustand im Reiche galt als die beste aller möglichen Lösungen; in keinem Sinne wurde an einen nationalen Staat als Werkzeug vaterländischer Machterweiterung gedacht; nur auf Schutz nach Außen und Ruhe im Innern blieben die politischen Wünsche beschränkt, und der nationalen Bedürfnislosigkeit entsprach als Gegenstück ein liebenswürdiger und neidloser Kosmopolitismus.

Dabei war aber das Staatsideal, das man für die innere Entwickelung aufstellte, keineswegs gehalt- und kraftlos. Es lief darauf hinaus, jedem Individuum das höchste Maß von Glück zu verschaffen; unmittelbar auf die staatliche Wirkung gegenüber dem Einzelnen war es also zugeschnitten. Und es konnte von diesem Gesichtspunkte aus gelegentlich bis zu Grenzen vordringen, jenseits derer alsbald der Komplex der Freiheiten des demokratischen Staates des 19. Jahrhunderts beginnt: Freiheit des Eigentums, Freiheit des Erwerbs, Freiheit der Berufe fielen schon in sein Programm. Ja es ließ sich gelegentlich bis zu dem Entschlusse fortbilden, zu seinen Gunsten den weiten Bereich jener Zustände zu liquidieren, die in dem bestehenden Staate noch an die gebundenen Zeiten des Mittelalters erinnerten und unmittelbar von ihnen übernommen worden waren. So sind bereits Anfänge der Bauernbefreiung gemacht worden, so wurden Ideale der Handelsfreiheit und einer deutschen Fürstenhanse, verschwommene Zukunftsbilder eines Zollvereins gezeichnet; und namentlich da, wo physiokratische Einflüsse wahrnehmbar sind, war man zu stärksten Änderungen des Bestehenden in der Richtung auf die freiheitlichen Ideale des 19. Jahrhunderts hin geneigt. Und keineswegs blieb es bloß bei der Formulierung von Forderungen. Im Gegenteil: da staatlicher Zwang für höchst

berechtigt gehalten wurde, so kam es auch zu rascher und energischer Durchführung. Der Satz beneficia non obtruduntur galt thatsächlich niemals weniger als in dieser Zeit, die die Fürsten als in ihrem Gewissen verpflichtet ansah, für das Glück ihrer Unterthanen zu sorgen in jeder Weise, auch mit Mitteln der Gewalt. Daher denn die so oft verspottete Vielregiererei dieser Tage und die ganze wohlgemeinte Geschäftigkeit der Beglückung.

Indem man so überall zum Besten sorgte, blieb man aber zugleich dem Gedanken einer Teilung der Verantwortlichkeit in der Ausübung der staatlichen Gewalten fast völlig fern. Man vertraute, daß die Fürsten recht verfahren würden, denn man sah im ganzen ein williges und trefflich erzogenes Fürstengeschlecht am Ruder — von den Philosophen auf dem preußischen Thron an bis hinab zu den geistlichen Wahlfürsten der Abteien und Bistümer. Darum blieb denn die Frage, ob der fürstlichen Gewalt durch eine Volksvertretung ein Gegengewicht zu geben sei, eigentlich außerhalb des Feldes der Erörterung. Wo ständische Vertretungen alten Herkommens vorhanden seien, wo sie sich, wie in Württemberg, ihr altes Recht von neuem erkämpft hatten und erkämpften: gut, da sollten sie auch erhalten bleiben. Aber daß an ihre Stelle eine Volksvertretung im Sinne etwa Montesquieus träte, das verlangte man keineswegs. Konnte nicht jede konstitutionelle Monarchie zu aristokratischen, etwa plutokratischen Bildungen führen, wie man sie am Schluß des Jahrhunderts in England aus einem bunten Gemisch von Großgrundeigentümern, Großhändlern, Großindustriellen, Großkapitalisten emporschießen sah? Nichts aber war der deutschen Aufklärung weniger willkommen als eine politische Aristokratie; zu deutlich kannte und verachtete, ja verhöhnte sie deren oligarchische Mißentwickelung in den Reichsstädten.

Und war denn dies Bürgertum, waren diese Kopfarbeiter, die der Hauptsache nach das politische Ideal der Zeit formten — der Adel niederer wie höherer Art hielt sich im allgemeinen und als Stand noch von dieser Aufgabe zurück — waren sie im stande, etwa das Material zu einer Volksvertretung in den einzelnen Territorien zu liefern? Es ist bezeichnend, daß diese Frage vor der Einwirkung der französischen Revolution auf deutschem Boden schwerlich auch nur aufgeworfen worden ist. Das Dasein dieser bürgerlichen Kreise, die vornehmlich die politische Aufklärung schufen und in ihr lebten, war im allgemeinen noch durchaus kleinbürgerlich, das Lebensideal war kein Ideal der Macht, sondern ein solches der Bildung: nur mit einem lebendigen Interesse des Rates und des zunehmenden Verständnisses wollte man den Staat begleiten; politische Anteilnahme war auch im besten Falle grundsätzlich kaum mehr als Bestandteil litterarischer Neigungen.

* * *

Konnte nun ein solcher Zustand zur Parteibildung führen?

Diese Staatsanschauung war, wenn das vieldeutige Wort gebraucht werden darf, keine organische. Was sie dem Staat als Ziel vorschrieb, ist unendlich oft und bis zum Überdruß ausgesprochen worden: das Glück des Einzelnen. Nur diesen Einzelnen kannte sie daher, getrennt von den Andern, für sich, als individuelles Atom. Eben darum vermochte sie den Gedanken eines nationalen Patriotismus nicht zu fassen, und der Tod fürs Vaterland, wenn er nicht den Nutzen dessen, der sich opferte, deutlich und persönlich herausstellte, war ihr ein Unding. Wie hätte sie da eine Verbindung dieser Einzelnen zur Erreichung politischer Zwecke, wie hätte sie eine Parteibildung für denkbar und nutzbringend ansehen können? Nicht minder fern, wie der Konstitutionalismus, lag ihr dessen notwendige Folge, die politische Organisation der Staatsbürger in Parteien.

Indem wir aber nunmehr in diesen letzten Betrachtungen bis zu dem untersten Gliede aller Staatsbildung, zum Staatsbürger, zur politischen Persönlichkeit hinabgestiegen sind, haben wir uns zugleich der allgemein geschichtlichen Erklärung des Wesens des Staates und der politischen Bildung im 18. Jahrhundert genähert. Das 16. bis 18. Jahrhundert ist das Zeitalter des Individualismus. In dieser Zeit herrscht eine sozialpolitische Durchbildung der Einzelpersönlichkeit vor, die zwar dahin führt, daß diese sich loslöst von der sogenannten Gebundenheit des Mittelalters, d. h. von ihrer innersten Bestimmtheit durch eine objektiv gegebene, mit dem Begriffe des Wunders operierende und im Christentum verkörperte Weltanschauung, die aber noch nicht so weit führt, daß das innerlich frei gewordene Individuum sich nun voll als Subjekt fühlen sollte: sich für stark genug erachten sollte, diesen höheren Grad innerer Freiheit nun auch im entschiedensten und ständigsten Austausche seiner Erfahrungen mit andern Individuen kraftvoll und selbstbewußt, als Subjekt, zu behaupten. Es ist ein Zeitalter, das seinen höchsten und klassischen Ausdruck in jener Philosophie Leibnizens gefunden hat, in der die Monaden, die geistigen Einzelpersönlichkeiten, zwar jede in sich die Welt spiegeln nach ihrem Vermögen, aber keine Thüren und Fenster haben: nicht der Beeinflussung durch den Nachbar unterliegen. Da versteht sich denn leicht, wie diesem sozialpsychischen Wesen der Persönlichkeit der Staat dieser Zeit entspricht: er kennt nur die Individuen als Atome, als Einzelwesen, die beglückt werden sollen, und über ihnen den Fürsten als beglückende Autorität, nicht aber diese Individuen in ihrer machtvollen Durchdringung und gleichsam Verfilzung zu gewaltigen sozialen Organisationen, und über diesen eine letzte politische, organische Zusammenfassung: einen Staat, der getragen ist von dem wohlgegliederten Kraftbewußtsein und

dem Gesellschaftswillen aller, einen Staat als auch nach außen souverän und majestätisch sich auswirkendes Machtgeschöpf.

Nun begab es sich aber, daß die allgemeine sozialpolitische Haltung des Individualismus, diese Voraussetzung des absoluten Staates des 16. bis 18. Jahrhunderts, sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts zu etwas Neuem abzuwandeln begann. Es sind Vorgänge von entscheidender Wichtigkeit; Ereignisse, die sich zunächst in engen Kreisen vollziehen; Zustände, deren geistige Seite wohl gekannt ist, deren soziale und wirtschaftliche Voraussetzungen aber noch sehr der Untersuchung bedürfen. Diese neue Zeit beginnt in Deutschland zwischen 1740 und 1750 mit den Jahren der Empfindsamkeit und steigert sich mit den sechziger Jahren zunächst zu den Erscheinungen des Sturmes und Dranges. Was ist ihr neuer seelischer Inhalt?

Ein bis dahin ungekannter Drang überkommt die geistig höchststehenden Kreise der Nation, bürgerlicher wie anderer Herkunft, sich gegenseitig näher zu treten, sich mitzuteilen, sich innerlich kennen zu lernen. Richtungen des Lebens vollenden sich, die schon in den Konventikeln des Pietismus angeklungen haben; ein enthusiastischer Kultus der Freundschaft blüht empor; und auf dem Gebiet der Dichtung entspricht ihnen eine neue Poesie, die Poesie Klopstocks und seiner Nachfolger. Und damit nicht genug. Der Einzelne, der in den neuen engeren Beziehungen des Lebens mit andern seinen besonderen Wert erkannt hat, fühlt sich nun doppelt stark auch in seinem nur ihm eigenen Wert; neben die enge seelische Verbindung mit anderen stellt sich ein starkes Ichgefühl, das sich in den Jahren des Sturmes und Dranges bis zum genialen Taumel steigert: außer der sozialen wird die individuale Seite eines neuen sozialpsychischen Zeitalters, des Zeitalters des Subjektivismus, geboren.

Nun kann es hier nicht die Aufgabe sein, diese neue seelische Bildung, die unmittelbar bis an die Thore der jüngsten Vergangenheit heranführt, zunächst auch nur in ihren frühesten Abwandlungen allgemein zu kennzeichnen und zu verfolgen; es ist vielmehr nur zu fragen, was denn nun dieser neue Subjektivismus, einmal durchgebildet, für das Wesen der Staatsbildung gegenüber dem früheren Individualismus grundsätzlich und den innersten Konsequenzen seines Wesens nach zu bedeuten hatte. Und da ergiebt sich denn, daß das neue Zeitalter zu fast gänzlicher Zerstörung der alten politischen Ziele und zu einer vollen Neubildung anderer staatlicher Ideale führte und führen mußte. Wie konnte vor allem jetzt noch von der hergebrachten Staatsbevormundung und der Omnipotenz der Fürsten, wie von dem Staatszweck einer allgemeinen Beglückung der einzelnen Staatsbürger die Rede sein? Diese neuen Staatsbürger wollten garnicht in erster Linie ein ihnen objektiv zugemessenes Glücksquantum von oben her erhalten und genießen: sie wollten vor allen Dingen nichts sein als politische

Subjekte und deshalb suchten sie ihr Glück darin, ihre staatliche Welt zu formen als ein ihnen untergebenes Objekt, in ihrer Weise. Freiheit in diesem Sinne: Freiheit der Eigenbewegung, das war ihr erster Ruf, und nach dieser Devise waren sie bestrebt, das öffentliche Wesen umzugestalten. Und da ergab sich denn logischer Weise sehr bald eine Doppelheit von Idealen für die engere und weitere Umwelt, in der sie standen, für die Gemeinde und den Staat: Freiheit der Selbstverwaltung im Engeren, und im Weiteren Teilnahme an der herkömmlichen Leitung der Staatsgewalt derart, daß deren Durchbildung im Sinne größter Bewegungsfreiheit der Einzelpersonen gewährleistet ward: Konstitutionalismus. Konstitutionelle Monarchie und Selbstverwaltung wurden damit die großen Ziele der neuen Zeit, soweit diese an das Gewordene anknüpfte und sich in den Grenzen des Erreichbaren hielt; und nur da, wo sie dessen Grenzen überschritt, formte sich auch ihr staatliches Ideal, ohne Rücksicht auf die bestehenden Verfassungen, nach den weitgehendsten Zielen der Selbstverwaltung um und lautete auf Republikanismus.

Freiheit des Subjektivismus: so kann man jetzt wohl allgemein und zusammenfassend das politische Ideal der neuen Zeit bezeichnen: jenes Ideal, das zu erfüllen das ganze 19. Jahrhundert beflissen gewesen ist, unter dessen mildem Schutze auch wir noch schaffen. In der besonderen Sprache der Politik aber wird man dies Ideal wohl am besten das demokratische nennen, freilich in einem Sinne dieses viel gebrauchten und mißbrauchten Wortes, der vornehmlich in der Welt der romanischen und englisch sprechenden Völker zu Hause ist; und man wird dann als Gegensatz zu einem so gemeinten Demokratismus das Wort und den Begriff des Autoritarismus zu prägen haben. Dabei wird sich freilich im Folgenden nicht immer vermeiden lassen, das Wort Demokratie auch in dem engeren, spezifisch der deutschen Sprache eigenen Sinne von Herrschaft der unteren Klassen anzuwenden. Doch wird dies zu Mißverständnissen nicht führen.

Wenn nun aber die politische Entwicklung seit 1750 bis zur Gegenwart immer stärker und entschiedener zwischen den Gegensätzen des Demokratismus und des Autoritarismus verlief, so darf nicht vergessen werden, daß die ersten Erscheinungen dieser großen Bewegung schmächtig genug waren und das politische Denken der Zeit noch keineswegs beherrschten. Zudem hatten sie, wie alle ersten Erscheinungen einer neuen geistigen Welt, einen enthusiastischen und leidenschaftlichen, und darum zunächst logisch wenig abgeklärten Charakter. Denn auch im politischen Werden ist nicht der Verstand, sondern das Gefühl im Anfang.

Die ältesten Formen der neuen politischen Haltung fanden sich natürlich in den Kreisen, in denen Empfindsamkeit und Sturm und Drang sich auslebten. Und hier waren es namentlich zwei Punkte, die unterscheidend

hervortraten gegenüber den im allgemeinen noch herrschenden politischen Grundsätzen der Aufklärung: die rege Pflege des nationalen Gefühls, und ein primitiver historisch-politischer Sinn, ein hochgemuter Stolz vornehmlich auf die nationale Vergangenheit. Beides Erscheinungen, die ohne weiteres den Grundtendenzen des Subjektivismus entsprangen. Ein Zeitalter, in dem die Einzelpersonen sich nicht mehr als vereinzelte Individuen fühlten, sondern sich ihres inneren seelischen Zusammenhanges bewußt wurden, bedurfte alsbald eines objektiven Untergrundes für die Abgrenzung dieses Zusammenhanges und lernte diesen Untergrund sehr früh schon gefühlsmäßig als gemeinsame Lebensbasis schätzen. Dieser Untergrund aber konnte in nichts anderem als in der Nationalität gegeben sein und vornehmlich in ihrer alleroffenbarsten Erscheinung, der Sprache. Nicht minder aber wie der Zusammenhang der gleichzeitig lebenden Personen im Raume drängte sich der subjektivistischen Anschauung alsbald auch der Zusammenhang der Personen in der Zeit, der Zeitgenossen und der Ahnen auf: darum hieß subjektivistisches Denken ohne weiteres historisches Denken, und darum wenden sich die Gedanken schon Klopstocks geschichtlich rückwärts, und von den Erinnerungen an nationale Größe getragen, sowie noch von enthusiastischen Regungen erfüllt, vornehmlich den dunkeln frühesten und darum scheinbar erhabensten Zeiten der deutschen Geschichte zu. Armin war damals Deutschlands größter Held, und die Zustände der Bardenzeit erschienen als edelste Ausprägung idealer Zeiten. Zugleich aber erklärt sich aus diesem Zusammenhang das lebhafte und so tief innerliche Interesse, das diese Frühzeit des Subjektivismus an der Antike nahm: ein Interesse, das dann bekanntlich zu einer letzten hellenischen Renaissance geführt und die Zeiten des dichterischen Klassizismus aufs stärkste befruchtet hat. Politisch gelangte diese geschichtliche Wendung des frühen Subjektivismus vor allem in der Schwärmerei für die altrepublikanischen Staatswesen, in der harten Erziehung zu den sogenannten republikanischen Tugenden des Römers, sowie in dem gellenden Ruf In tyrannos zum Ausdruck, wie ihn die Männer des Sturmes und Dranges, die Hainbündler, ein Schiller wunderlich genug mitten hinein in friedliche Zeiten erschallen ließen.

Eine weitere Periode der Durchbildung subjektiven Seelenlebens wird durch die Romantik bezeichnet. Die Romantik ist in manchen Gegenden Deutschlands in voller Wucht der Strömung unmittelbar auf Sturm und Drang gefolgt, so z. B. in Schwaben; anderswo bestand sie anfangs als Unterströmung unter dem Klassizismus, von dem bald die Rede sein wird; offen zu Tage trat sie allenthalben im letzten Jahrzehnt des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Sie läßt im ganzen zunächst nur die schon von der subjektivistischen Frühzeit angeschlagenen Töne verstärkt und in reinerem Ausdruck verlauten: der

enthusiastische Rückblick auf die Vergangenheit wird zu liebevoller historischer Versenkung in die Zeiten namentlich des Mittelalters, wenn freilich auch sie gewisser poetischer Momente noch keineswegs entbehrt; und der nationale Sinn erblüht, vornehmlich in den Jahren napoleonischer Fremdherrschaft, zu opferbereitem und thateifrigem Patriotismus.

Aber neben diese abgewandelten alten Elemente treten doch auch neue Erscheinungen. Sie erklären sich aus dem mittlerweile fortgeschrittenen seelischen Prozesse des Subjektivismus. Die Betonung des Subjektes im Menschen war in den führenden Schichten schon während der Jahre des Sturmes und Dranges bis zum Kultus des Genies fortgeschritten; jetzt, in der Frühromantik, entwickelte sich aus ihr eine völlige Selbstüberhebung des Einzelnen, ein ironisches Schweben über den Dingen, schließlich eine blutleere Verherrlichung des eigenen Ichs. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß diese Ausschreitungen starke Gegenwirkungen hervorriefen. Gerade diejenigen der Romantiker, die einem so übertriebenen Subjektivismus am meisten gehuldigt hatten, verfielen der Regel nach aufs tiefste einer neuen Gebundenheit ihres inneren Seins: sie flüchteten in den Schoß der katholischen Kirche als der treuesten Depositarin mittelalterlichen Seelenlebens; und sie gelangten auch für die weltlichen Dinge zu Anschauungen, die nur durch Wiederbelebung vergangener oder vergehender Staatsideale hätten Wirklichkeit werden können.

Es sind für den ferneren Verlauf des 19. Jahrhunderts überaus wichtige Zusammenhänge: denn eben nicht zum geringsten geisteskräftige Führer der Nation betraf dies Geschick. In der Wandlung der Romantik zu einer Verehrerin der alten Kirche lag der erste starke Anlaß zur Renaissance des Katholizismus; es wird davon später die Rede sein. Und aus der entsprechenden Wandlung auf staatlichem Gebiete gingen die Strömungen des modernen Feudalismus und Legitimismus hervor; es sind die Anfänge besonderer konservativer Parteibildung. Aber in dem unmittelbaren und stracken Verlauf der frühen subjektivistischen Strömungen hatte sich vor deren reaktionärem Zusammenbruch in der Romantik eine Periode eingeschoben, der man den Namen des Klassizismus gegeben hat, indem man sie zunächst nur auf dem litterarischen Gebiete erkannte und kennzeichnete. Sie ist indes viel allgemeinerer Art, wie sich schon daraus ergiebt, daß ihre konsequente Ableitung allein aus den litterarischen Voraussetzungen der vorhergehenden Periode des Sturmes und Dranges bisher nicht hat gelingen wollen. Was sie charakterisiert, ist ganz allgemein eine erste gesunde Verschmelzung noch lebenskräftiger Prinzipien der Aufklärung mit einem nicht übertriebenen Maß von Subjektivismus: und insofern, als eine der gegenüber neuen seelischen Strömungen stets nötigen Synthesen des Werdenden mit dem Gewordenen ist sie die entwickelungsgeschichtlich nächste

und legitimste Fortsetzerin der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges gewesen: darum hat sie auch außerordentlichen Einfluß gewonnen: Goethe und Schiller, Kant und Wilhelm von Humboldt gehörten ihr an, und Goethe war ihr größter und entschiedenster Vertreter. Sie war nun auch auf staatlichem Gebiete von größter Bedeutung; denn in ihr stellte sich neben den litterarischen ein politischer Klassizismus. Dieser Klassizismus nahm zunächst die neuen Lebensformen des Subjektivismus völlig auf und prägte sie in gemäßigtem Sinne politisch aus: seine Ideale waren Selbstverwaltung und konstitutionelle Monarchie. Aber er hielt dabei als Ziel für die praktische und inhaltliche Bethätigung dieser neuen Formen vielfach die Ideale der Aufklärung fest, nur daß er sie prinzipieller faßte und möglichst stark ausweitete: Freiheit der wirtschaftlichen und geistigen Bewegung der Persönlichkeit war deshalb sein Ideal, und Freiheit darum des Eigentumserwerbs, der landwirtschaftlichen, industriellen und kommerziellen Berufe, Freiheit des Gewissens und der Meinungsäußerung, sowie Liquidation des alten Staates, soweit er dieser Freiheit entgegenstand.

Waren dies die grundsätzlichen Zusammenhänge und Forderungen, so traten ihnen in dem konkreten Bilde der mannigfachen, auf dem Boden des politischen Klassizismus verlaufenden Strömungen doch sehr verschiedenartige Zusätze hinzu. Die Anfänge waren auch hier noch verhältnismäßig radikal; während die Entwickelung einer kräftigen Selbstverwaltung und eines auf ihr aufgebauten konstitutionellen Staatswesens notwendig zu starken staatlichen Eigenpersönlichkeiten und damit zu Staaten mit dem Bedürfnis der Machtentfaltung auch nach außen hin führen muß, wollte Wilhelm von Humboldt, in seinem Versuche, die Grenzen der staatlichen Wirksamkeit zu bestimmen einer der frühesten Vertreter des politischen Klassizismus, den Staat noch auf Funktionen beschränken, die kaum etwas anderes als das innere Staatsleben ins Auge faßten und auch auf diesem Gebiete wiederum dem Staate keine andere Rolle zuwiesen, als die der ordnungstiftenden segensreichen Himmelstochter, um die Umschreibung Schillers, die des Ruhe stiftenden Nachtwächters, um die weniger anerkennende Charakteristik späterer Zeiten anzuwenden. Freilich: bald erhoben sich ganz andere Ideale, vorbereitet durch die Schriften Mösers, klar erkannt besonders von den Männern, denen die Wiedergeburt Preußens im ersten und zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verdankt wurde, vor allen vom Freiherrn von Stein. Es waren Ideale, die zum großen Teile im Anschluß an die geschichtliche Vergangenheit der Nation vor den Zeiten der Aufklärung entwickelt wurden, so wie diese in tausend genossenschaftlichen Überlieferungen und Traditionen gemeindlicher Selbstmacht noch in der Staats- und namentlich der Kommunalverwaltung aus den Zeiten des Mittelalters bis in die Gegenwart hineinragte; Ideale, die zeitig durch das Ein-

dringen fremder Lehren, des Physiokratismus, des Industriesystems Adam Smiths, der Erfahrungen und Errungenschaften der französischen Revolution an Klarheit und Zusammenhalt vieles gewannen. Es war jene Richtung des Klassizismus, die besonders fruchtbar wurde; aus ihr ist vor allem das Preußen der Jahre 1806—1848 hervorgegangen, jenes Preußen neuer Freiheiten und ziemlich entfalteter Selbstverwaltung, auf das dann das Preußen der konstitutionellen Monarchie, das Preußen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefolgt ist.

Waren nun aber mit all diesen neuen Strömungen, mit der eines enthusiastischen Subjektivismus nationalen und teilweis republikanischen Charakters, mit der einer Romantik, die zu feudalen, legitimistischen, konservativen und klerikalen Neigungen führte, mit der endlich eines Klassizismus, dem die Ideen der Selbstverwaltung und der konstitutionellen Monarchie unter den Freiheiten der Aufklärung entsprangen: waren mit all diesen Strömungen schon politische Parteien oder auch nur ausgesprochene litterarische Parteiungen gegeben? Keineswegs! Nur Gährungswerte für die Bildung künftiger Parteien lagen in ihnen vor. Aber freilich Gährungswerte von der allergrößten Bedeutung, die zur Parteibildung notwendig führen mußten, sobald für diese das entsprechende Gefäß vorhanden war: der moderne Staat. Dann mußte sich der radikale Subjektivismus politisch in eine Demokratie im engeren deutschen Sinne des Wortes, die Romantik in die Prinzipien der konservativen und klerikalen Parteien, der Klassizismus in den Liberalismus umsetzen.

* * *

Woher und wie erhielten nun die Deutschen den modernen Staat?

Zwei Momente des staatlichen Lebens sind in der deutschen Geschichte besonders tief fundamentiert: das Heerwesen und die Monarchie. So lange man die Nation kennt, war sie kriegerisch; stets, und am allermeisten in den frühesten Zeiten, machte die Heeresverfassung einen durchaus wesentlichen Teil ihrer Verfassung aus: nil agunt nisi armati (Tac. Germ. c. 13). Kriegswesen aber heißt Disziplin und heißt Autorität: unmittelbar kam der kriegerische Sinn der inneren Stärkung der Monarchie zu gute. So steht denn neben dem militärischen das monarchische Prinzip; und man kann behaupten, daß von den Zeiten an, über die Cäsar und Tacitus berichten, bis auf den heutigen Tag sich mit geringen Wandlungen gewisse Grundtendenzen der Art erhalten haben, in der der Deutsche die Monarchie betrachtet. Stets hat sie als oberste Autorität gegolten, stets aber ist sie auch in ihrer Auswirkung beschränkt gedacht gewesen durch die sei es stillschweigende, sei es laute Zustimmung des Volkes.

Es versteht sich unter diesen Umständen, wie nahe dem Deutschen der Begriff der konstitutionellen Monarchie liegen mußte, sobald er einmal irgendwo entwickelt wurde, und wie fern der Nation in ihrer stärksten Mehrheit eine andere Lösung stand, die sich an sich gleichzeitig darzubieten schien, die republikanische. Nur von konstitutioneller Monarchie konnte unter Deutschen in modernen Zeiten ernstlich die Rede sein.

Im übrigen aber war der Übergang zu der modernen Staatsform des Konstitutionalismus Sache der Durchbildung der Individuen zu voller subjektiver Persönlichkeit: denn der moderne Staat ist ein unmittelbarer Ausfluß dieser modernen Persönlichkeit. Sind aber die konstitutionellen Monarchien in Deutschland auf diesem Wege, auf dem Wege der Durchbildung sozialpsychischer Voraussetzungen von unten her zu staatlichen Einrichtungen entstanden? Keineswegs! Im Grunde und vollkommen hat nur ein Staat diese organische Entwickelung durchgemacht: Preußen. Es ist schon angedeutet, wie die Stein-Hardenbergsche Periode hier vom Standpunkte des politischen Klassizismus aus die tiefsten Grundlagen eines neuen Staatslebens legte; wie hier früh — und gewiß ein wenig revolutionär — die jungen Freiheiten des modernen Staates begründet, wie ein Leben der Selbstverwaltung entfesselt ward. Erst später folgte dann — manchem zu spät — die Begründung der oberen, der eigentlichen Staatsverfassung im Sinne des Konstitutionalismus. Wie man nun aber auch über das Zeitmaß denken mag, in welchem diese ganze Entwickelung verlief: sicher ist, daß die Aufeinanderfolge der einzelnen Ereignisse in der Richtung von der Selbstverwaltung zum Konstitutionalismus den Charakter organischer Entwickelung trug: und daher die unverwüstliche Gesundheit dieses Staatswesens und seine vorbildliche Wirkung in der ganzen zweiten Hälfte des Jahrhunderts, trotz gelegentlicher Versäumnisse der Fortbildung.

Die anderen deutschen Staaten dagegen — von Österreich braucht in diesem Zusammenhange nicht geredet zu werden — erfuhren zumeist nicht eine so gesunde, von unten emporquellende Durchbildung. Sie waren ihrer Zeit — mit ganz wenigen Ausnahmen — alle Rheinbundstaaten: und sie sind darum alle mehr oder weniger durch die französische Entwickelung beeinflußt worden, mag nun ihre Verfassung aufs stärkste nach französischem Muster ausgestaltet worden sein, wie in dem größten dieser Staaten, in Bayern, oder mag der fremde Einfluß nur mittelbarer und teilweis nicht bloß während der napoleonischen Aera, sondern auch später, und namentlich wieder zu den Zeiten der Julirevolution gewirkt haben, wie bei fast allen andern Kleinstaaten, die sich vor 1848 einer modernen Verfassung erfreuten.

Indem nun dies die Lage war, erhielten diese Staaten alle etwas von

dem, was wir als unorganisch empfinden, wenn wir uns die Übertragung einer europäischen konstitutionellen Verfassung, etwa der berühmten belgischen Charte, auf andere Verhältnisse, etwa die der Balkanstaaten vorstellen: wenn auch nicht entfernt in dem Maße, wie bei den herangezogenen Vergleichsländern, so doch immerhin in merklicher Weise erschien das, was geschaffen wurde, als etwas Künstliches, wurden Zustände von oben herab eingerichtet, statt von unten herauf organisch zu wachsen: entstanden Verfassungen ohne den sorglichen Unterbau jener Selbstverwaltung, die für ein volles Ausleben der seelischen Haltung des Zeitalters unerläßlich ist.

Die Folge war ein gewisser Formalismus des oberen staatlichen Lebens, eine starke, wesentlich lehrhaft-juristische Begrenzung seiner Verhältnisse und Wirkungen, eine Begrenzung, welche die Sicherheit ersetzen sollte, die in organisch erwachsenen Staatsbildungen, wie z. B. im höchsten Grade in der englischen, durch den ruhigen Atemzug lebendiger unterer Institutionen gewährleistet wird. Es war die Art, in der auf deutschem Boden wesentlich mit das Ideal des Rechtsstaates entstand. Wohl wurden alle die sittlichen Pflichten, welche die Aufklärung dem Fürsten als dem wohlwollenden Träger der Autorität ans Herz gelegt hatte, systematisiert und in die kanonische Form von Rechtsforderungen gegen den Staat gegossen; und da, wo im 18. Jahrhundert die freie Erwartung des Unterthanen und die gütige Willkür des Fürsten hatten schalten und walten können, zeigte sich nun die Regel juristischen Zwanges. Es ist eine Wandlung, die bis zu einem gewissen Grade sicherlich auch bei jedem anderen Übergange zur konstitutionellen Monarchie hätte eintreten müssen, denn ein geschriebenes Recht, ein Blatt Papier, um mit Friedrich Wilhelm IV. zu reden, hatte jetzt unter allen Umständen das bisher virtuelle Verhältnis zwischen Souverän und Staatsbürger innerhalb gewisser Grenzen zu regeln: daß sie aber so stark eintrat, war doch in vieler Hinsicht besonders durch die unorganische Entstehung der konstitutionellen Monarchie in den kleinen Staaten veranlaßt.

Man muß sich das vergegenwärtigen, wenn man unter anderem dreierlei verstehen will: den Charakter der deutschen Parteien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, den Verlauf der Einheitsbewegung in den Jahren 1848 und 1849 und die Entstehung der deutschen Sozialdemokratie.

Daß in den konstitutionellen Mittel- und Kleinstaaten nach 1815 Anfänge wirklicher Parteibildung auftauchten, war selbstverständlich. Denn wie wäre ein konstitutioneller Staat ohne Parteien denkbar? Diese Parteien sind ebenso Ausdruck eines subjektivistischen Seelenlebens, wie dieser Staat; denn eben dadurch entstehen sie, daß jetzt jedermann, oder mindestens jedermann aus den führenden Volksschichten, die innere Möglichkeit und Neigung zur selbst-

ständigen politischen Meinungsbildung besitzt und aus ihr heraus freien Anschluß sucht an Männer, die in verwandter Weise denken. Freilich: wird nicht, indem dies geschieht, die Freiheit der Meinungsäußerung doch wieder beschränkt? Nivelliert nicht jedes Parteiwesen die an sich subjektiven Erfahrungen? Gewiß hat die Geschichte des 19. Jahrhunderts mittlerweile gelehrt, daß politisches Parteileben nicht bloß die Übereinstimmung zwischen gewissen Gruppen von Staatsbürgern in gewissen politischen Fragen bedeutet. Sehr bald tritt vielmehr neben die von allen selbstthätig gewonnene Übereinstimmung die Einwirkung der Parteigrundsätze auf einen jeden, der einer Partei lebendig angehört, sowie auch der Parteigenossen unter einander, und die Folge ist eine gewisse Abschleifung des Persönlichen bei jedermann: denn unmöglich können die Parteihandlungen allen innerhalb der Partei vertretenen Schattierungen der Ansichten gerecht werden. So ist denn die einebnende Wirkung des Parteilebens nicht zu bestreiten, und daher scheint es fast undenkbar, daß die geistige Haltung alteingelebter Parteien eine andere sei als die kollektiver Mittelmäßigkeit. Ist dem aber so, so erhält freilich der Subjektivismus in der zu seiner Blüte notwendigen Parteibildung wiederum ein beschränkendes Element, ein Element, das auf eine schärfere Formulierung der Parteiforderungen und damit der staatlichen Ideale hindrängen muß.

Man sieht, wie sich hier allgemeine Entwicklungserscheinungen des Parteilebens mit den in der Entfaltung des Konstitutionalismus liegenden Bedingungen einer Rechtsformulierung staatlicher Ziele begegnen, und es ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, wie dieser Zusammenhang in den deutschen Verfassungsstaaten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts umsomehr an Stärke und Zähigkeit gewann, als das Leben dieser Staaten etwas an sich Künstliches, und das will sagen Formales aufwies. Die Folge war eine Ausbildung der Rechtsstaatsideen, welche den Parteien — zumal innerhalb der verhältnismäßig sehr kleinen räumlichen Rahmen ihrer praktischen Bethätigung — wenig Möglichkeiten zur Erwerbung eines weiteren Horizontes übrig ließ. Man baute allerdings Luftschösser und sah manch glänzende Fata Morgana konstitutioneller Entwicklung, so wie etwa die deutschen Architekten dieser Zeit sich, bei den ärmlichen Mitteln der Nation, vielfach mehr in phantastischen Bauprojekten als in realen Schöpfungen ergingen, allein zu einer praktischen Durchbildung höherer und moderner staatlicher Forderungen, die sich elastisch erst zu entwickelnden größeren Verhältnissen angepaßt hätten, kam man nicht. Ja nicht einmal zu einem wirklich warmen Gefühl des Patriotismus gelangten wenigstens die radikalen Parteien in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts; noch die Demokratie der dreißiger Jahre war im wesentlichen kosmopolitisch. Aber auch der gemäßigte Demokratismus, den man

etwa von nun ab als Liberalismus bezeichnen mag, war weit davon entfernt, in dem großen Zuge jenes politischen Klassizismus weiter zu denken, der sein Ahne war. Die Interessen schrumpften zusammen; man verkapselte sich in enge Formulierungen und glitt von diesem Zustand her hinein in die turbulenten Zeiten der vierziger Jahre.

Denn so wenig auch der neue Staat der subjektiven Persönlichkeit glänzend oder auch nur ausreichend auf deutschem Boden ausgebaut worden war und so sehr man sich lange Zeit hindurch mit einer mehr doktrinären Verkündigung der Lehren der konstitutionellen Monarchie wie eines freiheitlichen Lebens in dieser nach den etwas erweiterten Idealen der Aufklärung begnügte: immerhin ward doch der aufs tiefste begründete Zug des Subjektivismus zur nationalen Einheit wirksam und nahm an Gewalt und Ungestüm zu, je mehr ihn die Bundesverfassung des Jahres 1815 zu unterdrücken suchte. Unitarische und konstitutionelle Forderungen verbanden sich, und neben den nationalen Liberalismus trat seit 1840 immer sichtlicher eine Demokratie, die sogar republikanischen Endzielen zusteuerte. Der Ausgang, den die Bewegung dann Ende der vierziger Jahre nahm, ist bekannt. Der kurzen Entfaltung eines deutschen Parteiwesens von ungewöhnlichem Glanze folgte die jäheste Enttäuschung. Und nicht durch die einzelnen parlamentarischen Führer ward sie verschuldet. Das unentwickelte Wesen vielmehr der politischen Parteibildung an sich in den Zeiten vor der Revolution rächte sich jetzt bitterlich. Fest eingeschrieben auf die in sorglich engen Grenzen gehaltenen Lehren des Rechtsstaates und darum einem fast abstrakt gehaltenen Programm des Liberalismus huldigend waren die führenden Parteien der Frankfurter Nationalversammlung nicht imstande, sich auf einen in festgewurzelten Beständen der Selbstverwaltung verankerten Liberalismus im Reiche zu stützen und entbehrten darum von dem Augenblicke an, da ihnen die Einzelstaaten, vorweg die beiden Großstaaten Österreich und Preußen, in entschiedenem Wollen entgegentraten, nicht bloß der nötigen Macht, um erhaltene Schläge zu parieren und wiederzugeben — nein sogar des entscheidenden Machtgefühls. Erst das Rumpfparlament in Stuttgart hat deutlicher etwas von diesem Mangel empfunden, natürlich ohne ihn noch beseitigen zu können. Die Einzelstaaten triumphierten daher, sobald sie sich, namentlich in Wien und Berlin, von den heimischen revolutionären Vorgängen allmählich erholten; und nachdem Versuche Preußens, eine nationale Einheit auf dem Wege von Fürstenverhandlungen herzustellen, in den Tagen von Olmütz kläglich gescheitert waren, blieb der Gedanke der Einheit lange Zeit, was er früher gewesen war: ein Gedanke. Die große nationale Bewegung hatte somit für die künftige Begründung einer Einheit nur schätzbares Material geliefert — freilich, soweit es sich dabei um das gründliche Durchdenken der

einzelnen Verfassungsmomente, sowie um die Möglichkeit eines engeren und um die Unmöglichkeit eines republikanischen Deutschlands handelte, wirklich schätzbares Material, und nicht bloß Aktenmassen gleich jener Dresdener Diplomatenversammlung, mit der die diplomatische Einheitspolitik Preußens nach Olmütz abschloß.

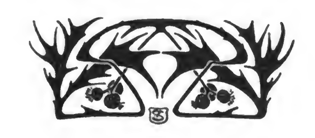
Unläugbar aber blieb: in dem Einheitsdrang der vierziger Jahre waren die liberalen Parteien, welche ihm folgten, vornehmlich an der Abstraktheit ihrer Programme und dem Doktorinarismus ihres Wesens gescheitert. Und diese Abstraktheit und dieser Doktorinarismus gingen auch nach den bewegten Zeiten der vierziger Jahre noch keineswegs rasch verloren, vielmehr hat bald sie, sieht man von zahlreichen Einzelvorgängen ab, noch einmal, in den sechziger und siebziger Jahren eine besonders verhängnisvolle Folge gezeitigt.

Leise seit den vierziger Jahren, ganz augenscheinlich um einige Jahrzehnte später war auf dem Untergrunde der wirtschaftlichen Umwälzungen der Zeit ein neuer, der vierte Stand, ins Leben getreten. Natürlich, daß auch er an den Segnungen des Staatslebens Anteil haben wollte. Und doppelt natürlich, daß er, eben erst in frühen Versuchen der Bildung einer eigenen Weltanschauung begriffen und auf lange Zeit in besonderer Weise wirtschaftlich abhängig, seine politischen Wünsche zunächst auf wirtschaftliche und soziale Erleichterungen richtete, während ihm die eigentlich staatsrechtlichen Probleme noch ferner lagen und von seinem Denken kaum anders als in utopistischen Formen, sei es in denen des Anarchismus, sei es in denen des künftigen allgemeinen Krachs der bestehenden Welt mit kommunistischen oder sozialistischen Folgeerscheinungen gestreift wurden. Hier wäre es nun Aufgabe einer umfassenden politischen Bildung der älteren Schichten gewesen, die Einordnung der neuen sozialen Schicht in den Bereich der konstitutionellen Monarchie denkend und helfend anzubahnen.

Allein da zeigte sich, daß das politische Vermögen der Nation dieser Aufgabe nicht gewachsen war. Und klar tritt der tiefste Grund dieser Unfruchtbarkeit zu Tage. Dies politische Vermögen hatte sich im Ausbau des Rechtsstaates festgelegt, und so gelang es ihm nicht mehr, die Pfade zu einem sozialen Ausbau der Ideale der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu finden. Erst die achtziger Jahre haben hier alte Unterlassungssünden zu tilgen begonnen; aber die Initiative dieser Jahre ist nicht mehr von den politischen Parteien der Zeit vor 1870, sondern von einem Staatssozialismus ganz anderen Ursprungs ausgegangen.

So hatten denn der Verlauf der politischen Einzelentwickelung vor 1848, die Einheitsbewegung von 1848 und die Entfaltung der politisch-sozialen Kräfte nach 1848 in gleicher Weise gezeigt, was dem deutschen Parteileben noch fehlte: es war die engste, von unten her geschlossen aufsteigende Ver-

bindung mit dem Staatsleben und dementsprechend die Virtuosität der politischen Praxis und jener Wille zur Macht, der von einem wahrhaft politischen Leben des aufstrebenden subjektivistischen Zeitalters unzertrennlich ist. Und es leuchtet ein, daß diese Momente und Eigenschaften nach dem ganzen Gange der Entwicklung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jetzt nur noch durch eine stärkere Sozialisierung des Parteilebens und durch einen mit Hilfe der Parteien durchgeführten Ausbau der Selbstverwaltung in den deutschen Territorien entwickelt werden konnten — natürlich auf Kosten der alten, abgeschlossenen und noch mit tausend Aufklärungselementen durchschossenen Systeme politischen Denkens aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Die Zeit nach 1848, die diesen Mangel erkannte, hat ihn denn auch abzustellen begonnen, und andere hier noch nicht genauer darzulegende Vorgänge haben späterhin in gleichem Sinne gewirkt: eine volle Umbildung der Parteien ist dann seitdem eingetreten: eine Umbildung, die heute vielleicht schon allzusehr das systematische Durchdenken des Kulturgehaltes auf seine politischen Bedürfnisse hin hat zurücktreten lassen zu Gunsten der bloßen Beachtung übermächtig andrängender partikularer, insbesondere sozialer und wirtschaftlicher Interessen.





Die Natur bei Richard Wagner.

Von

Paul Schubring.

1.



ie moderne Malerei hat als ihr besonderes Thema die Landschaftsmalerei aufgestellt. Wir sind in ein immer persönlicheres Verhältnis zu der uns umgebenden Außenwelt geraten; nicht nur scheue Verehrung oder empfindsame Hingabe, nicht ein romantischer Kultus oder ein schwülstiger Pantheismus binden uns an die Natur. Es geht uns der Natur gegenüber wie Faust, der dem Erdgeist dankbar bekennt: Nicht nur kalt staunenden Besuch erlaubtest du, gestattest mir in deinen Busen wie in den Busen eines Freunds zu schauen. Die gewaltige Entwicklung der Naturwissenschaften hat uns die unendlichen Kräfte der Natur im einzelnen aufgedeckt und die großen Gesetze verkündet, die durch alles Werdende durchgehen und sich am Kleinsten wie am Größten beobachten lassen. Die frühere Art, wie man sich mit der Natur abfand, muß uns heute als zu allgemein, ja fast als banausisch erscheinen, seit uns das Einzelne ein viel eindringlicherer und intimer redender Zeuge der großen Weltgesetze geworden ist. Das empfanden gerade die Landschaftsmaler, die eine gründliche Revision ihrer Aufgabe vornehmen mußten. In immer neuer physiologischer Differenzierung werden heute die stillen Geheimnisse der Landschaft, wie Klima und Sonne, Regen und Klarheit, Wärmegehalt und Feuchtigkeitsgrad sie bedingen, begriffen und statt der landschaftlichen Kulisse tritt das landschaftliche Porträt heute schon als fast allein berechtigt hervor. Die Landschaftsmalerei des naturwissenschaftlichen Zeitalters kennt nicht die sonnendurchglühten Morgenbilder Claude Lorrains, nicht die

phantastischen Nebel Turners, sie will von Rembrandts Morastgedichten und von Ruysdaels schwermütigen Waldsee-Bekenntnissen nichts wissen; sie ist innerlich kühl, objektiv, fast nüchtern und sättigt das Auge mehr als die Seele, da sie von der Beobachtung und nicht von der Phantasie aus geht. Es ist kein Zufall, daß diese moderne Landschaft von den Romanen entdeckt wurde, und daß ihre bedeutendsten Vertreter in Deutschland Juden sind. Schon die Thatsache, daß diese Landschaftsmalerei international ist, läßt erkennen, daß wir es hier mehr mit technischen Problemen als mit einer schöpferischen That zu thun haben.

Es haben sich denn auch in Deutschland längst die Männer gefunden, welche diese Art der objektiven Landschaft ablehnen aus dem tiefen Bedürfnis nach seelischer Mitteilung. Der eine Namen Boecklin sagt genug. Diese Künstler porträtieren die Landschaft nicht, sondern sie schaffen aus der Phantasie, in Hinsicht auf bestimmte seelische Qualitäten. Dabei drängt der eine mehr auf den festlichen Zauber der aufbrechenden Frühlingspracht, der andere mehr auf den Stimmungsgehalt stillerer Kräfte; der Marées-Schule kommt es lediglich auf die großen Raumgedanken an, um große Empfindungen zu wecken. Das Gemeinsame ist, daß alle diese Künstler die Naturerscheinungen meistern, ihre üppigen, aber losen Kräfte binden und auf eine einzige starke Wirkung hinzwingen. Sie haben von den Objektiven gelernt, sich streng an die Formen der Natur zu halten und begnügen sich durchaus nicht mit Allgemeinheiten. Aber sie bleiben bei dieser Eroberung nicht stehen; sie füllen ihr Herbarium, um es dann mit besonderer Absicht zu plündern. Das Referat erhebt sich zur Dichtung, das Lauschen geht ins Singen über; mit schöpferischem Willen entsteht neben der ersten eine zweite Natur.

Es erhebt sich hier wieder einmal die alte Reaktion der germanischen Phantasie gegen die romanische Objektivität; wir blicken in einen seit Jahrhunderten währenden Kampf herein, der dauern wird, solange die germanische Kultur der romanischen gegenübersteht. Es ist nun sehr reizvoll zu beobachten, wie der zweiten Richtung, der spezifisch deutschen Landschaftsmalerei, die soviel jüngere Kunst der Musik zu Hülfe kommt.

Richard Wagners Landschaftsmalerei ist ein freudiges, unverhohlenes Bekenntnis zu der zweiten Gruppe. In welchem Sinne, mögen die folgenden Zeilen darzustellen versuchen. Sie sind geschrieben unter dem Eindruck der diesjährigen Festspiele und beschränken sich deshalb auf die heuer dargestellten Werke: den fliegenden Holländer, Parsifal, und den Ring des Nibelungen. Seit manchen Jahren



pilgere ich auf dem geliebten fränkischen Hügel; jedesmal ergeben sich neue, köstliche Entdeckungen. Diesmal habe ich alles darauf hin betrachtet, wie weit die Natur bei Wagner redet. Die Bühnenbilder, namentlich im Ring und Holländer, waren so unbeschreiblich groß, vornehm, ausdrucksvoll, jedem Effekt entrückt und doch ohne falsche Zurückhaltung, daß man das wirkliche Spiel der Elemente zu erleben glaubte. Bei der Aufführung der Götterdämmerung hatte sich ein Vogel in den Soffiten verfangen; plötzlich flog er auf, mitten durch die Scene. Es war so natürlich, daß man erst hinterher merkte, daß dieser Vogel nicht absichtlich losgelassen war. Der Wald schien zu duften, die Sonne brannte und der Wind fächelte die Eichblätter. Trat man dann aus dem Haus und ging den Hügel herauf in den Wald, so war es derselbe, in dessen Schatten eben noch Siegfried gesessen. Und heute noch, nach Wochen, wo ich in den Tiroler Alpen sitze, kann ich die Berge und Wolken nicht anders betrachten, als in der Erinnerung an die Berge der Nibelungensage und die Wolken am Brünnhildenfelsen.

2.

Es ist bekannt, wie die Erscheinung des fliegenden Holländers in Wagners Seele Gestalt gewann. Auf einer stürmischen wochenlangen Fahrt im Segelschiff zwischen Riga und Dieppe hat er zwischen den gefährlichen Scheeren das bleiche Gesicht des schwarzen Mannes auftauchen sehen, dessen Schicksal endlos wie die Welle ist. Unermeßlich und unendlich, glänzend, ruhig, ahnungsschwer — so rauscht die ewige Meereswelle im „Holländer" vor uns auf; unermeßlich und unendlich wie dieser Salzsegen ist der Fluch des durch alle Zeiten und Zonen stürmenden Seefahrers. Das Drama ist ein einziges großes Seegedicht; Sentas Ballade, welche das Geschick des Seefahrers darstellt, ist nicht nur der Höhepunkt des Werkes, sondern führt den erhabenen Kontrast von Wellenleben und Menschenleben in furchtbarer Schwere vor uns auf. Alle Regie ist hier Steuermannskunst. Die Segel werden gerafft und gewaschen, die Taue gedreht, der Anker gewunden, Matrosenlieder schallen, Matrosenliebchen bringen ihre Futterkörbe den Abfahrenden. Schwere Matrosenschuhe schlagen beim Tanz an der Düne auf. Alle Scenen sind durchzogen von der frischen Brise der Salzflut. Dem Meer verdanken alle diese Menschen ihr Dasein, ihr Glück, ihren Tod. Ob auch das nasse Wellengrab fast allen sicher ist, freudig fahren sie immer wieder hinauf auf die Höhe. Diese Fesselung an das Wasser bindet den „Holländer" mit dem größten Seegedicht der alten Zeit, mit der Odyssee, zusammen. Hier wie dort trifft der Fluch einen Mann, der das Land nicht finden kann.

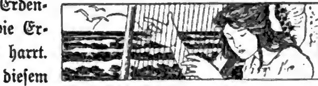
Man könnte sich die Stärke des Meeresempfindens bei allen diesen Leuten vorstellen, wenn man früge, wie viele nasse Leichen schon jeder von diesen Küstenbewohnern begraben hat. Wir hören freilich nicht direkt von Toten. Aber eine tote Gestalt steht im Hintergrund, nie erwähnt und doch immer wieder von unserem Wunsch ins Leben zurückgebeten — das ist Sentas Mutter. Senta lebt einsam heran. Der Vater ist fast immer fort und will heimkehrend gehätschelt sein; Frau Mary ist eine brave Schaffnerin, die alles blitzblank hält, aber Träumereien gegenüber hart ist. Sie mag wie alle Mädchen in der Jugend ihre Holländerträume gehabt haben; aber nun will sie nichts mehr von dem dunkeln Märchen wissen, weil ihr liebes Pflegekind in Gefahr ist, sich daran zu verlieren. Eine Mutter hätte doch anders gehandelt; sie hätte lieb und langsam das Tochterherz gelenkt und geheilt und nassen Augen Recht gegeben.

Es ist nun fast ein Geschick zu nennen, daß dem ganz aufs Meer gerichteten Mädchen ein Bursche werbend sich naht, der eine echte Landratte ist; Erik ist ein Jäger. Ein bodenständiger fester Geselle, mit dem forstlichen Piff-Paff-Credo, dessen Leben vom Hundsgebell und Hussahruf durchzogen ist. Thal und Wiese, Wald und Quelle sind seine Heiligtümer. Ist es zuviel vermutet, daß das Wasser ihm verhaßt gewesen sein mag? Er ist ein Stück gesunder Wirklichkeit, gegen das alle die Seemenschen wie Visionäre erscheinen, wie Wasserwandler und Mondscheinsüchtige. Er ist jung, seine Seele gleicht der jungen Wiese; wenn er alt sein wird, wird er dem Fels an der norwegischen Küste gleichen. Sein Auge späht klar durch den Busch; er kennt nur das feste Ziel seiner Büchse. Allzuscharf macht kurzsichtig; daß andere Menschen andere Ziele haben, kann er nicht glauben. Sein Weg führt vom Strand auf den Berg, in das Innere des Landes. Und er möchte Senta gern in eine Sennhütte holen, wo der Kuhreigen morgens in ein glückliches Stübchen schellt. Man begreift, wie der Vater Daland, der manchen Sturm erlebt und manche Planke verloren hat, sich an dem Schwiegersohn freut, der seine solide Hütte gezimmert hat, in der man beim stärksten Sturm friedlich schlafen kann.

Gegenüber dieser so klaren Wirklichkeit, auf welche Senta sich durch des Vaters Wunsch und des Freiers Hoffnung hingewiesen fühlt, bricht die Seesehnsucht in diesem verwunschenen Kind um so gewaltsamer sich Bahn. Es ist ein durchgehender, durchaus unmoderner Zug bei Wagner, daß seine Gestalten stets von inneren Notwendigkeiten getragen werden und nie ein Opfer der Verhältnisse werden. Man denke sich einmal recht lebhaft in Sentas Lage hinein, als sei sie ein junges Mädchen unserer Kreise. Wer ist so stark, jahrelangem Drängen einem Phantom zu Liebe zu widerstehen? Wer wird da nicht mürbe und beruhigt sich zuerst bei kleinen, dann gründlichen Abstrichen? Man sieht daran recht

deutlich, wie uns Menschen von heute die tieferen Notwendigkeiten fehlen, daß wir mit keiner Scholle, keiner Welle so verwachsen sind, daß unser Wesen und Geschick dadurch festgelegt würde. Aber bring' das Sonnenmädchen aus dem Süden in das Land der Mitternachtssonne — es wird welken. Bring' die Tochter des finnischen Strandes in Algiers Sonne — sie wird matt. So ist es mit Senta, die in den Wald soll.

Nun erleben wir ein wundervolles Gewirk von Enge und Weite. Ein Verfehmter drängt aus der größten Weite, zu der ihn sein Fluch zwang, in einen kleinsten Erdenwinkel, wo die Erlösung seiner harrt. Und aus diesem kleinsten Winkel heraus dringt eines Mädchens Sehnen in die unermeßliche See hinaus. Man stelle sich beide Empfindungen als geometrische Winkel dar — sie decken sich! Ein Wunder will uns gemahnen! Denn wie ungleich sind die Mächte! Dort ein Weltwanderer, hier eine kleine bescheidene Seemannstochter; dort der Reichtum aller Länder, hier ein kleiner Spinnrocken!



Grade dieser Kontrast war notwendig, um die Macht der menschlichen Persönlichkeit so gewaltig erscheinen zu lassen, und zwar die Macht der weiblichen Seele, der weiblichen Liebe. Wie fast immer bei Wagner, so ist es auch hier die Frau, welche die Männer mächtig überragt. Wie kommt dieser gute, kleinbürgerliche Daland zu seiner Tochter? Wie unbedeutend erscheint Eriks kleine Werbung neben des Mädchens Verlangen! Niemand der Ihren ahnt die Kraft, die in ihr steckt, sie selbst auch nicht. Aber als die Stunde der Entscheidung naht, wächst sie über alle heraus. Sie findet einen Ausweg, an den Niemand zu denken gewagt hat. Wieder ist es die geliebte Welle, die ihr den Weg weist. Über Menschenweisheit herüber reicht das Geheimnis der Elemente.

Alter Naturglaube wird hier lebendig. Durch alle Sagenkreise zieht die Gewißheit, daß der Mensch den Elementen gehorchen muß, daß diese mächtiger sind als er, daß die Natur Opfer verlangt. So meldet es die Sage von Jonas, so stammelt noch der schweizer Fischer, der den Föhn auf dem See wüten sieht. Aber was sich als Opfer darstellt, ist in Wahrheit ein Sieg. Das echte Heldentum lebt da, wo der Held sich selber ganz einsetzt. Man muß es erlebt haben, wie die erregten Wellen sich glätten über diesem unschuldsvollen Mädchenleib, wie die tosenden Stürme schweigen und sich in freundlicher Helle beruhigen, und wie die gefriedete Natur aus ihrer wiedergewonnenen Liebesfülle heraus strahlend und jauchzend, wie eine junggekrönte Königin, das leuchtende Symbol des erlösten Menschheitspaares heraushebt.

Wir verdanken Siegfried Wagner die ganz einzigartige Regie des Holländers in Bayreuth. Die großen elementaren Kräfte waren da in voller unverkürzter

Stärke lebendig. Alle Möglichkeiten des lachenden und wütenden, des lichten und schwarzen Meeres waren wirklich zu sehen. Das Duett der sich bäumenden Wellen und der immer wieder aufklatschenden Winde war geradezu ein Phänomen. Man kann der Rührung wohl Raum geben darüber, daß der Sohn das verwirklichen darf, was der Vater so vergeblich ersehnt hat. Wagner selbst hat nie eine echte Holländer-Aufführung erlebt. Mußte er sich doch dazu entschließen, das ganz geschlossen erdachte Werk in drei Akte zu zerschlagen. Dadurch ging ein gewaltiger Kontrast verloren. Die Enge der kleinen Spinnstube mit den surrenden Rädchen und schwatzenden Mädchen soll gegen die weite Seelandschaft, den Ernst der Wellenberge und das gefährliche Matrosenhandwerk ganz absichtlich ausgespielt werden. Dieser Kontrast geht aber verloren, wenn ein Aktschluß eintritt und nach der Pause dann „ein ander Bild" heraustritt. Ganz eindrucksvoll war auch die Wirklichkeit aller scenischen Vorgänge. Die Schiffe waren nicht aus Pappe, sondern schwere Holzkörper; in den Stricken stiegen und kletterten die Matrosen auf und ab. Die Segel klatschten und der Anker rasselte hernieder. An dem Zagen und Hoffen der Herzen nahm der Himmel innigsten Anteil. Unser Ohr, unser Auge, unser Herz löste gleichmäßig Spannungen der Sorge und des Dunkels in hellere Hoffnung und heitere Gewißheit aus. So bekamen die Elemente ihr großes Recht, über dem dann die Liebesthat des weiblichen Herzens sich königlich erhob.

3.

In dem Bühnenweihfestspiel Parsifal wirkt sich die Natur weniger als elementare wie als mildschöpferische und dann als satanische Kraft aus. Dreimal sehen wir die Thäler unter dem Gipfel der Pyrenäen bei Montsalvatsch. Zuerst schläft ein schattiges Thal in der Tiefe, an einem Waldsee, dessen großer Spiegel im Schein der Morgensonne langsam erstrahlt. Der dichte Wald und sein See ist im Süden selten; hier im Gralsgebiet, wo Frieden herrscht, wird kein Baum gerodet und willig senken sich die Wasserwolken auf die Baumkronen. Die Tiere sind zahm und scheuen den Menschen nicht, der ihr Freund ist und sie nicht schlachtet. Frühmorgens, wenn alles noch ruht, kreist der weiße Schwan mit seinem Liebchen über den See, das Wellenbad neu weihend. Der Boden trägt und nährt die Menschen mit würziger Kraft. Alles Gewaltsame fehlt hier, wo nie Blut vergossen wird. Die Pflanzennahrung erscheint als etwas Selbstverständliches.

Man könnte fragen, ob die in diesem Frieden aufwachsenden Menschen geeignet sind, gegen menschliche Bosheit ins Feld zu ziehen? Wachsen in dieser Harmonie die Streiter der bedrohten Unschuld heran? Lohengrin muß

gegen Telramund doch Schild und Schwert haben und Gawan braucht List und Kühnheit, um seine Absichten zu erreichen. Dennoch wird man hier keinen Widerspruch zu sehen brauchen. Die starke Seele ist doch schließlich das Stärkste, was wir haben. Abgerichtete Naturen sind selten kräftig. Diese Templeisen kämpfen „mit seligem Mute“; ihr Wesen ist Harmonie, Gewißheit, Ruhe, Klarheit. Die Unbesiegbarkeit des unerschütterten Glaubens begleitet sie.

Das zweite Naturbild ist das eklatante Gegenbild des ersten. Dort der Friede der still lächelnden Natur, hier ein jähes geiles Aufschießen heißer Kräfte, heißer Säfte zu blendend farbigem Glanze. Eintagszauber ist der Blumengarten, aus überhitztem Boden aufschießend, an überhitzte Sinne sich wendend. Keinen Ruhepunkt giebt es für das Auge, überall blendet es die feurige Pracht satanischer Schönheit. Alles ist in Rot getaucht, alles in der kranken Farbe eines letzten Blühens. Zwischenfarben fehlen; kaum ein wenig Blau. Uns überkommt eine unruhige Beklommenheit bei so viel exotischem Zauber. Fremde Blumenaugen blinzeln uns zu, üppige Gewächse umschmeicheln unsere Knie und locken uns zu schlaffer Rast. Ganz unmerklich wird uns aller Widerstand aus den Knochen gesogen. Es ist, als ob wir im Venusberg wären, und auch uns überkommt Tannhäusers Sehnsucht nach dem frischen Grün der Maienwiese. Der Blumengarten ist ein Capua, das schon den Südländer erschöpft, den Nordländer aber tötet. Diese einschmeichelnden blutsaugenden Kräfte müssen uns mit aller Energie zum Bewußtsein gebracht werden, damit wir Parsifals Widerstand würdigen können.

Dies Lebendigwerden satanischen Blumenlebens vertreten die Blumenmädchen. Sie sehen wie die Unschuld aus, wie ziere bunte Blütchen; klug hat der Teufel sie so harmlos gebildet. Und sie wollen ja auch im einzelnen nichts Böses, sondern nur ziere Schäferspiele mit dem Spielgefährten spielen. So drängen sie kichernd um den friedlichen Knaben. Der hat kein Mädchenspiel gelernt. Mit dem Bogen flitzen, dem Reh nachlaufen, den Kuckuck höhnen, das weiß er. Lachend stößt er die Mädchen zurück.

Da kommt denn die schönste, größte Wunderblume des heißen Gartens zum Vorschein. Sie erblüht vor Parsifal in höchster Schöne, sie glüht in höchstem Feuer, sie duftet im verwirrenden Zauber. Alles, was ein Jünglingsherz bethören kann, erscheint hier. Ja, noch mehr. Die Teufelin schleicht sich ans Herz des jungen Knaben, sie giebt sich als Botin der sterbenden Mutter, sie will des Muttersegens letzten Gruß ihm auf die Stirne küssen — so sinkt der Knabe ihr in den Schoß, und in einem langen schwülen Kuß beginnt die Sinnlichkeit, einen jungen Mann zu vergiften. Leise und unbemerkt hat alles dazu gedient, diesen Augenblick heraufzuführen. Schmeichelnd lockte alles freundlich den Knaben, und alles erschien ihm hold und gut. Im Augenblick der

Verführung bringt dann aber eine ganz andere Kraft durch, welche den ganzen Blumengarten in Trümmer zerfallen läßt. Ein wundervoller Gedanke: das Böse ist nur da vorhanden, wo es schwache Menschen giebt; vor den starken fällt es in sich selbst zusammen und welkt. Wohlgemerkt: Parsifal entflieht nicht unbezwungen dem Blumengarten, sondern dieser versinkt. Man halte das Gegenbild daneben: der sündige Amfortas kehrt in das Gralsgebiet zurück — dieses versinkt nicht, sondern nimmt traurig und gelassen den ersten Verwundeten auf und lindert sein Weh mit der kühlen Welle.

Das dritte Naturbild ist die Charfreitagsaue, der Frühling der wiedererwachenden Natur. Winterliches Dorngestrüpp liegt noch tot da; aber um die Baumstämme haben sich Rosen gewunden, der Wiesengrund lacht im Silberton und durch alle Blüten geht ein feierlich-fröhliches Singen. Es ist nicht mehr die milde ruhige Natur wie an dem Waldsee des ersten Aktes, sondern eine Genesung, ein Auferstehen zieht sich durch alle Kreatur. Die entsündigte Natur erwirkt ihren Unschuldstag. Jener tiefe Friede des Gralsgebietes, dessen Frieden unstörbar schien, war dennoch gestört. Die Sünde hatte das Gralsgebiet verdunkelt. Nun erhebt sich das von neuem Glanz gesättigte Erdreich zu seinem neuen ewigen Hallelujah. Auch hier kommt ein alter, christlicher und indischer Gedanke, von der Erlösung aller Kreatur, zum Vorschein. Je tiefer der Mensch sich mit den Kräften des Bodens und aller Natur verwachsen fühlt, desto gewisser ist ihm eine wahrhafte Erlösung nur in Zusammenhang mit seiner ganzen Sphäre denkbar.

Die drei Naturbilder des Parsifal haben jedesmal ein Gegenstück in drei Architekturen; dem offenen Plan stellt sich die geschlossene Halle zur Seite. Im ersten und dritten Akt ist es der Gralstempel, im zweiten Klingsors Zauberschloß. Wie in den Naturbildern, so stehen sich auch in den Architekturen die Gegensätze schroff gegenüber. Die weiträumige Kuppelhalle des Gralstempels, dem Dom Sienas nachgebildet, feierlich glühend im Gold der Wände und dem Sternenblau der Wölbung, durchgossen von dem milden Rotfeuer der glühenden Schale, ist in allen Stücken das Gegenbild jener finsteren, düsteren Thorburg, in der ein Entmannter sein scheußliches Werk treibt. Dort eine feiernde Gemeinde, brudergetreu und verbunden in reiner Art, voll treuen Glaubens den Gral verehrend; hier ein Einsamer, der gewaltsam die wütenden Triebe zum Todesschweigen gebracht hat und doch die Ruhe nicht finden kann, sondern machtgierig sich verzehren muß.

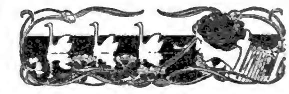
* * *

Schon aus diesen Beispielen, dem Holländer und dem Parsifal entnommen, geht deutlich hervor, daß die Scene bei Wagner viel mehr als Situation ist. Sie hat etwas Persönliches an sich. Gaea taucht auf, um ihren Kindern Kraft und Bodenständigkeit zu geben. Die tiefen Gewalten des Bodens bekommen einen Mund und singen ihr Preislied herunter. Meer und Au, Thal und Küste stehen vor uns wie selbständige Größen. Das Duett zwischen Senta und Erik erweitert sich zu dem Quartett Senta-See, Erik-Wald. Waldsee und Blumenau, Zaubergarten und Zauberschloß im Parsifal sind Wirklichkeiten von zeugender Kraft. Alles ist auf den höchsten Ausdruck gebracht, alles Allgemeine vermieden, alle bloße Stimmungsmalerei abgelehnt. Kunst als Ausdruck — das bekräftigen auch Wagners Naturbilder. Wir werden unwillkürlich zur bildenden Kunst der Gegenwart geführt; es kann nicht zweifelhaft sein, daß Hans Thomas Landschaften mit ihrem tiefen seelischen Gehalt, der sie von den ganzen modernen Stimmungslandschaften unterscheidet, Wagners Naturbildern am nächsten kommen. Wenn wir ferner das Blumenleben des Zaubergartens in den Blumenmädchen inkarniert sehen, so stehen wir sofort Boecklins Landschaften nahe, deren Ausdruck sich im Pan, Centaur, in Nixen und Blumenmädchen verkörpert. Überall sehen wir eine Konzentration der künstlerischen Mittel auf eine höchste Klarheit des Ausdrucks. Man könnte hier auch für die Landschaft von dem Prinzip des Leitmotivs reden, in dem das Allgemeine ein scharfumrissenes Profil bekommt und das lebendige Spiel der Linien und Farben zum präzisen Ausdruck gezwungen wird. Alle große Kunst ist bodenständig gewesen und hat Land und Leute bündig gestaltet. Gerade die deutsche Kunst weist aber allzuviel Etappen des Imports auf und hat an den Folgen solcher Entwurzelung schwer zu tragen gehabt. Wagner hat den deutschen Kunsttrieb wieder tief in die deutsche Erde versenkt und ihm dadurch seine vornehmste Lebenskraft gesichert.

4.

In einem noch tieferen Sinn als der Holländer ist die Trilogie: Der Ring des Nibelungen ein Naturgedicht, in welchem die redenden Menschen mit den stumm sich auswirkenden Elementen eine unauslösbare Einheit bilden. Wie alle Sage ursprünglich Deutung und Darstellung elementarer Phänome ist, deren stillgewaltige Kraft in solchen Sagenliedern und Heldengedichten einen Mund bekommt, um die eigene Schönheit, den Rythmus und die Macht ungeheuren Dranges im großen Gesang herunterzusingen, so hat auch die alte deutsche Sage vom Kampf der Liebe mit dem Gold ihre Wald- und Wasserheimat treu bewahrt. Wagner hat dieser Selbstbezeugung der Natur mit der

glühendsten Verehrung gehuldigt; seine tiefste Leidenschaft mag sich gerade in der Darstellung der Elemente mitgeteilt haben. In dieser Sage vom Ring fand er nicht nur bodenständige Geschlechter, die im Heimatboden gründlich verankert waren; hier bot sich ihm der pompöse Gang der Elemente selber dar, neben dem das Menschenleben fast nebensächlich erscheint. Die Schicksale der Götter, Zwerge, Riesen und Menschen heben sich in der That oft nur wie kleine Silhouetten vor der großen Bühne der Naturmächte ab. Auch hier wieder ist die Scene durchaus aktiv. Sie ist der wichtigste Zeuge; sie ist es, welche die Menschen leitet und herüberführt über die schweren Entschlüsse, die Wendungen. Oft scheinen die Elemente den Menschen zu widerstehen, aber nur um sie zu locken, sich durchzuschlagen. Wie gütige Väter legen sie ihren Kindern große Hände auf's Haupt. Sie lassen geduldig das Böse sich tummeln, weil sie wissen, daß aller Irrtum sich totläuft. Sie betreuen alles Gute und hüten es fein, ewige Kraft aus der unerschöpflichen Tiefe ihm sichernd.



Durch diese Verkettung von Menschengeschick und elementarem Drang gewinnt Wagner sofort den großen Stil der pathetischen Rede. Das Einzelschicksal wird gewissermaßen mit dem Werdeprozeß der Natur verlötet. Im kleinen Wasserspiegel bricht sich die ungeheuere Sonne. Heinrich von Stein hat in seinen schönen Vorträgen über Goethe und Schiller (bei Reclam) ausgeführt, wie Schillers Dramen eine immer neu versuchte Eroberung des pathetischen Niveaus darstellen. Am greifbarsten geschieht es in der Braut von Messina mit dem wieder eingeführten antiken Chor; ein Versuch, der bekanntlich mißglückte. Viel glücklicher ist im Wilhelm Tell die Höhenlage erobert worden und zwar in einer Weise, welche den Tell wie eine Vorstufe zum Ring erscheinen läßt.

Im Wilhelm Tell treten gleich zu Anfang der schweizer Fischer, Hirt und Gemsjäger als Vertreter ihres Landes auf. Es sind nicht Individuen, sondern Landestypen, unabtrennbar von schweizer Bergen, schweizer Seen. Auf der Einheit von Land und Leuten beruht die tragische Kraft des Dramas. Die menschlichen Handlungen, ob gut oder böse, bekommen so etwas Naturnotwendiges und werden der Schuldfrage entrückt. Diese Eigenart stellt an die Scene im Tell hohe Anforderungen, die fast nie verwirklicht werden. Heinrich von Stein hat in den erwähnten Vorträgen so nachdrücklich ermahnt, daß man diese drei elementaren Typen bei der Aufführung in voller Breite zu Worte kommen lasse, in höchst ausdrucksvoller Scene, die ebenso lachend wie gefahrbringend erscheinen muß. Auch hier also aktive Scene, welche alles Einzelschicksal sofort zum Landesgeschick umprägt.

Goethe's Eigenart wies ihn von der Betrachtung elementarer Verkettung oft allzuschnell hinauf in die freiere Region persönlich bestimmten Lebens. Unter seinen Gestalten dampft nicht die heiße Scholle; früh lösen sich seine Menschen aus der elementaren Umstrickung. Umso beredter sind die wenigen Ausnahmen; am wichtigsten erscheint mir die Anrufung des Erdgeistes durch Faust. Die bisher schlafende Natur wird da lebendig. Der Geist hat Faust sein Angesicht im Feuer zugewendet. Im tiefen Schauen sind in Busch und Thal, in Wald und Wasser Brüder erkannt worden und selbst der Sturm, sonst des Menschen Feind, wird ihm Freund, zeigt ihm sich selbst und „seiner Brust geheime tiefe Wunder öffnen sich". Halten wir dies Bekenntnis einer dankbaren Seele zusammen mit dem Monolog am Eingang des zweiten Teiles: „des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig", so empfinden wir auch Faust's Natur verankert im heißen Boden seiner deutschen Waldheimat, deren Zaubergeister wir ja dann so reichlich kennen lernen.

Was bei Schiller und Goethe leise beginnt, das wird von Wagner viel entschiedener als Grundlage dargestellt. Nicht Menschenschicksal wird in den Boden verankert, sondern der Boden selbst wird Person und kämpft gegen seine Feinde.

Bei Wagner haben die vier Elemente je einen besonderen Kampftag zu bestehen. Man darf sagen: im Rheingold herrscht das Wasser (Rhein), in der Walküre das Feuer (Feuerzauber), im Siegfried die Erde (Wald), in der Götterdämmerung die Luft. Aber eines greift in das andere über. Wir steigen am Anfang des Werkes vom Grund des Rheines auf; am Ende des Vorspiels glänzt sein Spiegel in der Tiefe, als die Rheintöchter ihren Klageruf um das geraubte Gold heraufsenden. Zur gleichen Zeit glüht über dem Wasser und der Welt der feurige Regenbogen, die Götterstraße zur Burg in den Lüften, auf der die Seligen schreiten, während fern ab der Riese über der Erde harten Rücken trottet. In der Götterversammlung der zweiten Scene des Rheingolds sind alle Elemente vertreten: Loge ist das Feuer selber, Donner der Herr der Wolken, die Riesen sind die Felsensöhne; in der Tiefe rauscht der traurige Vater Rhein.

Die Wasser dieses Stromes rauschen um die Menschengeschicke Abend für Abend. Den Brünnhildenfelsen umleckt seine Welle; er trägt den Helden Jung Siegfried auf seiner sonnigen und seiner listigen Rheinfahrt gleich willig, er warnt seinen Liebling durch seine Töchter am Todestag. Stumm schickt er seine Nebel auf, um Siegfrieds Leiche zu decken und endlich erhebt er seine Wellenhände in mächtigstem, nie erlebtem Greifen, um den Ring zurückzuholen. Geduldig hat er gewartet, immer wieder vergeblich um sein Gold gebeten, bis der letzte Besitzer den Ring sterbend zurückgiebt. Wie das

Mütterchen Wolga die russischen Sagen durchzieht, so rauscht die Welle des Rheins alles betreuend durch die deutsche Sage. Seine Wasser sind Anfang und Ende; seit Ewigkeit floß er daher und hütete seinen Schatz. Er sah die Menschen als junge Kinder, in Angst und Liebe, in Not und Verwirrung. Er sah Götter mit Riesen und Zwergen kämpfen, er rauschte um brennende Berge und an stolzen Königshallen vorbei. Alles sank, alles verlosch. Seine Welle küßt zum Abschied die toten Helden. Dann strömt er ruhig und ewig in alter Weise zu Thal, neue Geschicke erwartend und neuen Segen aufsparend in seinem großen Wellenschoß.

Die Erde feiert ihre stille Schöne im deutschen Wald, im Hain, am Fuß der Eiche, am silbernen Quell. All diesen Zauber gab sie froh heraus und wartete auf fröhliche Menschenkinder, daß sie den Schatten und das Wasser genössen und auf grünem Moos junge Frühlingsträume träumten. Ihre gefährlichen Goldschätze hielt sie klug versteckt, daß keine List daran lauern könne. Nur in der befreundeten Welle hob sie, sich selbst feiernd, das rote Kleinod des Rheingoldes herauf, das jeden Morgen auf den Sonnenkuß wartete, um den ganzen Strom zu erleuchten. Wie ein Diadem legt die Erde sich den leuchtenden Fluß jeden Morgen um die große Stirn, wenn sie sich gestärkt von der Nacht zu neuem Wirken erhebt. Riesen und Zwergen bietet sie Höhlen, Göttern die Steine zur Himmelsburg und auch den Menschen baut sie den Felsensaal. Aber die eigentliche Heimat des Menschen ist der Wald. Waldheimat umfängt das Wälsungen-Geschick von der Geburt bis zum Tod; im Wald geboren, im Wald sich findend, im Walde sterbend kennen Siegmund und Siegelinde keine andere Welt. Der Wald nimmt auch ihren Sohn auf, als die Mutter sterbend ihn gebar. Der Wald ist Siegfrieds Lehrmeister; er funkelt ihm die Seele wach, er rauscht ihm Rat und Warnung. Er hütet ihn bis zum Feuerberg; und als er ihn verläßt, wendet sich Siegfrieds Geschick. Im Felsensaal lernt Siegfried von Menschenlippen neue Weisheit.

Auch die Erde ist eine Göttin, Erda, die „Mutter“, die Gaea der deutschen Sage. Sie wohnt auf dem Grunde des Lebens; Weltesche und Nornenquell sind die Zeugen ihres tiefen Daseins. Wie Faust zu den Müttern, so schwang sich Wotan in seiner Not zu Erda hinab. In ihr ruht der Weisheit letzter Schluß. Alles Lebendige, was herauf steigt, sinkt in ihren unvergänglichen Schoß zurück. Sie birgt die Leichen der Menschenkinder. Das Heldenleben kommt in ihr zur Ruhe, wie das Rasen der Bösen. Auch die Götter verdämmern und Walhall stürzt. Aber ewig grün wölbt die Erde ihre Berge und harrt auf neue Geschicke.

Der Felsensaal Brünnhildes ist ein Feuerschloß, die steile Höhe ein Feuerberg. Unvergeßlich wird mir das Bild auf der Bayreuther Bühne

bleiben, als am Schlusse des ersten Aktes der Götterdämmerung die Nacht sich auf den Berg senkte, als die Lohe in der Tiefe dunkelrot glühte und die dunkeln Felsmassen so ernst und gewaltig in die Lüfte starrten. Kein Mensch ist mehr wach; alle müden Männer und Frauen ruhen, und ihren Schlaf bewachen die roten und schwarzen Mächte. Wie anders ist das große Schweigen dieser Nacht als das unheimlich wilde Leben der letzten Nacht nach Siegfrieds Tod!

Im Feuer erscheinen die Mächte immer auf's neue und immer neu. Im Rheingold tritt der Feuergott Loge selber auf, ganz Bewegung, Tanz, List. Alles an ihm ist Geflacker. Leben und Lüge haben in ihm einen seltsamen Bund geschlossen; der Segen und der Fluch des Wechsels sind in ihm verkörpert, der Reichtum und die Fülle einerseits, die Unbeständigkeit und Kurzlebigkeit andrerseits. Er deutet die zwei Pole des Lebens an, für die wir uns zu entscheiden haben: flache Breite oder tiefe Enge. Neben den starken Fermaten der hochragenden Götterburg und des breiten Wellenstromes erscheint sein flinkes Tänzeln körperlos, drum ist auch nur die Luft sein Freund; mit ihr zusammen schafft er den schönsten Wolkensteg, den Regenbogen. In der Walküre zwingt ihn der Befehl des Gottes zu einem zweiten Bund, mit der Erde. Da zeigt er sich im großen Schein. Es ist, als habe sich das Feuer nun in der Ehe mit dem Berg beruhigt zu gleichmäßiger Größe. Es flackert nur noch auf dem Herde des Menschen, es sprüht in der Esse des Schmiedes. Dreimal sehen wir die Glut des Feuerberges; zuerst (am Schluß der Walküre) wie sie naht, dann (Siegfried III. Akt) wie sie eifersüchtig die Bergfrau hütet, endlich am letzten Abend im nächtlichen Schein glimmend. Die Lohe harrt an dem Felsen aus, auch als Brünnhilde ihn schon verlassen hat; erst die Botschaft der von Brünnhilde entsandten Raben weist Loge nach Walhall, wo er zum letzten Mal seine Glut entfacht, um in die Scheite der Weltesche zu fahren und die Götterheimat fortzulecken. Aber Loge ist es auch, dessen rote Zunge den Gibichungensaal wegfrißt, wo so viel Trug von Männern und Frauen verübt war. Wir sehen, auch das Feuer überdauert wie das Wasser am Ende die Götter und Menschen. Mit dem brennenden Himmel und der brennenden Erde nehmen wir Abschied vom Ring.

Auch die Luft nimmt ihr starkes Recht in Anspruch. Mit dem ersten Ton setzt sie ein und treibt die Wasserblasen vom Rheingrund an die Oberfläche. Hier haben wir eine Darstellung des „Anfangs aller Dinge", wie sie wohl noch nie gelungen ist, wenn wir die unvergleichliche Darstellung der Genesis ausnehmen. Die erste Ahnung des Lebens steigt von der Tiefe durch das Wasser in die Höhe. Dann rauscht der Wind über die Fluten nnd treibt sie zu heiterem Morgenspiel. Er haucht den Tau über die Wälder der Erde und

fächelt die schlafenden Götter wach. Im Sonnenschimmer sich beruhigend bereitet die Luft einen höheren Zauber vor. Sie hebt die Götterburg in die strahlenden Silberhöhen der reinsten Zonen. Dann bleicht sie mit fahlem Nebel die Freyas Nähe beraubten Götter und lichtet sich wieder sieghaft bei Donners Hammerschlag. Wild braust sie durch den Wald, wenn Hunding den Wälsungen jagt und verdunkelt sich bei Siegmunds Tod. Auf ihrem großen Fittich trägt sie die Töchter der Luft und ihre Flügelrosse. Dann bricht sie im zartesten Glanze als Sonnenschein durch die Blätter der Eiche, unter der ein junger Held sitzt und liebkost den Waldvogel, der lustig auf und abfährt. Frisch bläht sie Siegfrieds Segel auf dem Rhein, sie erstrahlt in berückendem Zauber als Morgendämmerung an Siegfrieds Hochzeitstag und sie dunkelt über seiner Leiche. Zuletzt noch peitscht sie die Wogen über den Strand herüber und hilft, das Kleinod dem Wasser wiederzugewinnen, das ihm so unheilvoll geraubt war. In ihren weiten Räumen verklingt Hagens letzter Wutschrei ebenso wie Brünnhildes seliges letztes Wort. Selbst Walhalls Untergang erscheint in ihren endlosen Zonen nur wie ein „leichtes Gewölke“.

* * *

So darf man in der That von den Elementen als den vier Hauptpersonen im „Ring“ reden. Sie sind nicht Statisten, nicht Zuschauer, nicht chorus tragicus, sondern Solisten. Die Natur ist stets in höchstem Sinne beteiligt, sie webt ihr Spiel in das Spiel der Götter und Menschen. Leise führt sie die Geschicke herauf, lang die Geheimnisse bergend, zögernd sie herausgebend und nie rastend, bis sie sie wiedergewann. Alles, was von ihr getragen wird, ist gut; alles, was gegen sie geschieht, ist schlecht. Gut ist das Spiel der Rheintöchter in der Welle um das Gold, schlimm der Raub des Goldes und die kleinen Ambosse der Nibelungen in der Tiefe der wunden Berge. Gut ist der Liebesbund der Wälsungen, der im Lenz geschlossen; schlimm Hundings lieblose Schächer-Ehe. Gut ist Siegfrieds Waldnatur, schlimm Mimes überkluger Witz. Gut ist die Liebe des Helden und der Felsenfrau auf Bergeshöh; schlimm ist der Zaubertrank Gutrums.

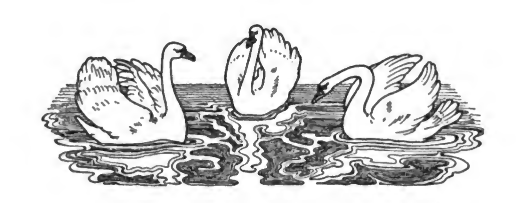
Alles, was die Natur befiehlt, ist Liebe. Alles, was gegen die Natur geschieht, ist List. Der Kampf der Liebe mit dem Gold, der ursprünglichen, reinen Empfindung gegen den Zweck, gegen die entstellte Empfindung ist das Grundthema des Ringes. Die Natur fordert das Rein-Natürliche. Siegfried ist die Verkörperung dieser durch nichts entstellten Macht. Seine Eltern erlagen der Liebe; die Natur erzieht den Sohn und führt ihn der Liebe zu. Alles wäre gut, wenn es nichts anderes gäbe. Aber es giebt ein Reich des Goldes,

seit dieses dem Wellenspiel entzogen ist. Es ist das Reich der Macht, des Zweckes, der Bosheit. Der König in diesem Reich heißt Alberich; er hat der Natur für immer abgeschworen, ähnlich wie Klingsor. Er darf nicht mehr lieben; nur einmal gelingt es ihm ein Weib zu überlisten; des Hasses Frucht, Hagen, verfällt gleichfalls dem Fluch des Machtehrgeizes. Alle Heiterkeit ist diesen Seelen genommen; kein fester Schlaf schließt ihr Auge, ruhelos lauern sie auf die Helden. Dort im Reich der Natur ist alles ursprünglicher Drang, gesundes Blühen, strotzende Frische, wehrloses Vertrauen; im Reich der Unnatur ist alles künstlich, erzwungen, fahl, bleich, lauerndes Mißtrauen.

Diese beiden Reiche der Natur und der Unnatur, der Liebe und der List, sind schlechterdings unversöhnlich. Das eine kann durch das andere nicht überwunden werden. Was dort als Segen gilt, wirkt hier als Fluch; was hier glänzt, befleckt dort. Es sind zwei Gegenpole; alles in dem Drama ist daher Avers oder Revers. Das hat man oft übersehen. Man hat es z. B. Siegfried als Schwachheit ausgelegt, daß er sofort, als er in die Welt tritt, sich umstricken läßt und gespottet: „Da seht ihr die Kraft eurer Rousseau-Weisheit.“ Solchen Beurteilern muß es dann doppelt anstößig sein, daß dieser so schnell strauchelnde Jüngling von einem Totenhymnus zur letzten Ruhe geleitet wird, der sich an Großartigkeit nicht überbieten läßt. Solche Bedenken mißverstehen den Sinn des Musikdramas völlig. Dieses will garnicht ein Einzelschicksal mit seinem Kampf, Sieg oder Tod vorführen, sondern alles Einzelne aufnehmen in die Darstellung des Ewig-Allgemeingültigen. Anschauung der Gegensätze des Lebens kann man das Ziel nennen. Die Natur ist der große Gradmesser, an dem wir immer wieder das Treiben der Menschen ablesen sollen. Ihre Mächte sind ewig; wer sich ganz ihnen hinzugeben vermag, dessen Seele wird Ewiges besitzen. Das Sein der Seele ist für die pathetische Darstellung wichtiger als die Schulung des Willens im Lebenskampf. Denn der letztere hat im Grunde nichts Gegenständliches. Eine moralische Betrachtung der Dinge macht stets verdrossen. Der Genius muß die guten und bösen Mächte des Lebens in ihrer Durchkreuzung darstellen und jeder geschlossenen Lebensrichtung ihr Recht lassen. Wir müssen neben einem Siegfried auch einen Hagen völlig begreifen können. Darum, daß Brünnhilde Gutrune eine Buhlerin schilt, ist diese doch auch ein liebendes Weib, das dem Geliebten alles gab, was sie besaß. Gerade die Unversöhnbarkeit giebt die Erklärung für die tragische Verwickelung. Es wäre ein familiärer Kompromiß gewesen, wenn Wagner Siegfried die Welt hätte überwinden lassen. Dadurch wäre das Unversöhnliche von Liebe und Gold wieder geleugnet worden und ein kurzer Triumph dargestellt, der vielleicht unser Selbstbewußtsein befriedigen, aber nicht die Tiefe unserer Seele erschüttern konnte. Die Totenklage gilt daher auch weniger Siegfrieds

„Leistungen" als seinem Wesen, der Reinheit seiner vom Tode wieder geläuterten Seele. Nicht er hat seinen Schwur gebrochen, sondern über dem Ahnungslosen schlugen die Netze der Häscher zusammen. Und so müssen wir erschüttert schauen, daß selbst der Reinste, auf den wir alle Hoffnung gesetzt hatten, untergehen muß.

Der Trostlosigkeit dieses Erlebnisses steht aber eine wundervolle Versicherung gegenüber: die Ewigkeit der Natur. Über alles Gute und Böse reicht sie hinüber. Sie stellte sich uns dar in ihren vier Elementen, die von den Menschen als „Brüder" erkannt wurden. Wenn Menschen und Götter tot sind, glühen und rauschen die Elemente fort und harren auf die Zeit, wo Menschenkinder mit lieben Augen und frohen Sinnen wieder dem Spiel und Sang der Rheintöchter um ihr nicht mehr umgeiztes Gold lauschen. Ein neuer Himmel und eine neue Erde, so lautet auch hier die Eschatologie. Es ist der große Hoffnungsgedanke aller Religionen.



Großstadt oder Kleinstädte?

Von

Friedrich Naumann.



Es ist eine alte Erfahrung, daß alle, auch die einfachsten Begriffe sich in lauter Schwierigkeiten auflösen, wenn man ihnen direkt ins Auge schaut. Was scheint einfacher als der Begriff Stadt? Jedes Kind weiß, was eine Stadt ist, aber die Herren vom kaiserlich statistischen Amt sind nicht so glücklich. Sie finden Orte von 20000 oder 30000 Einwohnern, die Dorf heißen, Nester von 1000 oder 1500 Seelen, die sich Stadt nennen, Dorfgemeinden, die ganz vom Gewerbe, und Stadtgemeinden, die fast ganz vom Ackerbau leben. Der Besitz einer Stadtverordneten-Versammlung kann doch schließlich nicht das einzige Kennzeichen der Städte sein. Oft ist ein dörflicher Gemeinderat viel städtischer als ein Stadtparlament irgendwo im Hintergrund der Weltgeschichte. Mit anderen Worten: es bleibt dem Statistiker nichts anderes übrig, als ganz äußerlich nach Einwohnerzahl zu entscheiden. Wer in einem Ort von mehr als 2000 Einwohnern lebt, ist ein Städter! Es scheint, daß man damit wenigstens festen Boden unter den Füßen hat. Da tauchen aber Wohnsitze auf, die an den Grenzen zweier oder dreier Ortschaften entstanden sind. Die Ortsgrenze geht durch die Ansiedlung. Ist das nun eine Stadt, oder sind es zwei Dörfer? Der Statistiker muß versuchen, diese unvorschriftsmäßigen Gebilde richtig zu buchen, fühlt aber dabei, daß alles Wissen Stückwerk ist. Und wie verhält es sich mit dem Heer von Vorortsdörfern? Ist selbst eine Großstadt wie Schöneberg oder Charlottenburg wirklich eine Stadt oder nur ein Verwaltungsbezirk Berlins? Es giebt keinen Schöneberger, der nicht zugleich Berliner wäre. Dieses Jahr wohnt er vor den Thoren und nächstes Jahr „innerhalb der Mauern". Eine Stadt ist also ein begrifflich sehr flüssiges Ding und bleibt auch dann flüssig, wenn man versuchen will, aus den Ergebnissen der Gewerbezählung ihren

Charakter zu bestimmen. Man konstruiert sich in Gedanken leicht den Unterschied: Städte sind Orte, in die Lebensmittel eingeführt werden müssen, Dörfer aber Orte, die Lebensmittel ausführen! Das ist, wenn man bei dem Worte Lebensmittel nicht an Südfrüchte denkt, kein schlechter Vorschlag. Aber wie ist es dann mit den Waldbauerndörfern? Soll man statt Lebensmittel Bodenprodukte setzen? Dann werden Gärtnerstädte zu Dörfern. Und vor allem, die Berufsstatistik erfaßt das Quantum der Ausfuhr und Einfuhr der einzelnen Orte an Bodenprodukten überhaupt nicht. Wer sagt, ob ein halbindustrieller Ort nach diesem Schema Stadt oder Dorf ist? Immerhin aber hat die Vergegenwärtigung aller dieser begrifflichen Schwierigkeiten den großen Vorteil, daß sie unsere Anschauung von der Vielartigkeit stadtartiger Gebilde bereichert. Die Unterschiede zwischen Stadt und Stadt sind fast nach größer als die Unterschiede zwischen Dorf und Dorf, und doch bleibt eine allgemeine Vorstellung davon übrig, wann man von einer Stadt reden kann, freilich nur eine Vorstellung, kein fertig gegossener Begriff.

Doch gehen wir zunächst einmal auf die bloß äußerliche Scheidung ein! In Wohnsitzen mit mehr als 2000 Einwohnern leben nach der Zählung vom Jahr 1900 etwas über 54 Proz. der Bevölkerung, die größere Hälfte der Gesamtheit. Wir haben nach dieser offiziellen Rechnungsweise 30633000 Städter und 25734000 Landbewohner, und die Majorität der Städter wächst ständig. Wenn Deutschland einmal (im Jahr 1925 oder bei langsamerer Vermehrung 1930) 80000000 Einwohner haben wird, werden davon wenigstens 50000000 in diesem Sinn Städter sein. Darin besteht die Umwandlung unseres Volkstums, der wir nicht entrinnen können. Selbst dann nämlich, wenn wir alles daransetzen, die Bevölkerung auf das Land zu schieben, machen wir damit nur zahllose Dörfer zu Städten kleinen Umfangs. Die Frage ist also nicht: wollen wir Stadt- oder Landbevölkerung? sondern sie ist: wollen wir für unseren Bevölkerungszuwachs Großstadt oder Kleinstadt bevorzugen? Dieser Frage wollen wir etwas weiter nachgehen. Auch sie ist verwickelter als es zunächst den Anschein hat, und da man in allen solchen Sachen auch mit den Mitteln der Gesetzgebung nichts Willkürliches und rein Künstliches schaffen kann, so handelt es sich zuerst um Erkenntnis der vorhandenen Tendenzen. Nur auf solcher Grundlage läßt sich weiter reden.

Auffällig ist nun, wieviel abnehmende Orte es inmitten des wachsenden Volkes giebt. Das statistische Amt hat alle Orte zusammengestellt, die im Jahre 1895 mindestens 2000 Einwohner hatten oder bis 1900 auf diese Ziffer kamen. Es sind im ganzen 3397. Von dieser Gesamtzahl zeigen in den 5 Jahren des letzten deutschen Wirtschaftsaufschwunges nicht weniger als 549 eine direkte Abnahme! Eine kleine Zahl dieser Fälle erklärt sich durch

Änderung der Gemeindeabgrenzung, aber in der Hauptsache handelt es sich um thatsächlich rückwärtssinkende Gemeinden. Über 20 Gemeinden waren so schwach, daß sie jährlich um mehr als 2 Proz. ihrer Einwohner verloren! Das aber sind fast ausnahmslos Städte oder Dörfer zwischen 2000 und 4000 Einwohnern, Orte die aussehen wie blasse schwindsüchtige Kinder. Bei einem Teil der Orte kenne ich zufällig die Ursachen des Abnehmens. Danach muß man zwei Arten von Abnahme unterscheiden: die Abnahme durch Rückgang eines bestimmten Gewerbes wie etwa des Silberbergbaues bei Freiberg oder Verlust einer ortsvermehrenden Persönlichkeit wie etwa des Pfarrers Kneipp in Wörishofen und dann die Abnahme durch allgemeinen Mangel an gewerblicher Aktivität, sei es durch die zu starke Konkurrenz größerer Nachbarorte, sei es durch verminderte Kaufkraft gewisser Teile der Landwirtschaft. Daß das letztere vorkommt, ist kaum zu bestreiten, daß es häufig ist, kann aber glücklicherweise aus den vorliegenden Zahlen nicht geschlossen werden. Die meisten rückgängigen Orte finden sich in Provinz Sachsen, Königreich Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Rheinland. Die Notlage der Textilbranche wirkt stärker als die der Landwirtschaft auf die Städtebildung. Teils sind es uralte Orte, die den Anschluß an die neue Zeit nicht finden konnten, teils sind es schnell aufgeblühte Industriepflanzen, die einer Krisis nicht gewachsen waren. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß in den seit 1900 begonnenen schwereren Jahren der Rückgang letzterer Art noch größer geworden ist. Wie überall in der Welt findet auch im Städtewesen ein Abstoßen allzu schwacher Existenzen statt. Selbst der wunderbarste Gesamtaufschwung ist nicht im stande, alle Teile mit sich fortzureißen.

Das größte Wachstum findet sich nun aber ebenfalls im Gebiet der kleinsten stadtartigen Orte. Nur ein noch jugendlicher Körper kann ungeahnt wachsen. Es finden sich sogar 2 Orte, die jährlich über 30 Proz. gewachsen sind. Man stelle sich vor, was das heißt! Oberschönweide bei Berlin wuchs in 5 Jahren von 626 auf 5850 und Brockau bei Breslau von 552 auf 4961. Orte mit einem Wachstum von jährlich über 20 Proz. giebt es in größerer Anzahl, darunter die Villenkolonie Grunewald, das Industriedorf Neu-Welzow bei Spremberg, Milbertshofen bei München, Röthenbach bei Hersbruck, Großzschachwitz und Heidenau im Kreis Pirna. Natürlich gewöhnen sich diese amerikanisch aufsteigenden Orte bei weiterem Wachstum an eine langsamere Art des Fortschreitens. Meist auch sind es ja Orte, die nicht aus eigener Kraft wachsen, sondern durch die vorwärtsrollende Wucht hinter ihnen liegender Großstädte. Im Durchschnitt vermehren sich die Gemeinden von über 2000 Einwohnern jährlich um 2,63 Proz. Den größten Durchschnitt zeigt, wie zu erwarten, Rheinland mit einem jährlichen Städtewachstum von 3,65 Proz.

Je kleiner der Ort ist, desto zufälliger ist sein Vermehrungsvermögen. Oft genügt eine einzige Fabrik, um einen kleinen Flecken zu verdoppeln, die großen Orte aber sind den Zufälligkeiten enthoben. Was macht es bei ihnen, wenn eine Aktiengesellschaft zuzieht oder wegzieht? Selbst Verlegung von Regimentern und Werkstättenbahnhöfen werden bei ihnen kaum gemerkt. Sie wachsen weiter bei Sonnenschein und Regen, nur allerdings in verschiedenem Tempo. Wir haben jetzt 33 Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern. 16,17 Proz. unserer Gesamtbevölkerung wohnt in diesen Massenquartieren, d. h.: jeder sechste Mensch ist ein Großstädter. Dehnt man aber mit Professor Sombart den Begriff der großen Stadt auf alle Orte von über 50 000 Einwohner aus, dann sind es 21,9 Proz. In Großbritannien ist dieser Prozeß schon viel weiter fortgeschritten. Dort lebt 29,03 Proz. der Bevölkerung in Städten mit über 100 000 Einwohnern. In derselben Richtung liegt unsere Zukunft, wenn wir nicht mit klarem Bewußtsein andere Wege wählen. Über die Gründe, die zur Wahl einer anderen Methode führen, sprechen wir aber erst dann, wenn wir dem Wachstum der Großstädte noch etwas weiter nachgegangen sind.

Es lebten nach einer von Professor Sombart (Der moderne Kapitalismus II, 179) veröffentlichten Tabelle von hundert Bewohnern des Reiches

	1871	1880	1890	1895
in Städten über 100 000 Einwohnern . . .	4,8	7,2	12,1	13,2
" " von 20000 bis 100 000 Einwohnern	7,2	8,9	9,8	10,4
" " " 5000 " 20 000 "	11,2	12,6	13,1	13,6
" " " 2000 " 5 000 "	12,4	12,7	12,0	12,2
	35,6 %	41,4 %	47,0 %	49,4 %

Die Fortsetzung dieser Tabelle bis 1900 ist nach den bis jetzt erschienenen Materialien nur schwer möglich, aber auch schon diese Ziffern genügen, um die wachsende Übermacht der Großstädte eindringlichst zu verdeutlichen. Die kleinen Städte haben eher sinkende als steigende Tendenz, die mittleren steigen langsam, die großen rapid.

Fast die Hälfte unserer Großstadtbevölkerung wohnt in der Elblinie: Hamburg, Altona, Berlin mit Charlottenburg und den anderen Vororten, Magdeburg, Halle, Leipzig, Dresden, Chemnitz. Diese Elblinie wird flankiert von Kiel, Stettin und Posen im Osten, von Bremen, Hannover, Braunschweig und Kassel im Westen. Der weitere Osten hat Königsberg, Danzig und Breslau als Provinzcentren. Eine zweite große Kette aber bietet die Linie des Rheins: Crefeld, Düsseldorf, Essen, Dortmund, Elberfeld, Barmen, Köln, Aachen, Frankfurt, Mannheim, Straßburg. Diese Reihe ist ziffernmäßig geringer als die Elblinie. Eine Gruppe für sich sind die drei süddeutschen Hauptorte: München, Nürnberg, Stuttgart. Es ist nun für den Historiker interessant, aber

für unsere heutige Praxis ziemlich gleichgültig, zu untersuchen, warum aus der großen Herde deutscher Städte gerade diese Köpfe den Sieg errangen. Geographische und politische Ursachen sind in den Stadtgeschichten wunderbar verflochten. Was uns heute vorliegt, ist die übermächtig gewordene Assimilationskraft gerade dieser Orte. Sie liegen wie Magnete im deutschen Land, und wo es lockere Bevölkerung giebt, fliegt sie ihnen zu. Ob man sagen soll, daß das Land seine Kinder abstößt, oder daß die Stadt sie anzieht? Beides sind nur zwei Ausdrücke derselben Sache. Die Großstädte sind Seen geworden, nach denen sich die Menschenbäche ihr Bett gegraben haben, Orte niedrigsten Druckes, wie Dr. Oppenheimer es darstellt.

Mit dem Wachstum der Großstädte vollzieht sich nicht nur eine äußere, sondern auch eine innere Wesensverschiebung des Volkstums. Der alte Germane war ein Waldmensch, der Deutsche des Mittelalters und aller Jahrhunderte bis 1850 oder 1870 war ein Landmensch, der heutige Deutsche ist bereits zur Hälfte ein Stadtmensch, und der zukünftige Deutsche wird in seiner überwiegenden Masse als Städter auftreten. Damit ändert er von Kind auf seinen Geist. Was wissen die Stadtkinder von dem Walten der Natur? Sie lesen im Lesebuch Aufsätze über den Hühnerhof und die Heuernte und wandern am Sonntag gastweise in einer Welt, zu der sie nicht mehr gehören. Alle alten naturartigen Volksbegriffe verlieren von Generation zu Generation an unmittelbarer Anschaulichkeit. Natürlich setzen sich zahlreichste neue Begriffe dafür ein, aber alle die neuen Begriffe sind blasser und polierter. Man vergleiche, um zwei Gegensätze zu schauen, ein wortarmes, langsam denkendes pommersches Landkind mit den Kindern der Schwester seiner Mutter, die sich in Berlin verheiratete! Hier wie da ist dasselbe Blut, noch sind die Gesichter ähnlich, aber die geistige Struktur ist schon sehr verschieden. Die kleinen Berliner plappern über alles und sind doch ärmer an eigentlichem sprachlichen Rohmaterial. Begriffe wie Pferdebahn und Hochbahn, Droschke und Möbelwagen ersetzen den einen Wagen nicht, der hinten in der eigenen Scheune steht und auf dessen Brettern man Schule gespielt hat, sobald man an den Radspeichen in die Höhe klettern konnte. Die Berliner Kinder sehen tausend Pferde, haben aber nie ein Pferd geliebt und so gekannt, wie man eine alte Muhme kennt, der man immer begegnet. Das eine Pferd, das hinter unserem Haus unter dem Kirschbaum Gras frißt, während wir unter dem Apfelbaum kleine Armbänder aus langen Grashalmen machen, ist aber für den inneren Begriff Pferd wertvoller als alle Rosse einer Kaiserparade, denn dieses eine Pferd kann schließlich keinen Schritt thun, den wir nicht an ihm kennen. Was soll ich davon sagen, daß auch die menschlichen Urbegriffe Vater, Mutter, Lehrer, Pastor, Gemeinde, Herr, Knecht in kleineren

Verhältnissen deutlicher entstehen als im Großstadtbetriebe? Der Vater geht früh und kommt abends, die Mutter ist auf die kleinen Räume irgendwo in der alten Jakobstraße oder in der hinter der Gasanstalt beschränkt, statt eines Lehrers erscheinen ein Dutzend, die man außerhalb der Schule kaum kennt, der Pastor ist dem Stadtkinde völlig entrückt, der Begriff Gemeinde kann sich aus der Menge von Dingen nicht herausbilden, die Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse, die an sich in der Stadt nicht weniger scharf als auf dem Lande sind, bleiben durch ihren beständigen Wechsel verschleiert. Die Jugend wird mit Eindrücken überhäuft, aber kein Vater, der selbst ländlich aufwuchs, wird die bloße Menge der Eindrücke seines städtisch heranwachsenden Kindes für einen unbedingten Gewinn halten. Man denke sich viele Generationen Stadtmenschen hintereinander, man denke sich diese Generationen als den Hauptbestandteil des Volkes, und man wird die Sorge verstehen, mit der der Psycholog einer intensiven Großstadtentwickelung gegenübersteht. Mit Absicht stellen wir diesen rein geistigen Gesichtspunkt an den Ausgangspunkt der Darstellung der Folgen des Großstadtwesens für das Volksleben, weil ein Hauptvorzug des Deutschtums hierbei in Frage kommt. Unser neuerdings gewonnenes wirtschaftliches Übergewicht beruht auf geistiger Basis. Unser Deutschtum hat seine Kraft in der Fähigkeit des Deutschen, zäh und systematisch zu denken. Wenn diese Fähigkeit leidet, so verlieren wir nationales Grundkapital, mögen wir auch an Gewandtheit, Anpassungsfähigkeit und Witz gewinnen.

In Zusammenhang mit der Erweiterung und Verdünnung des Begriffsschatzes an sich steht die Umschiebung der moralischen Vorstellungen. Die Sitte ist nirgends schwächer als in den Großstadt. Der Einzelne ist hier nicht mehr von seiner Umgebung kontrolliert und muß seine eigene persönliche Moral in sich haben, wenn er nicht abwärts sinken soll. Nichts ist zwar falscher, als wenn man die Großstädte im ganzen wie lauter Sündenbabel hinstellen will. Es giebt in ihnen unendlich viel schlichte Bravheit und persönliche Rechtschaffenheit und gegenüber dem Strafgesetz stehen die Großstädte besser da als viele Landbezirke. Aber es ist doch im Grunde die immer neu aus der Provinz zuströmende Moral, die das Leben der Großstädte vor dem inneren Bankrott bewahrt. Welcher sittliche Idealismus wächst eigentlich aus den Massenquartieren von selbst heraus? Ein Solidaritätsgefühl der Massen, aber auch das hat seine Grenzen! Die Moral der Familie leidet. Einfache Gefühle wie Mitleid und Gerechtigkeit leiden durch den Druck der Menge von Vorkommnissen. Die Religion verliert an Kraft. Die Welt der unsichtbaren Güter wird ein unverstandener Klang, eine Sage der alten fernen Vergangenheit. Diesen Verlust werden auch diejenigen als solchen einschätzen können, die für

ihre Person allen Anschluß an alte Religionsformen aufgegeben haben. Nicht darum nämlich handelt es sich hier, was für Glaubenslehren geglaubt werden, sondern darum, daß überhaupt große allgemein gültige Ideale vorhanden sind. An Stelle konkreten Glaubens treten im besten Falle zerfließende Allerweltsbegriffe.

Die Abschleifung der sachlichen und sittlichen Begriffe ist aber in ihren Folgen weit schwerwiegender als der oft besprochene Einfluß der Großstädte auf die Gesundheit. Gesundheitlich heben sich die Großstädte sichtbar und sind schon jetzt besser als alle ärmeren Landstriche. Die Sterblichkeitsziffern der Großstädte sind meist günstig. Während im Reich in den Jahren 1894—96, den letzten, über die genaue Einzelangaben vorliegen, die Sterblichkeit 22,9 ‰ betrug, so betrug sie in Berlin 19,9 ‰, Charlottenburg 17 ‰, Kiel 19,1 ‰, Hannover 18,7 ‰, Kassel 18,9 ‰, Dresden 20,7 ‰, Leipzig 21,5 ‰, Frankfurt a. M. 16,5 ‰, Düsseldorf 18,9 ‰, Elberfeld 17,5 ‰, Barmen 17,2 ‰, Stuttgart 19,8 ‰, Hamburg 19,0 ‰, Bremen 17,6 ‰. Neben diesen günstigen Großstädten giebt es allerdings ungünstige wie Königsberg, Breslau, Chemnitz, München, aber keinesfalls hat man das Recht, Stadt und Land wie Tod und Leben gegenüberzustellen. Auch die Geburtsziffern der Großstädte sind nicht schlecht. Die Kanalisation hat geradezu Wunder gethan. Die alten unkanalisierten Städte waren Gräber, die moderne Stadt aber hat sich den Lebensbedingungen der Menschen in hohem Grade angepaßt, und nichts steht im Wege, die physische Lebenslage der Städter durch Fortsetzung hygienischer und baupolizeilicher Maßnahmen weiter zu heben. Um der Volksgesundheit willen ist es nicht nötig, hemmend in den vorhandenen Gang der Entwickelung einzugreifen. Die ganze Frage, die wir behandeln, ist geistiger Natur.

Damit wird von vornherein zugegeben, daß die Gefahren, die das Großstadtleben für den Charakter und damit für die Zukunft der Nation in sich schließt, nicht sehr greifbarer Art sind. Wer schätzt die stillen Umschiebungen des Innenlebens in ihrem vollen Werte? Die Regierungen und Parteien sind gewöhnt, mit berechenbaren Dingen zu thun zu haben. Man tröstet sich, daß wenn nur die Körper gesund sind, alles andere sich von selbst machen werde. Vielleicht aber wirkt doch auf freiheitliche Staatsbürger ein Gesichtspunkt, den ich in „Demokratie und Kaisertum“ schon berührt habe, nämlich der Gesichtspunkt, daß die Großstadt für demokratische Volksentwickelung ungünstiger ist als der kleinere Ort, und auf alle liberalen Staatsbürger eine wirtschaftspolitische Betrachtung des gegenseitigen Verhältnisses von Stadt und Land.

In der Großstadt ist der einzelne Staatsbürger gar nicht in der Lage, sich, abgesehen von den Wahlen, an der Regierung seines Ortes zu beteiligen. Alle kommunale Thätigkeit wird von großen Beamtenkörpern besorgt, die zwar von den Gemeindevertretern kontrolliert und von den Gemeindebürgern bezahlt werden, die aber gar nicht anders arbeiten können als bureaukratisch. Selbst die freiwillige Mitwirkung an der Armenpflege versagt bei gewisser Größe der Stadt, da eine nebenamtliche Erledigung der Geschäfte den verwickelten Aufgaben gegenüber zu unregelmäßig funktioniert. Ein halbes Hundert Männer werden beauftragt, die anderen aber bleiben unthätig. Für jeden nun, dem sich das demokratische Ideal nicht in bloßen Wahlzetteln erschöpft, muß dieser Zustand bedenklich sein. Woher soll der Untergrund von Persönlichkeiten kommen, ohne den alle Volkspolitik nur Schein bleibt? Wirkliche Demokratie erfordert wirkliche Teilnahme an der Verwaltung. Diese aber setzt übersehbare Thätigkeitskreise voraus. Gerade wir, die wir an sozialistische Durchwirkung der Gesellschaft glauben, müssen gegen eine bloß wählende und nicht selbstverwaltende Masse mißtrauisch sein. Eine solche Masse erlangt die Qualitäten nicht, die zum Sieg volkstümlicher Gesamtpolitik nötig sind, darum hat auch Bebel gelegentlich der Dezentralisation das Wort geredet, nur freilich hat die Sozialdemokratie bis jetzt diesen Gedanken nicht tiefer verfolgt.

Und dazu kommt das zweite politische und wirtschaftliche Moment. Das Verhältnis von Stadt und Land muß ungesund bleiben, solange sich der Gegensatz zwischen abnehmender Wohlfahrt des Landes und zunehmender Wohlfahrt der Riesenstädte steigert. Natürlich kann an dieser Stelle nicht das ganze Thema Stadt und Land verhandelt werden, dieses Zentralthema der gegenwärtigen inneren Politik. Thatsache ist, daß bis jetzt das Land geringeren Anteil an den Fortschritten der Kultur gehabt hat als die Städte. Thatsache ist ebenfalls, daß die allgemeine Richtung industrieller Politik die Lage aller der Landgebiete erschwert, die nicht in unmittelbarem Austauschverhältnis zu den Städten stehen. Das „Hinterland" verliert. Über diese Thatsachen können sich Agrarier und Antiagrarier verständigen. Der Unterschied zwischen ihnen beginnt erst bei den Vorschlägen zur Hebung des wirtschaftlichen Niveaus der landwirtschaftlichen Gebiete. Unsere Leser wissen, daß wir entschiedene, überzeugte Gegner der landwirtschaftlichen Schutzzöllnerei sind, weil wir in ihr eine Lahmlegung der gesamten nationalen Volkswirtschaft sehen. Ein Volk, dessen Mehrzahl gewerblich thätig ist, kann sich seine Produktionskosten nicht durch Brotverteuerung erhöhen lassen. Unsere ganze Zukunft innerhalb der modernen kapitalistischen Welt steht in dieser Frage auf dem Spiel und jedes Nachgeben und jede Mattigkeit in dieser Richtung ist ein nicht wieder gut zu machendes Unrecht an der zukünftigen Geschichte des Deutschtums. Wenn

wir Getreidezöllner bleiben, werfen wir unsere nationale Macht ins Wasser. Aber gerade weil wir so unbeugsam auf der Forderung stehen bleiben müssen, daß unser Brot Weltmarktpreis hat, denselben Preis, den es in England und Amerika hat, gerade deshalb ist es unsere Pflicht, dem Problem der Hebung der Provinzbevölkerung mit aller Energie nachzugehen. Zwei große Wege giebt es: die Änderung des ländlichen Verschuldungssystems und die Dezentralisation der Industrie. Nur vom zweiten dieser Wege sprechen wir hier.

Das, was den Bauern in der kapitalistisch-industriellen Zeit wirtschaftsfähig macht, ist die Nähe des Marktes. Er muß zwischen den Maschinen wohnen. Der eine Umstand schon, daß bereits heute Milch in dem Gesamthaushalt des Bauerntums ein größerer Einnahmeposten ist als Brotgetreide, beleuchtet die Lage. Milch, Obst, Gemüse, Fleisch sind steigende Artikel in allen Gegenden mit städtischem Wachstum. Dazu kommt die Erhöhung ländlicher Bodenwerte durch Verlegung der Arbeiterwohnungen auf das Land. Das System des gemischten Betriebes von Landwirtschaft und Industrie bietet jeder einzelnen Landfamilie sichtbare Vorteile. Darum kann es vom Standpunkt der industriellen Gesamtentwickelung aus gar keine andere Parole geben als: die Industrie aufs Land! Diese Parole aber trifft mit dem zusammen, was wir bisher als Förderung der Kleinstadt im Gegensatz zur Großstadt bezeichneten, denn Industrie kann ihrer Natur nach nicht anders als städtisch betrieben werden, besonders wenn es sich um Großbetriebsformen handelt. Diese aber sind die einzig erfolgreichen im Wettkampf der Völker. Die Aufgabe heißt: wie kann man die konzentrische Entwickelung der Industriegebiete zu einer netzförmigen umgestalten?

Sicher ist, daß ein Teil der Industrie von Haus aus die Neigung hat, sich in die Provinz zu verlegen. Aber freilich vollzieht sich bis jetzt die Ausbreitung der Industrie aufs Land nach dem Grundsatz: wer da hat, dem wird gegeben! Die dichtbevölkertsten Gebiete werden noch dichter besetzt. Am meisten beobachtet man den Dezentralisationsvorgang im Königreich Sachsen. Da trägt der Quadratkilometer nach der Berufszählung von 1895 nicht weniger als 24,6 gewerbliche Betriebe, Reuß j. L. hat 16,5, Rheinland 13,0, Reuß ä. L. 12,3, Altenburg 12,0, Hessen 10,4. Die geringste gewerbliche Besetzung zeigen Ostpreußen mit 2,3, Westpreußen, Posen und Mecklenburg-Strelitz mit 2,5. Pommern hat 3,0, ebenso Mecklenburg-Schwerin, Waldeck und Hannover 4,1, Oldenburg und Brandenburg 4,3. Der Reichsdurchschnitt ist 6,8. Immerhin aber giebt es schon jetzt gewisse Industrien oder industriell betriebene Bodenbearbeitungsformen, die auch weniger bevölkerte und industriearme Gebiete bevorzugen. Einer Arbeit von Dr. Bleicher im Handbuch der Wirtschaftskunde entnehmen wir folgende Angaben: Die Kunst- und Handels-

gärtnerei macht Fortschritte außer in Stadt- und eigentlichen Industriegebieten in Provinz Sachsen, Anhalt, Hessen-Nassau, Brandenburg und Schleswig-Holstein; die Industrie der Steine und Erden in den thüringischen Staaten, Schaumburg-Lippe, Braunschweig; die Metallverarbeitung in Koburg-Gotha, Baden, Hessen-Nassau; die Maschinenindustrie in Braunschweig, Baden, Württemberg, Prov. Sachsen; die chemische Industrie in Anhalt, Rheinpfalz, Hessen-Nassau, Brandenburg, Schwarzburg-Rudolstadt; die Industrie der Leuchtstoffe, Fette und Öle in Provinz Sachsen, Hessen-Nassau; die Textilindustrie in Elsaß-Lothringen, Weimar, Altenburg, Schlesien; die Papierindustrie in Meiningen, Koburg-Gotha, Baden, Lippe, Anhalt, Württemberg; die Lederindustrie in Thüringen, Hessen-Nassau, Schleswig-Holstein, Baden; die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe in Thüringen, Schaumburg-Lippe, Mecklenburg-Strelitz, Württemberg, rechtsrheinisches Bayern; die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel in Braunschweig, Anhalt, Baden, Provinz Sachsen; die Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe in Schwarzburg-Sondershausen, Rheinpfalz, Koburg-Gotha; die polygraphischen Gewerbe in Lippe, Hessen-Nassau, Thüringen; die künstlerischen Gewerbe in Koburg-Gotha, Elsaß-Lothringen, Oldenburg, rechtsrhein. Bayern. Diese Aufzählung ist unvollständig und bezweckt in ihrer Kürze nichts anderes, als einen Eindruck von der Fülle der vorhandenen Möglichkeiten zu geben. Das ist deshalb nötig, damit man sieht, daß es reichlich genug industrielle Erwerbszweige giebt, die ihren Ort wechselnd suchen können. Natürlich hängen einige und zwar sehr bedeutende Arbeitszweige an lokalen Bedingungen. Man kann die Kohlenschächte und alles, was sich an sie anklammert, nicht verlegen, man kann auch Holz oder Erdindustrien nur da pflanzen, wo sich die betreffenden Rohstoffe vorfinden. Man wird Exportindustrien, die ausländische Rohstoffe brauchen, nur ungern fern von den Seehäfen etablieren, man wird Kunstgewerbe nicht da ansiedeln können, wo eine Bevölkerung des Kunstsinnes vollständig entbehrt. Aber soviel beweist doch auch der bisherige Entwickelungsgang, daß es oft nur eines klugen und tapferen Anfanges bedurft hat, um in Gebieten, die ursprünglich gar nicht industriell waren, weitverbreitete Gewerbebetriebe zwischen die Bauernbevölkerung zu setzen. Wir sagen mit Absicht Bauernbevölkerung, denn dort, wo der Großgrundbesitz herrscht, fehlen alle natürlichen Vorbedingungen für gewerblichen Aufschwung. Die Rittergutsbezirke müssen erst parzelliert werden, ehe sie industrialisiert werden können. Wo aber Bauern leben, da ist in den Kleinstädten und Dörfern das Bevölkerungsmaterial an sich vorhanden, an das gewerbliche Anlagen anknüpfen können.

Man mache die Augen auf und sehe, wie überall, wo altes Bauernland ist, sich von selber der Trieb zur Industrialisierung einstellt! Mit einer

Ziegelei-Anlage fängt es an, mit Röhrenfabrikation geht es fort, mit Spargelzucht beginnt es, mit Konservenkultur geht es weiter u. s. f. Es fehlt nur bis jetzt, daß dieser Trieb grundsätzlich gefördert wird. Ebenso fehlt noch eine grundsätzliche Beförderung des gleichfalls vorhandenen Triebes gewisser Großindustrien, sich bei Vergrößerung der Betriebe auf das Land zu verlegen. Die hohen Grundstückspreise der Großstädte legen es den Privatunternehmern und Aktiengesellschaften nahe, bei gegebener Gelegenheit den Platz zu wechseln. Eine Metallfabrik nach der anderen überlegt, ob sie Berlin verlassen kann. Nur freilich ist die Provinz für ihre Wünsche noch wenig einladend, denn was thun eigentlich Gemeindevertretungen und Kreisbehörden, um die Industrialisierung zu fördern? Gewöhnlich begegnet dem Versuch, neue Gebiete dem modernen Gewerbe zu erschließen, mehr Abneigung als Freude. Denken wir an die Mehrzahl der 549 zurückgehenden Kleinstädte! In ihnen müßte alles darauf gerichtet sein, neue Ernährungsmöglichkeiten herbeizuziehen. Statt dessen jammert man und spinnt sich in sein Elend ein. Die Gemeindeverwaltungen wagen es nicht, Geld zur Beförderung gewerblichen Fortschrittes aufzunehmen, und doch ist die kommunale Spekulation auf Zuwachs das einzige Mittel, um aus der Verarmung herauszukommen. Man muß Grundstücke darbieten, Steuererleichterungen für den Anfang gewähren, Verkehrswege bessern, sich um Niederlassungen bemühen. Ohne Opfer kann man nichts gewinnen. Wo aber sind die Gemeindekörperschaften, die so weiten Blick haben? Meist macht die Kleinheit der bisherigen Verhältnisse den Blick eng und die ganze wirtschaftliche Auffassung kleinlich. Man ist selbst noch nicht modern und kann deshalb die moderne Welt nicht zu sich rufen. Die Stiefkinder der Neuzeit versteifen sich in ihre hergebrachte Eigenart und zeigen der Neuzeit mehr als je das Bild dessen, was im tadelnden, mitleidigen Sinne Kleinstädterei heißt.

Nichts aber ist falscher als die Vorstellung, es sei ein Naturgebot, daß in der Kleinstadt ein Rückstand an Kulturtrieb vorhanden sei. Haben wir denn nicht Kleinstädte unter uns, die sich den Schlaf aus den Augen gewischt haben? Kennt ihr nicht Orte mit 5000 Einwohnern, die ihre elektrische Zentralanlage haben und mit dem Glanz ihrer Straßen weit größere Orte verdunkeln? Der Wille thut unendlich viel. Man denke an die Orte, die durch ihre Naturlage begünstigt, den Fremdenverkehr zu sich gezogen haben! Das ging auch nicht von selbst. Man mußte sich rühren, Privatleistung, Vereinsarbeit und Gemeindethätigkeit mußten zusammenwirken, der Erfolg aber ließ sich schließlich rufen. Noch giebt es kleine Paradiese genug, die sich erst selbst entdecken müssen. Dasselbe System aber, nach dem man den Fremdenverkehr als gemeinsame Angelegenheit geeigneter Plätze anzusehen gelernt hat,

ist der Ausdehnung fähig. Auch die Gewerbe-Anlage ist gemeinsames Interesse. Eine Kleinstadt, die das begriffen hat, ist schon nicht mehr kleinstädtisch im Sinne der alten Lustspiele. Nirgends aber ist für die Auswirkung schaffender, werdender Persönlichkeiten ein besserer Boden als in solchen sich hebenden Orten. Ein Mann, der in Dresden oder Köln nur eine Nummer ist, kann hier ein Mittelpunkt merkbarer Fortschritte sein. Die Idee der Selbstverwaltung, von deren Versagen in der Großstadt wir oben redeten, feiert hier ihre Triumphe. Es ist nur nötig, daß die Staatsbehörde solchen Entwickelungstrieben wohlwollend und thatkräftig hilft.

Jetzt soll nach Wunsch unserer Gegner dem Lande der erforderliche Anteil am Kulturfortschritt durch die Brotbesteuerung der Städter zugeführt werden. Diesen Weg lehnen wir wegen der verhängnisvollen Konsequenzen für die gesamte Volkswirtschaft grundsätzlich ab. Aber daß für die Belebung der Provinz öffentliche Mittel bereitgestellt werden müssen, ist uns unbedingt klar. Auch das sozialdemokratische Programm enthält in dieser Richtung wertvolle Ansätze. Die Übernahme der Wegebaulasten durch den Staat ist eine Maßregel, deren Wirkungen sehr hoch eingeschätzt werden müssen. Bisher frißt die Wegebaulast oft die halbe Steuerkraft der Gemeinde hinweg. Je dünner ein Landstrich bevölkert ist, desto mehr hat er an seinen Wegen zu tragen und erreicht trotz hoher Opfer den Grad der Vollkommenheit nicht, der zur Heranziehung gewerblicher Anlagen nötig ist. Wenn wir auch nur ein Viertel des Geldes, das wir für Zölle ausgeben sollen, als direkte Steuern für Straßen und Kleinbahnen opfern, werden wir dem Lande viel mehr nutzen als mit einer Maßregel, die nur den Privatbesitzern dient und nicht der Entwickelung der Orte. Ich halte den einen Satz: Übernahme der Verkehrslasten durch den Staat für besser als das ganze Programm des Bundes der Landwirte. Ein Staat, der durch Verstaatlichung der Eisenbahnen in der Lage ist, große Einkünfte zur Entlastung direkter Steuerpflichten zu verwenden, kann sich nicht grundsätzlich darauf beschränken, nur dem Großverkehr die Wege zu ebenen. Man stelle den zweiten Satz daneben: weitere Übernahme von Schullasten durch den Staat! Nirgends ist die Schule relativ teurer als da, wo große Massenschulen unmöglich sind. Es ist geradezu eine Folge des allgemeinen Schulzwanges, daß ein noch vollkommenerer Ausgleich der durch den Zwang entstandenen Lasten eintritt, als er heute vorhanden ist. Auf solche und ähnliche Weise kann die Provinz in die Lage versetzt werden, mehr finanzielle Mittel für ihre eigene gewerbliche Entfaltung bereitzustellen. Wir leben doch nicht im alten Rom, wo die Provinzen dazu da waren, die Hauptstadt zu füttern. Wir leben in einem Staate, der den Grundsatz gleichen Bürgerrechts theoretisch bekennt. Es ist also nötig, der Zinslast der Provinzen eine entsprechende

Gegengabe zu bieten. Der Erfolg solcher Verwaltungsgrundsätze würde sich im Aufleben des kleineren Stadtlebens in allererster Linie zeigen.

Aber noch mehr! Die Industrialisierung der Provinz ist ein Geldgeschäft im großen. So gut bis jetzt vor den Thoren der Großstädte Terraingesellschaften den Boden aufkaufen, um ihn zu erschließen, und wie sie Straßen pflastern und Laternen aufrichten, ehe auch nur ein Haus steht, so kann man alle Verkehrsmittel nach gewissen Stellen hindirigieren, um sie erst zu Sammelplätzen von gewerblichen Kolonien zu machen. Ich habe früher in ähnlichem Zusammenhange darauf hingewiesen, wie gut sich die Kanäle zu Industriestraßen machen lassen, sobald man das zu ihrem Bau erforderliche Expropriationsrecht auf je einen Kilometer rechts und links ausdehnt und diesen gesamten Landstreifen mit Eisenbahn und Straßenbahn versieht. Eine derartige Spekulation ist nur in der Hand des Verkehrsministeriums möglich, in ihr aber ist sie nicht schwerer als ein 100-Millionen-Geschäft in Domänen, wie es jetzt gemacht wird. Man muß nur erst einmal die Idee der Dezentralisation der Bevölkerung ernstlich gefaßt haben, so ergeben sich Möglichkeiten ihr zu dienen von allen Seiten. Jetzt beschäftigt sich noch niemand dauernd mit dieser Idee. Die Liberalen und Sozialdemokraten lassen sich wohl noch immer von dem geheimen Gefühl bestimmen, als sei jeder Angriff auf das herrschende Großstadtsystem ein Angriff auf die Demokratie. Wir sagen im Anschluß an bereits oben Erwähntes das Gegenteil: die industrielle Dezentralisation ist ein Hinaustragen modernen Geistes bis in alle Ecken des Landes, eine Belebung des Gesamtvolkes in jeder Hinsicht!

Nötig scheint es aber, noch einige Punkte genauer zu beleuchten. Der Leser kennt jetzt den Hauptgedanken, er stellt sich ein Deutschland vor, das an allen Enden von Maschinen belebt ist. Ist damit für die geistige und moralische Qualität der Bevölkerung wirklich etwas gewonnen? Auch in den Industriedörfern und Kleinstädten wird der Fabrikgeist leben, nicht der Bauerngeist. Wenn aber einmal Fabrikgeist, was macht es dann aus, wenn wir statt in Berlin und München in Eberswalde und Murnau wohnen? Es macht für die Kinder des Volkes und für den kleinen Mann ungeheuer viel aus. Der Fabrikgeist ist einmal unser Volksschicksal, eine Folge- und Begleiterscheinung unserer physischen Kraft und politischen Herrschaftstendenz. Aber die Bettung der Fabrikbevölkerung in das frische Land erhält bei der Umformung in das neue Volkstum soviel vom besten inneren Kapital des alten Bestandes als irgend möglich. Man sage nicht, daß das geistige Leben des einfachen Mannes in der Kleinstadt wesentlich ärmer sei als das des Großstädters! Natürlich ist die Großstadt als Ganzes unsagbar reicher an Mitteln der Belehrung, der

Anschauung, der Kunst, auch reicher an charakteristischen und führenden Persönlichkeiten auf allen Gebieten. Aber wieviel davon kommt denn den Arbeitern zu gute? Wie wenig davon hat selbst der kleine Mittelstand! Örtlich lebt die großstädtische Masse mit allen Gaben der modernen Kultur zusammen, aber nur örtlich. Das Leben im einzelnen bleibt klein selbst mitten im größten Orte. Was die Menschen aus der Provinz nach Berlin zieht, ist auch gar nicht, daß da Mommsen und Harnack lebt und daß da die Sorma spielt und Strauß dirigiert. Was sie hinzieht, ist die leichtere Lebensmöglichkeit, die sich überall da ergiebt, wohin die Tribute der Provinzen zusammenfließen. Weil die finanzielle Verteilung zwischen Großstadt und Provinz die Großstadt begünstigt, deshalb können sich hier die Leute leichter ansiedeln. Sobald man an diesem Grundverhältnis etwas Wirkliches ändert und dafür sorgt, daß dem finanziellen Import von den Provinzen in die Stadt ein entsprechender Export nach der Provinz folgt, werden die Menschen es keineswegs als einen Verlust empfinden, nicht in die trockenen, lauten, steinernen Meere zu flüchten. Im Gegenteil, sie suchen jeden Platz, wo sie abends ein paar Rosen okulieren und ein paar eigene Apfelbäume pflegen können. Und haben wir heute nicht schon Kleinstädte genug, die in Pflege von Musik, Kunst und gehobener Geselligkeit recht gut das leisten, was großstädtischer Mittelschicht erreichbar ist? Die alte unmoderne Kleinstadt mag ein aus Epheu und Stumpfsinn geflochtenes Märchen sein, die neue aufstrebende Kleinstadt ist das nicht.

Daß freilich überall im ganzen Lande die Vorbedingungen für eine solche Entwickelung vorhanden seien, wird auch von mir nicht behauptet. Die eine Ausnahme ist schon erwähnt: Großgüterdistrikte. Dazu kommen die wasserarmen Teile der norddeutschen Ebene und unwegsamere, weltferne Partien Süddeutschlands. Aber selbst wenn das Rezept nicht überall paßt, so paßt es doch in breiten Lagen. Man soll nicht denken, die vorhandenen Großstädte verkleinern zu wollen, sondern nur das beabsichtigen, daß der kommende Bevölkerungszuwachs neue Territorien geringsten wirtschaftlichen Druckes findet.

Träger und Durchführer dieses Dezentralisationsgedankens kann nur eine Regierung sein, die eine antiagrarische, industrialistische Majorität hinter sich hat. Eine solche Regierung und eine solche Majorität ist noch nicht da, aber wir sehen sie entstehen. Aus den jetzigen Zolldebatten wird sich trotz aller Verkleisterungsversuche die Überzeugung herausarbeiten, daß es im letzten Grunde für Deutschland nur zwei mögliche Programme giebt, ein agrarisches und ein industrielles. Das industrielle Programm darf sich aber um keinen Preis darauf beschränken, nur Großstadtprogramm sein zu wollen. Will der Industrialismus

regieren, so muß er dem ganzen Lande etwas zu bieten haben. Er muß auch die Erhaltung des Volkstums im ganzen als seine Sache erkennen. Jetzt, wo er in Oppositionsstellung ist, hat er noch wenig Lust, über seine positiven Aufgaben nachzudenken, doch es wird bald Zeit, sich ihnen zu nähern. Erst bekämpfen wir mit allen Mitteln die Kornzölle, dann aber ist es unsere Pflicht, die Landfragen neu mit den Erkenntnissen und Mitteln unserer Zeit in Angriff zu nehmen.





Aufgaben der Verkehrspolitik auf dem Gebiete der Handelspolitik und der Wohnungsfrage.

Von

Prof. Dr. Walther Lotz-München.

Kürzlich hat ein hervorragender volkswirtschaftlicher Lehrer des Auslandes in einer Programmschrift ausgesprochen, daß ein junger Gelehrter, der sich blos mit Erforschung der sozialen Zustände und Regierungsmethoden vor dem Zeitalter der Dampfmaschine, der Eisenbahnen und Telegraphen beschäftigt habe, seiner Meinung nach nicht als genügend vorgebildet anzusehen sei, um Probleme des heutigen Wirtschaftslebens zu bemeistern. So wichtig historische Studien über die Zeit der Fronhöfe oder über die mittelalterlichen Zünfte vom Standpunkte der entwickelungsgeschichtlichen Theorie gewiß sind, so sehr hat jener Lehrer vom praktisch erzieherischen Standpunkte in einem Recht gehabt: die modernen Verkehrsmittel haben die Welt so revolutioniert und umgestaltet, daß, wer die Gegenwart verstehen will, die Umwälzung der Verkehrsmittel im neunzehnten Jahrhundert jedenfalls in ihren Wirkungen gewürdigt und verstanden haben muß.

Unbedenklich ist dies auszusprechen, auch wenn man sich bewußt ist, daß die Verkehrsrevolution bereits mit der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und der Entdeckung Amerikas, also dreihundert Jahre vor Watt, Fulton, Stephenson begonnen hat.[1])

Nächst dem Kreditwesen ist es der Verkehr, welcher die Menschen am meisten zu Änderungen und Fortschritten gezwungen hat, und Kredit und Verkehrswesen haben im neunzehnten Jahrhundert an Macht und Vervoll-

[1]) Vgl. W. Lotz, Verkehrsentwickelung in Deutschland 1800—1900, S. 2 ff. (Leipzig 1900 bei B. G. Teubner.)

kommnung unendlich gewonnen. Zäh hängt der Mensch in Technik und wirtschaftlicher Organisation am Herkommen, bis die Konkurrenz ihn zu Verbesserungen zwingt. Und die Konkurrenz wird — wenigstens zeitweilig — durch die Verkehrsentwickelung überall hin bemerkbar. Die Konkurrenz des mechanisch hergestellten Gewebes für den Hausweber, des nordamerikanischen Weizens und des argentinischen Quebrachoholzes für den deutschen Grundbesitzer wurde erst überall wirksam empfunden, seitdem die Verkehrsfortschritte räumlich und zeitlich die Weltteile einander näherbrachten.

Das wundervollste Werkzeug wirtschaftlicher Macht hält der in Händen, der den Verkehr beherrscht. Ein Beispiel möge dies veranschaulichen. Im Westen der Vereinigten Staaten lernte ich einen Angestellten eines großen Bahnsystems kennen, der dasselbe für Wisconsin und Minnesota als privater Beamter zu erstreben wagte, was der Finanzminister Ludwigs XIV. Colbert mit allen Machtmitteln des französischen Absolutismus kaum durchzusetzen vermochte: nämlich die Schaffung von Großindustrie. Das Bahnsystem, welchem mein Gewährsmann diente, krankte lange daran, daß es nur landwirtschaftliche Distrikte berührte. Die Landwirtschaft liefert wenig Personentransport und nicht im ganzen Jahre gleichmäßig Frachttransport. Die Bahn aber hat im ganzen Jahre Betriebsausgaben und Aufwand für Verzinsung des Anlagekapitals zu leisten. Man brauchte also Industrie im Finanzinteresse der Eisenbahn. Wie diese Industrie begründet wurde ohne Festlegung von Kapital seitens der Bahn, war wie ein Wunder zu schauen. Der Chef der industriellen Abteilung der Bahn erhielt von allen Stationen durch Vertrauenspersonen Mitteilung, wenn sich Ziegelerde fand oder wenn Erze bemerkt wurden oder wenn Holz oder Stroh unverwertet blieb und der Verarbeitung zu harren schien. Nachdem er auf solche Meldung hin mit einem Techniker den Distrikt bereist hat, wurden amerikanische Kapitalisten des Ostens, welche Unternehmungen im Westen begründen wollten, informiert. Man einigte sich auf einen Ausnahmetarif von der Station ab, an welcher eine Ziegelei oder ein Hochofen oder eine Sägemühle begründet wurde, bis nach Chicago, und die Industrie siedelte sich daraufhin an. Ich hatte Gelegenheit, den verantwortlichen Leiter dieses Departements später auf einer Dienstreise zu begleiten und einige der durch ihn vermittelten Unternehmungen zu sehen. In der That ist mir eine genialere Ausnützung der Verkehrspolitik für wirtschaftliche Umformung eines Landes kaum begegnet. Und wenn die Freunde industrieller Hebung des deutschen Ostens einmal im fernen Westen Amerikas beobachten wollten, wie man die Verkehrspolitik in den Dienst einer solchen Idee stellen kann, so wäre es vielleicht nicht ganz unmöglich, noch einiges mehr zu erreichen, als bis jetzt im deutschen Osten geschehen ist.

Die Verkehrspolitik könnte das größte Machtmittel sein, die Volkswirtschaft zu beeinflussen. Wir stehen in Deutschland erst in den Anfängen der Realisierung dieses Gedankens. Vielleicht ist es hier einmal erlaubt, einen Traum auszuträumen. Vielleicht ist es nicht zu verwegen, uns vorzustellen, daß die fiskalischen, büreaukratischen und auch die parlamentarischen Schwierigkeiten einer Verkehrsreform überwindbar wären; wir könnten uns dann ausmalen, was für große Aufgaben durch die Verkehrsmittel vom Staate zu verwirklichen wären. Allerdings giebt es heute in unseren Landtagen kanalfeindliche Mehrheiten. Aber trotz derselben beherrscht ja bei uns die Staatsverwaltung, wenn sie will, fast alles, was innerhalb des Landes an verkehrspolitischen Faktoren vorhanden ist. Sie hätte die Macht, das, was sie will, durchzusetzen.

Vielerlei Einfluß kann bei Deutschlands heutiger Entwicklungsstufe die Verkehrspolitik innerhalb eines Landes ausüben: handelspolitischen, sozialpolitischen, nationalen, kulturellen Einfluß.

Hier sollen nur einige der verkehrspolitischen Aufgaben besprochen werden, und zwar solche, die angesichts der zunehmenden Industrialisierung mit Handelspolitik und Wohnungsfrage in Berührung stehen.

1. Die Zusammenhänge zwischen Handelspolitik und Verkehrspolitik wurden schon offenbar im 16. bis 18. Jahrhundert, als allenthalben merkantilistische Praxis herrschte. Man verbesserte das Straßenwesen, man organisierte den Nachrichtenverkehr durch staatliche Postverwaltung, man schuf künstliche Wasserstraßen, um innerhalb der nationalen Wirtschaftsgebiete einen möglichst regen Austausch von Produkten zu ermutigen. Freilich war keineswegs überall in der Merkantilzeit freier Austausch im Innern des Landes konsequent durchgeführt. Vor allem nicht im Preußen Friedrichs des Großen. Immerhin erwachte damals der gute Wille, die Verkehrsmittel im Innern zu fördern. Auch der Seeschiffahrt, die die Ausfuhr der Waren und den Verkehr mit den Kolonien fördern sollte, wendete man Aufmerksamkeit zu, und zwar oft durch all zu energische Staatseingriffe wie Prämien auf den Bau von Schiffen und Unterstützung der Hochseefischerei, eventuell auch durch eine die nationale Schifffahrt vor den Ausländern begünstigende Gesetzgebung, besonders in England im Zeitalter Cromwells, später auch anderwärts. Keineswegs ist freilich das Eingreifen zu Gunsten der Seeschiffahrt stets von den erstrebten Folgen begleitet gewesen. Jedenfalls verdankt die deutsche Schiffahrt ihre heutige Entwicklung eigener Initiative, nicht einer Protektionspolitik.

Im neunzehnten Jahrhundert beim Aufkommen der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt war zunächst der bei vernünftigen Leuten verbreitetste Gedanke, daß Verbilligung und Beschleunigung der Frachtleistung schlechterdings

vorteilhaft und wünschenswert sei, mochte man nun im übrigen freihändlerische oder schutzzöllnerische Handelspolitik treiben.

Wo Privatbahnen herrschen, bleibt es auch heute noch selbst in den schutzzöllnerischsten Ländern Prinzip des Eisenbahntarifwesens, daß man „unerwünschte Frachten“ nicht kennt; man transportiert hier soviel als möglich ist, und gesteht, wenn dies rentabel erscheint, ebenso der Einfuhr wie der Ausfuhr ermäßigte Tarife zu. Und wie die Privatbahnen, so verfrachten die in freier Konkurrenz unabhängig von staatlicher Einwirkung arbeitenden Fluß- und Kanalschiffer und die Seefahrer ausländische Einfuhr und inländische Ausfuhr von dem Standpunkt aus, daß sie froh sind, gewinnbringende Transporte überhaupt zu bekommen.

Anders ist etwa seit 1879 die Eisenbahntarifpolitik der wichtigsten Staatsbahnländer gestaltet worden. Es war in Deutschland ein bewußt vom Fürsten Bismarck erstrebtes Ziel, die staatliche Eisenbahntarifpolitik in den Dienst der schutzzöllnerischen Ideen, die seit 1879 unsere Handelspolitik beherrschten, zu zwingen. Und dies Vorbild hat in Ungarn, Rußland und in anderen Staatsbahnländern genau so Schule gemacht, wie unsere Schutzzollpolitik.

Besonders zwischen 1894 und 1900 hat sich noch in Deutschland die schutzzöllnerische Ausgestaltung der Ausnahmetarife des Eisenbahnwesens gesteigert.

Wir haben enorm wohlfeile Tarife für die Ausfuhr gewisser Produkte, während die Einfuhr derselben Warengattung durch Anwendung der normalen oft doppelt so hohen Frachtsätze erschwert wird.

Die Eisenbahn betrachtet es als eine gemeinnützige Aufgabe, wenn Kohle, Getreide, Zucker aus Deutschland herausgeschafft wird, und sie unterstützt diese Thätigkeit durch wohlfeile Fracht. Ganz anders wenn diese Waren von der Fremde kommen.[1])

Am konsequentesten würde es diesem System entsprechen, wenn wir fremdes Getreide wegen seiner Provenienz überhaupt teurer fahren würden als deutsche Produkte. Das ist aber durch Verträge erschwert und könnte sonst auch zu sehr unliebsamen Vergeltungsmaßregeln der Ausländer für den deutschen Export führen.

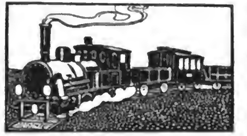
So wird denn, was in Deutschland konsumiert wird, mag es einheimisches oder fremdes Produkt sein, in diesen Fällen der Konkurrenzfurcht jedenfalls teuer verfrachtet; was exportiert wird, ist dagegen durch niedrige Fracht begünstigt.

Daher die merkwürdige Thatsache, daß, wer z. B. eine Wagenladung Getreide nach Garmisch-Partenkirchen zum dortigen Verkauf sendet, pro 1000 kg

[1]) Dagegen wird die Einfuhr von Rohstoffen, die Deutschland nicht produziert: Kolonialwaren, Baumwolle u. s. w. durch Versorgungstarife begünstigt.

und pro km je $4\frac{1}{2}$ Pfennig Fracht zu entrichten hat: während die Fracht im Streckensatz bloß 2,6 Pfennig pro Tonnenkilometer beträgt, wenn der Verfrachter nachweist, daß das Getreide nicht in Bayern konsumiert, sondern nach Tirol weitergeführt ist.[1])

Die Praxis der Staatsbahnen, die Ausfuhr billiger als die Einfuhr zu bedienen, hat in Deutschland in den letzten Jahrzehnten mindestens ebensoviel zur Begünstigung der Syndikatbildung z. B. in der Zuckerindustrie, der Kohlen- und Koks-erzeugung, der Eisenindustrie beigetragen, wie die Steuer- und Zollgesetzgebung. Ginge heute Deutschland zum Freihandel über, so würde allerdings in beträchtlichem Maße für die bisher sowohl durch Zoll wie Fracht geschützte Eisenindustrie, nicht jedoch für die bisher nur durch Fracht, nicht durch Zoll geschützten Produktionszweige eine Änderung eintreten. Nicht auf Alle, die heute die Praxis ausüben, an die deutschen Abnehmer teurer als an die Ausländer zu verkaufen, würde eine veränderte Handelspolitik ohne Eisenbahntarifänderung gleichmäßig wirken.



Wer eine Reform der deutschen Zollpolitik im freihändlerischem Sinne für nötig erachtet, der muß Hand in Hand mit Zollreformen eine vollständige Revision unseres Eisenbahntarifwesens anstreben. Vielleicht muß allerdings die heutige schutzzöllnerische Eisenbahntarifpolitik durch die Macht der Dinge überhaupt zeitiger von selbst in sich zusammen brechen, als die schutzzöllnerische Zollpolitik.

Wir stellen fest, daß von verschiedenen Seiten bereits jetzt Bresche in den Bau des schutzzöllnerischen Eisenbahntarifsystems gelegt wird.

Zunächst ertrotzt hin und wieder die öffentliche Meinung, wenn man sich von den Syndikaten zu schlecht behandelt glaubt, eine Änderung. Dann und wann spricht man selbst in Deutschland vom Konsumenten. Im Herbst 1900 erscholl überall Klage über die Kohlennot. Einige Heißsporne befürworteten Abschaffung der Kohlenausfuhrtarife, ja wohl sogar ein Ausfuhrverbot, mindestens einen Ausfuhrzoll auf Kohle. Letztere Maßnahme haben ja bekanntlich die Engländer in den Finanzschwierigkeiten des südafrikanischen Kriegs thatsächlich eingeführt. Die preußischen Staatsbahnen ergriffen einen anderen Ausweg. Sie milderten in etwas die Schwierigkeiten, welche bisher der Kohlenenfuhr auf dem Bahnwege entgegengestanden hatten. Der sogenannte Rohstofftarif, welcher gegenüber dem normalen Tarif für Entfernungen über 350 km einen Rabatt gewährt, war bisher nur bei Kohlenversendung von deutschen Pro-

[1]) Vgl. Einleitung zu Bd. 89 der Schriften des Vereins f. Sozialpolitik.

duktionsstätten ab geltend. Im September 1900 wurde er auch importierter Kohle zugestanden; dagegen blieben die Ausfuhrbegünstigungen fortbestehen.[1])

Ob die Entwickelung des Kohlensyndikats ohne die bis 1900 währende Differenzierung ausländischer und inländischer Kohle so mächtig geworden wäre, läßt sich bezweifeln. Jedenfalls ist die Politik, wohlfeiler ans Ausland wie ans Inland zu liefern, wesentlich durch das Verhalten der Staatseisenbahnen in mancherlei Beziehung bis 1900 gefördert worden.



Wir bemerken, daß in Ländern mit Freihandel und Privatbahnsystem wohl auch eine Syndikatsentwicklung sich vollzieht, eventuell sogar Zusammenschluß aller bisher konkurrierenden Betriebe in ein Riesenunternehmen. Aber die Versuche, die inländischen Preise über den Weltmarktssatz emporzuschrauben sind in England, wo weder schutzzöllnerische Handelspolitik noch schutzzöllnerische Eisenbahntarifpolitik herrschte, für die Unternehmer der Trusts wenig ermutigend ausgefallen.[2]) Und daß etwa in allen wichtigen Artikeln internationale Kartelle bei freihändlerischer Zoll- und Eisenbahnpolitik entständen, ist eine noch recht fernliegende Möglichkeit.

Ein Moment, welches regelmäßig den schutzzöllnerischen Tendenzen der Eisenbahnpolitik weit mehr in Deutschland entgegen wirkt, als die gelegentlichen kartellfeindlichen Ausbrüche der öffentlichen Meinung, sind die Wirkungen der Seeschiffahrt und Binnenschiffahrt. Wo ein Wasserweg zur Verfügung steht, kommt Getreide, Holz, Kohle, Eisen und alles mögliche heran, mag es unseren Schutzzöllnern erwünscht oder unerwünscht sein. Der Rhein bis Mannheim bringt auch ausländisches Getreide bergauf, so sehr die Eisenbahnpolitik solche Frachten erschweren mag; die Elbe trägt von Böhmen zu uns Braunkohle herein. Zur See können Hamburg und andere Küstenplätze unabhängig von deutschen Syndikaten ihren Bedarf beziehen. Die bloße Möglichkeit, die hier den Seestädten zu Gebote steht, veranlaßt die Syndikate, nach diesen umstrittenen Absatzgebieten günstigere Bedingungen zu gewähren, und die Eisenbahnpolitik unterstützt dann die Wünsche der Interessenten durch Seehafen-Ausnahmetarife.

---

[1]) Vgl. Bd. 89 der Schriften des Vereins f. Sozialpol., Einl. S. XXXIV.

[2]) Vgl. The Times weekly edition, supplement v. 4. 7. 1902, Artikel: Some dangers of the industrial combination movement; ferner Financier and Bullionist v. 3. 7. 1902; endlich H. Macrosty: „Business aspects of British trusts“ im „Economic Journal“ vom September 1902, London, S. 347 ff.

Die Furcht, daß der Mittellandkanal die schutzzöllnerische Eisenbahnpolitik zu nichte machen könne, soweit es sich um Agrarprodukte handelt, ist der wahre Anlaß für die Kanalfeindlichkeit der Agrarier.

Und doch ist es fraglich, ob nicht der Schutz, den die Landwirte durch hohe Frachten gegen unbequeme Einfuhr erstreben, ihnen und der Nation viel mehr Schaden bringt, als die Verteuerung der konkurrierenden Ware einzelnen Leuten nützt.

Denn im Grunde genommen ist der Standpunkt, daß man nichts, was Konkurrenz macht, hereinnehmen, aber trotzdem eifrig exportieren will, ebenso unhaltbar vom Standpunkte der Handelspolitik wie der Verkehrstechnik. Die handelspolitische Wissenschaft hat mit der alten Handelsbilanztheorie längst aufgeräumt, und sie rechnet heute zu den elementarsten Wahrheiten, daß keine Nation ans Ausland verkaufen kann, wenn sie nicht auch vom Ausland kauft. Und die Verkehrstechnik zwingt zur Berücksichtigung des im gleichen Sinne wirkenden Gesetzes der Rückfrachten. Die Schiffahrt könnte nicht billig bedienen, wenn sie bloß bei der Ausfuhr den Raum ausnützen, bei der Einfuhr aber keine Ladung mitnehmen dürfte. Auch die Eisenbahn kann es in ihrem Finanzinteresse glücklicherweise nie so strikt, wie es schutzzöllnerische Hitzköpfe wollten, durchführen, den Verkehr nur in einer Richtung als wünschenswert, den in umgekehrter Richtung aber als schädlich zu behandeln. Denn sie strebt nach Rente, auch wenn sie verstaatlicht ist, und leer zurücklaufende Waggons bringen keine Rente.

Im einzelnen liefert die schutzzöllnerische Eisenbahntarifpolitik den klarsten Erfahrungsbeweis für den alten Satz, daß man nicht den einen begünstigen kann, ohne andere Leute zu schädigen. Es wird kaum auf die Dauer möglich sein, die schutzzöllnerische Eisenbahntarifpolitik aufrecht zu erhalten. Aber bis diese Erkenntnis durchdringt, kann noch recht viel Zeit vergehen. Die erste notwendige Reform wäre eine andere Zusammensetzung der Eisenbahnräte. In diesen fehlen heute vielfach Vertreter der kleinen Leute, vor allem aber fehlen heute gänzlich Vertreter des Arbeiterstandes. Wenn unsere Gewerkschaftsbewegung einmal den Gedanken politischer Neutralität ganz durchgeführt hat, dann wird es unvermeidbar sein, Gewerkschaftsdelegierte — und selbstverständlich neben ihnen Konsumvereinsleiter — in unsere Eisenbahnräte aufzunehmen. Aber damit allein ist es nicht gethan. Unser Beamtentum braucht nicht die Beschlüsse der Eisenbahnräte anzunehmen. Es hat eine große — nahezu unkontrollierbare — Machtfülle in der Tarifpolitik. Im wesentlichen ist dieses Beamtentum heute überzeugt, daß „gemeinwirtschaftlich“ und „schutzzöllnerisch“ gleichbedeutend sei. Bis hier ein neuer Geist einzieht, wird noch viel Zeit vergehen.

Wer zu ungeduldig ist, dies abzuwarten, mag wohl vorschlagen, die

Eisenbahn solle es der Post nachmachen. Die Post arbeitet nach gesetzlich bezw. völkerrechtlich festgelegten Tarifen. Und zum selben niedrigen Tarif befördert sie die Packete unserer Ausfuhr wie die der Einfuhr z. B. im Verkehr mit Österreich-Ungarn, zum selben Tarife die Sendungen des Leipziger und Berliner Warenhauses in die Provinz wie die Sendungen des über diese Konkurrenz klagenden kleinstädtischen Gewerbsmannes.

Kein Geringerer als Fürst Bismarck hat zeitweilig den Gedanken vertreten, die Tariffrage solle dem Ermessen der Verwaltung entzogen und für das Eisenbahnwesen gesetzlich geregelt werden. Aber nach der Verstaatlichung ist dieser Gedanke fallen gelassen worden. Es ist auch sehr zweifelhaft, ob sich der Zustand vermeiden läßt, daß — wie es heute in Preußen geschieht — der größere Teil aller Güter nicht nach normalen Frachtsätzen, sondern nach Ausnahmetarifen, die der Natur der Sache nach die Verwaltung festsetzt und ändern kann, befördert wird. Aber möglich wäre allerdings eine Einwirkung der Parlamente auf die Verwaltung im Sinne allgemeiner Direktiven der Eisenbahntarifpolitik, und möglich wäre ferner die gesetzliche Regelung spezieller Fragen wie der Anschlußgeleisegewährung usw. Jetzt sind die Mehrheiten der Landtage indes in Preußen, Bayern usw. noch schutzzöllnerischer als die Eisenbahnverwaltungen. Und wenn wir statt der einzelstaatlichen Systeme ein Reichseisenbahnsystem hätten, würde sich auch hier mit der schutzzöllnerischen Mehrheit des Reichstags die Eisenbahnverwaltung eins wissen.

Hat doch sogar der Reichstag bei Beratung der Dampfer-Subventionsvorlage 1900 durch eine Resolution die Regierung dahin zu beeinflussen gesucht, daß auf Reichspostdampfern aus Ostafrika und Südafrika landwirtschaftliche Produkte des Auslandes, welche mit denen der deutschen Landwirtschaft konkurrieren — mit Ausnahme von Tabak, Bienenwachs, Häuten, Fellen und Wolle — nach deutschen, belgischen und holländischen Häfen nicht befördert werden dürfen.[1]) Solange also das deutsche Volk nicht anders gesinnte Mehrheiten in die Parlamente entsendet, ist wenig Aussicht, die Sonderinteressen zurückzudrängen, welche — oft sehr zum Schaden der Allgemeinheit — heute die schutzzöllnerische Strömung in der Eisenbahntarifpolitik für sich ausnützen. Es ist zwar vielfach Bresche in das System in einzelnen Fällen gelegt, aber die Meinung, daß der Grundgedanke, gewisse Transporte als unerwünscht zu behandeln, nicht auf die Dauer haltbar sei, hat noch nicht bis jetzt die Herrschaft über die Geister erlangt. Und diese Notwendigkeit der Einsicht und Erkenntnis bleibt uns nicht erspart.

2. Die Macht, welche die Verkehrspolitik auszuüben vermag, beschränkt sich keineswegs auf das handelspolitische Gebiet. Insbesondere in der Sozial-

[1]) Vgl. Bd. 92 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, S. 188.

politik ließe sich noch gewaltiges erreichen, wenn wir erst einmal uns bewußt sind, daß in einem industriell fortgeschrittenen Staate das Arbeiterinteresse nicht in künstlicher Erhaltung der unrentablen Betriebsformen und nicht in romantischer Vorliebe für absterbende Erscheinungen, sondern darin besteht, in dem Industriestaat uns so gut als möglich einzurichten. Nicht deshalb weil die industriell kapitalistische Entwicklung besonders wünschenswert wäre, sondern weil sie nun heute einmal für uns unvermeidlich ist.

Fürst Bismarck hatte vom Beginn seiner politischen Laufbahn an eine — menschlich sehr begreifliche — heftige Abneigung gegen die großen Städte. Zeitweilig hat — von der Stimmung gegen diese „Wasserköpfe" inspiriert — die staatliche Eisenbahntarifpolitik Preußens das Programm vertreten, als ob sich etwas gegen die Konzentration der Produktion, gegen die sogenannte „Bevorzugung der Großstädte mit Differentialtarifen" ausrichten lasse. Mit wenig Erfolg in der That, und soweit erfolgreich, kaum segensreich.

Eine Zersplitterung der Produktion ist in einer Anzahl von Fällen unwirtschaftlich. Unwirtschaftlich produzierende Unternehmer aber können befriedigende Arbeitsbedingungen nicht gewähren. Allein schon die Thatsache, daß das Zusammenarbeiten mit Hülfsgewerben und Abfallindustrien, die Existenz großer Märkte und die bequeme Information über alle die Konjunktur beeinflussenden Momente die Konzentration der Fabrikation an gewissen Knotenpunkten des Verkehrs begünstigt, bedeutet genug. Es ist sogar ein Mangel Deutschlands, daß die Konzentration der — gewisse Spezialitäten erzeugenden — Industrien lange künstlich aufgehalten worden ist.

Trotzdem wäre es eine soziale Gefahr, eine gesundheitliche Gefahr und eine Gefahr in ästhetischer Hinsicht, wenn die anscheinend unvermeidliche Konzentration der Produktion überall eine Zusammendrängung der Massen in Mietskasernen wie in den sächsischen Fabrikstädten oder im Osten Berlins zur notwendigen Folge hätte.

Ehe wir von der sozialen Mission, die hier die modernen Verkehrsmittel haben, reden, muß jedoch ein ziemlich weitverbreiteter Irrtum über die Beziehungen von Großstadt und Industrialismus zurückgewiesen werden. Bis jetzt ist in Deutschland die Industriebevölkerung überwiegend nicht in den größten Städten, sondern in den mittleren und kleineren Städten angesiedelt. Nicht einmal ein ganzes Fünftel der Erwerbsthätigen der Gruppe „Gewerbe und Bergbau" entfiel 1895 auf die Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern.[1])

Immerhin ist die Tendenz des Zunehmens der Großstädte bis jetzt ebenso klar erkennbar, wie sie von mancherlei Standpunkt aus unerfreulich ist. Ge-

[1]) Vgl. näheres in Bd. 98 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, S. 130.

wisse Fabrikbetriebe pflegen allerdings mit der Verteuerung des Areals in den Großstädten in die Peripherie zu flüchten. Aber wenn die Arbeiterschaft hier in der Nähe der Arbeitsstätte wohnt, ergeben sich oft nicht minder schlechte Wohnungsverhältnisse als beim Wohnen im Innern der Stadt.

Es scheint zunächst, als ob der städtische Grundbesitz in immer steigendem Maße notwendig durch die steigende Bevölkerung sich bereichere, die in den Großstädten Arbeitsgelegenheit sucht. Soweit dies stattfindet, bleibt der Verkehrspolitik nichts übrig, als wenigstens die wohlfeile Lebensmittelversorgung der Großstadt aus einem möglichst weiten Rayon durch entsprechende Tarife zu ermöglichen.

Jedoch ist es vielleicht nicht ganz unmöglich, gerade durch die Verkehrspolitik das Bodenmonopol der städtischen Grundbesitzer einigermaßen zu bekämpfen; die Verkehrspolitik könnte daraufhin wirken, daß nicht notwendig durch die Konzentration der Produktion eine Schädigung der Wohnungsverhältnisse eintritt.

Das Monopol kann durch Konkurrenz bekämpft werden. Eine Beschaffung anderweitiger Wohnungsgelegenheit kann durch ausgezeichnete Reform des Personenverkehrs in die Wege geleitet werden.

Eine gewisse Dezentralisation des Wohnens ist bei hochentwickelten Verkehrsmitteln mit Konzentration der Betriebsstätten vereinbar.

Aller Komfort pflegt sich in der Welt derart zu verbreiten, daß zunächst die als Luxus angesehenen Methoden der Befriedigung feinerer Bedürfnisse von einer wohlhabenden Minorität angewendet werden. Später verbreitet sich dann das, was Genuß der Reichen gewesen war, eventuell beim Volke. So ging es mit dem Zucker und vielen Gütern. So geht es auch mit der Möglichkeit eines Sonntagsausflugs der Großstädter. Vielleicht wird auch einmal künftig ähnliches hinsichtlich der Behaglichkeit des Wohnens erreicht werden. Der großstädtische Kaufmann und Fabrikant wohnt regelmäßig nicht im Geschäftsviertel. Er strebt danach, weit vom städtischen Rauch und Qualm womöglich eine Villa zu besitzen, von der aus er zum Geschäft fährt und in die er abends aus dem Geschäft zurückkehrt.

Die modernen Verkehrsmittel haben einen demokratischen Charakter. Sie streben nach Massenbenutzung. Sie könnten es hunderttausenden ermöglichen, weitab von der Arbeitsstätte zu wohnen.

Es bieten sich den Gemeinden als Tramway-Unternehmern und dem Staate als Eisenbahnunternehmer noch große verkehrspolitische Aufgaben im Dienste der Wohnungspolitik. Freilich nützen hier Tramways und Vorortverkehr nur, wenn erstens nicht zu viel Zeit und Geld bei Benützung der Verkehrsmittel verloren geht und wenn zweitens eine entsprechende Bauthätigkeit Hand in Hand geht.

Es wäre jedenfalls erwägenswert für Freunde der Wohnungs- und Bodenreform, über das bisher bekannte Maß hinaus sorgfältig festzustellen, ob nicht das belgische Vorbild nachgeahmt werden kann. Dort wird zu enorm billigem Preise und mit großer Schnelligkeit die Arbeiterschaft aus ländlichen Distrikten, die 50 bis 100 km entfernt sind, täglich in die Fabrikstädte und zurück befördert.[1]) Man kann dort zugleich Parzellenpächter und städtischer Fabrikarbeiter sein. Die Kinder des Arbeiters brauchen nicht in dem frühesten Alter in Fabrikstadtluft aufzuwachsen. Freilich ist es nach der jüngsten Gewerbezählung auch noch in Belgien überwiegende Regel, daß der industrielle Arbeiter in der Gemeinde seiner Arbeitsstätte wohnt.

---

[1]) Einige Ziffern mögen die Leistungen Belgiens veranschaulichen. Es giebt dort Wochenabonnements für Arbeiter, die zur Benutzung, wenn auch nicht aller, so doch vieler schneller Züge berechtigen, und zwar für Hin- und Rückfahrt an 6 Wochentagen, also zu wöchentlich insgesamt 12 Fahrten. Diese Abonnements sind für größere Entfernungen mit fallender Staffel gebildet. In den Fahrplänen ist Rücksicht darauf genommen, daß kurz vor 6 Uhr früh in den größeren Städten für Arbeiter benutzbare Züge ankommen. Mit den belgischen Tarifen, die ich dem Guide officiel des voyageurs sur tous les chemins de fer belges ab Juli 1902 entnehme, vergleiche ich die Sätze, die in Bayern für Vorortverkehr und für Arbeiterbillets gelten. Es handelt sich in beiden Fällen um dritte Klasse. Jedoch ist die Schnelligkeit der Züge, die in Bayern mit diesen wohlfeileren Fahrkarten benutzt werden können, geringer als in Belgien, und die Ermäßigung regelmäßig nicht wie in Belgien für 50 bis 100 km ausgenützt. Einheitssatz für Arbeiterabonnements ist 1 Pfg. pro Personenkilometer, also 12 Pfg. pro km bei 12 Fahrten in der Woche. Im Vorortsverkehr ist der Einheitssatz in Bayern 2 Pfg. pro Personenkilometer (Satz der preußischen 4. Klasse), so daß 12 Fahrten wöchentlich pro km 24 Pfg. kosten würden.

Preis für 12 Fahrten wöchentlich III. Klasse:

auf 10 km Entfernung in Belgien	1,25 Frc. = 1,— Mk.
auf 10 km „ im bayrischen Vorortverkehr . .	2,40 Mk.
auf 10 km „ „ „ Arbeiterabonnements-Verkehr	1,20 Mk.

Preis für 12 Fahrten wöchentlich III. Klasse:

auf 50 km Entfernung im belg. Arbeiterabonnement . .	2,25 Frc. = 1,80 Mk.
Dies würde, wenn überhaupt auf 50 km gewährt,	
in Bayern kosten nach Vorortstarif	12,— Mk.
in „ „ „ Arbeiterabonnementstarif	6,— Mk.
auf 100 km fordert Belgien	3,15 Frc. = 2,52 Mk.

Bayern würde verlangen, wenn überhaupt auf 100 km solche Erleichterungen praktisch in Betracht kämen: 24,—, bezw. 12,— Mk. pro Woche. — Auch Preußen berechnet für Arbeiterkarten mit 6 Hin- und Rückfahrten per Woche regelmäßig wie Bayern 1 Pfg. pro Personenkilometer. Demnach kostet ein solches Arbeiter-Abonnement zwischen Potsdam und Berlin (Potsdamer Bahnhof) für 26,2 km wöchentlich 3,10 Mk., während Belgien bis 30 km nur 1,75 Frc. = 1,40 Mk. erhebt.

Es würde sich immer nur für einen Teil unserer städtischen Industriearbeiter die Dezentralisation des Wohnens ermöglichen lassen. Ein großer Teil wird immer in der Nähe der Arbeitsstätte wohnen. Aber schon wenn einigen geholfen wird, ist dankeswertes geschehen.

Die Ausdehnung des Vorortverkehrs auf einen so großen Umkreis, daß sich desselben nicht sofort die Bodenspekulation bemächtigen kann, verbunden mit Bodenreform (Zerstückelung der Komplexe) und mit genossenschaftlicher Bauthätigkeit, kann noch eine ungeahnte Rolle spielen. Diese Aufgabe ist sozialpolitisch noch wichtiger als manche vielerörterte Probleme der Personentarifverbilligung für Fernfahrten. Solche Ausdehnung, Verbilligung und Beschleunigung des Nahverkehrs würde sich in der Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Bevölkerung selbst dann genügend lohnen, wenn zunächst eine finanzielle Rentabilität hierfür fehlen würde. Gerade Staatsbahnen könnten hier, wenn diese Gesichtspunkte einmal genügend gewürdigt würden, Erstaunliches leisten. Freilich setzt dies in Stadt und Staat eine rege politische Bethätigung der unteren Klassen voraus, die auf erreichbare Ziele sich richtet. Solche Einflußnahme der unteren Klassen auf die Verkehrspolitik wird erst allmählich in Deutschland durchdringen. Sie könnte zur Hebung der Kriegstüchtigkeit und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und zur Verbesserung des Familienlebens der Nation überaus viel Segen stiften.

Wenn hier die sozialpolitischen Aufgaben der Verkehrsanstalten im Dienste der Wohnungsfrage besonders erörtert wurden, so soll uns dies keineswegs zu der Einseitigkeit verleiten, allein schon in Verbilligung und Beschleunigung des Nahverkehrs größerer Städte eine Lösung der Wohnungsfrage zu erblicken. Dies wäre so einseitig, daß garnicht genug davor gewarnt werden kann. Hand in Hand mit der Verkehrspolitik muß Wohnungsinspektion, Erbauung von Logierhäusern zwecks Bekämpfung des Schlafgängerwesens, Bauthätigkeit u. s. w. wirken. Aber alle diese Maßnahmen setzen wieder ihrerseits entsprechende Verkehrspolitik voraus.

Ebenso wenig wollen wir so einseitig sein zu behaupten, daß die sozialpolitischen Aufgaben der Verkehrsanstalten sich in der Fürsorge fürs Publikum erschöpfen. In der befriedigenden Ordnung des Arbeitsverhältnisses stehen den verschiedenen Verkehrsunternehmungen noch sozialpolitische Aufgaben anderer Art bevor, an denen wir ebenfalls genug zu schaffen haben werden.

Die Schwierigkeit und Mannigfaltigkeit sozialpolitischer Aufgaben, die sich vor allem den Eisenbahnen eröffnen, darf nicht entmutigen. Der Staat hat eine Ehrenpflicht übernommen, indem er die wichtigsten Verkehrsmittel übernahm, und die Bürger haben mitzuwirken, daß er die sozialen Ehrenpflichten erfülle.



Die soziale Thätigkeit der Heilsarmee.

Von

M. Wenck.



enige Jahre sind erst ins Land gegangen, da war die Uniform eines Soldaten der Heilsarmee, die rotwollene Jacke und die Mütze mit der Inschrift oder das dunkelblaue Kleid und der Hut mit dem roten Band über der Garnitur für uns in Deutschland eine in der Öffentlichkeit auffallende Erscheinung, die neben dem Spott und Hohn der Straßenjugend und dem überlegenen Lächeln der Gebildeten Befremden, Verwunderung, wohl gar auch Entrüstung und Empörung hervorrief, ganz abgesehen von dem Skandal, den gebildeter und ungebildeter Pöbel in den Versammlungen der Heilsarmee verursachte.

Seitdem hat sich die Situation geändert. Wenn man heut in Berlin, Frankfurt a. Main, Karlsruhe oder einer anderen Stadt, in der eine Station der Heilsarmee besteht, Damen oder Herren sieht, die sich verwundert nach den ihnen begegnenden Heilssoldaten umsehen, so kann man mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß sie Fremde sind, Provinzler vom Lande oder der kleinen Stadt.

Die Heilsarmee ist in unseren größeren Städten im Widerspruch zu der früher oft gehörten Voraussage: „diese englische Pflanze wird auf deutschem Boden nicht gedeihen", zu einer tagtäglichen Erscheinung geworden. Sie hat sich bei uns eingebürgert.

Dementsprechend, wenn auch noch nicht in gleichem Maße, ist auch die Stimmung der Heilsarmee gegenüber anders geworden. Das Urteil über sie lautet weit günstiger. Das gilt weniger von den theologisch-kirchlichen Kreisen, deren Kritik natürlich bei dem christlichen Sonder-Charakter der Heilsarmee

einsetzt, als dort, wo man frei von irgend welcher Voreingenommenheit für jede Äußerung religiösen oder sittlichen Ernstes tieferes Verständnis hat, mag sich diese auch in noch so ungewohnten und sonderbaren Erscheinungsformen zeigen. In diesen Kreisen haben zweifellos sowohl die nicht abzuleugnenden religiös-sittlichen Erfolge der Heilsarmee wie auch die mannhafte Charakterfestigkeit, mit der die Anhänger der Heilsarmee in allen Lagen des Lebens, auch unter Spott, Haß und Verfolgung ihre Überzeugung bekannten, das Urteil zu Gunsten der Heilsarmee gewandelt.

In einem noch weiteren Kreis aber hat sich die Heilsarmee Beachtung erzwungen und Achtung erworben durch ihre soziale Thätigkeit. Von ihr soll in den folgenden Ausführungen die Rede sein, und zwar indem wir uns einmal einen Überblick verschaffen über diese soziale Thätigkeit, dann ihre Eigenart zu bestimmen suchen und endlich mit einer Erörterung darüber schließen, wo die Grenzen der Aktionsfähigkeit der Heilsarmee auf sozialem Gebiet liegen.

I.

Forscht man nach der sozialen Thätigkeit der Heilsarmee, so treten einem beim Blick auf das Gesamtwerk in den verschiedensten Ländern der Welt sofort große Zahlen entgegen, die auf eine Massenwirkung ihrer Arbeit schließen lassen. Es sind Millionen, die von ihr gespeist, Millionen, die von ihr beherbergt werden. Es sind Hunderttausende, denen sie Arbeit vermittelt, Zehntausende, die sie dauernd mit Arbeit beschäftigt, denen sie Heimat, Broterwerb, bürgerlichen Beruf vermittelt, und es sind in gleicher Weise Zehntausende, die in ihrem Dienst stehen, die sich die Arbeit an der Menschheit im Sinn und Geist der Heilsarmee als Lebensaufgabe erkoren haben. Das läßt auf ein vielgestaltiges Werk schließen mit einer großen Mannigfaltigkeit der Thätigkeit und einer großen Auswahl derer, denen diese Thätigkeit gilt. Bei näherer Betrachtung aber sehen wir, daß es ganz bestimmte Arten von Menschen sind, auf die sich die soziale Thätigkeit erstreckt. Sie gilt fast ausschließlich der verworfensten Menschenklasse, der niedrigsten sozialen Schicht. Man kann sie in drei Rubriken eingliedern, von denen die beiden letzten freilich nicht genau von einander zu trennen sind.

Die Heilsarmee sorgt für die Prostituierten, für die Obdach- und Arbeitslosen und für die entlassenen Strafgefangenen. Ihre Thätigkeit für diese drei Kategorien von Menschen baut die Heilsarmee dabei stufenartig auf. Betrachten wir diese näher, denn gerade hierin treten uns charakteristische Merkmale für die Heilsarmeearbeit entgegen.

Die erste Stufe bei der Arbeit für die Prostituierten ist die Unterbringung in ein „Aufnahmehaus“. Es soll ihnen als Quartier dienen, nachdem sie mit

ihrem schmählichen Beruf auch ihre seitherige Wohnung aufgegeben haben. Zugleich ist die in dem Aufnahmehaus verbrachte Zeit eine Probezeit, in der sie zeigen können, daß es ihnen wirklich mit ihrem Entschluß zur Rückkehr in das bürgerliche Berufsleben ernst ist. Von hier aus kommen sie in die „Rettungshäuser", wo sie Unterricht in allerlei häuslichen und gewerblichen Beschäftigungen erhalten, die ihnen den Weg zum selbständigen Erwerb ermöglichen, ist doch ein großer Teil von ihnen der Arbeit so entwöhnt, daß sie zuerst aller Arbeitsfähigkeit entbehren, oder aber sie sind schon in so jungen Jahren dem Laster anheimgefallen, daß sie eine wirkliche Arbeit gar nicht gelernt haben. Zumeist geht diese Arbeit darauf hinaus, die Mädchen zu Dienstboten heranzubilden. Für die, die sich hierzu nicht eignen, sind andere Beschäftigungen vorhanden z. B. die Ausbildung in einer Dampfwäscherei, im Schneidern, Weben, Nähen, Falzen, Maschinenstricken u. dergl.

Diesen beiden Stufen in der Arbeit für die Prostituierten entsprechen die beiden Anstalten zu Gunsten der Obdach- und Arbeitslosen. „Asyle" dienen dazu, ihnen Unterkunft zu geben, während ihnen in „Arbeitshäusern" die Möglichkeit gegeben ist, die unverschuldete oder selbst verschuldete Arbeitslosigkeit mit einer geordneten Beschäftigung zu vertauschen. Dabei werden sie keineswegs „über einen Kamm geschoren", werden nicht zu ein und derselben Arbeit angehalten. Vielmehr wird hier dem früheren Beruf, der Neigung und Befähigung möglichst weit Berücksichtigung zu teil. Wer überhaupt keinen Beruf gelernt hat, wird zunächst vielleicht nur mit Papiersortieren beschäftigt werden können oder mit Bürsten-, Besen- oder Mattenanfertigung. Wer Fähigkeiten zum Lernen besitzt oder schon gelernt hat, wird selbst in die feineren Arbeiten der Schuhmacherei, Schneiderei, Sattlerei, sogar der Malerarbeit und Kunsttischlerei eingeführt.

Nicht viel davon verschieden sind die beiden Stufen der Thätigkeit für die entlassenen Strafgefangenen. Sie kommen zunächst in „Unterkunftshäuser", wo ihnen sofort Arbeitsgelegenheit geboten wird. Man beschäftigt sie zumeist mit Papiersortieren. Die Heilsarmee sammelt zu diesem Zweck unsortiertes Papier aller Art, namentlich mit Druckerschwärze bedecktes Papier und läßt dann die Zeitungen, Schnitzel, Streifen, Abfälle nach Farbe, Güte, Sorte aussortieren, worauf es in entsprechender Weise, meist zum Einstampfen in Papiermühlen verwertet wird. Ein Teil der entlassenen Strafgefangenen wird dann zu höherer Arbeitsbeschäftigung in die vorhin genannten Arbeitshäuser aufgenommen, den übrigen wird Gelegenheit gegeben, sich eine Beschäftigung zu suchen oder als Arbeiter in den Kolonien zu arbeiten, auf die wir noch zu sprechen kommen.

Zuvor haben wir noch die dritte Stufe zu nennen, auf der für alle drei

genannten Kategorien, Prostituierte, Arbeits- und Obdachlose und entlassene Strafgefangene gesorgt wird. Das ist die soziale Thätigkeit, die auf einen geregelten Arbeitsnachweis ausgeht, oder die in der Einrichtung eines Ermittlungsbureaus dem Zweck dient, die Verbindung zwischen den von der Heilsarmee Versorgten und ihren Angehörigen wiederherzustellen, die sie meist schon lange Jahre verloren haben. Beide Institutionen arbeiten unter dem Gesichtspunkt, den Schützlingen der Heilsarmee eine dauernde Beschäftigung zu vermitteln, und beide Einrichtungen werden dabei erfolgreich unterstützt durch die fast über die ganze Erde verbreitete Presse der Heilsarmee, die mit ihren 58 Zeitungen bei einer Gesamtauflage von rund einer Million Exemplare es natürlich erleichtert, Arbeitsgelegenheit je nach den verschiedenen Kenntnissen und Thätigkeiten der Arbeitsuchenden zu beschaffen und auch die durch weite Entfernungen getrennten Familienmitglieder wieder zu vereinigen.

Aber die Heilsarmee war auch darauf bedacht, ihren Schützlingen über die provisorische Beschäftigung, die sie bietet, hinaus selbständige Arbeit zu beschaffen.

Dahin gehört der Versuch einer eigenen Fabrik und zwar einer Zündhölzchenfabrik in England, die ihren sozialen Charakter im Unterschied von anderen englischen Zündhölzchenfabriken auch darin bekundete, daß sie höhere Löhne zahlte und bei der Fabrikation die gesundheitsschädlichen Stoffe ausschied, eine Einrichtung, die für England neuer war als für uns, da dort der „weiße Phosphor" noch zumeist für die Zündholzfabrikation verwendet wurde.

Dann aber kommen hier vor allem in Betracht die Kolonisationsbestrebungen der Heilsarmee.

Waren die von der Heilsarmee in wirtschaftlicher Hilflosigkeit und sittlicher Verkommenheit aufgefundenen Personen fast ausschließlich Opfer der Großstadt und noch dazu einer Großstadt wie London mit ihrem außerordenlichen Massenelend, so lag der Gedanke nahe, Mittel und Wege zu finden, um fern von der Großstadt, von der Stadt überhaupt, ein soziales Werk zu schaffen, welches über das erste Stadium der Rettung hinaus durch dauernde Arbeitsgelegenheit eine Sicherheit verhieß für die soziale Erhaltung der „Geretteten". Das führte zu den Kolonisationsplänen des General Booth, die sich zuerst auf ein in der Nähe von London gelegenes Stück Land erstreckten, wo auf bisher nahezu unbebautem Boden durch Kolonisationsarbeit ein Landgut mit allem möglichen Zubehör wie Ziegelei, Bäckerei und dergl. geschaffen wurde. Mit der Zeit sind 16 derartige Landkolonien entstanden.

Allein — wo läßt sich in unseren Kulturstaaten mit ihrer raffinierten Ausnützung des Grund und Bodens ein solches Werk wirklich zu einer Ausdehnung bringen, die einen Massenerfolg zu Gunsten Arbeitsloser ermöglicht? Diese

Erwägung führte die Heilsarmee zu kolonisatorischer Arbeit in transatlantischen Gebieten, wo noch nicht bebauter Boden auf größeren Flächen zu haben war. Drei Kolonien wurden in Amerika gegründet, 20 000 Acr Land wurden in Australien erworben, 3000 Acr Land wurden der Heilsarmee auf afrikanischem Gebiet zugesichert.

Fürwahr ein glänzender Anfang für eine nicht nur durch die Wiedergewinnung gesellschaftlich wie wirtschaftlich unbrauchbar gewordener Menschenmassen soziale, sondern auch durch die Ausnützung und Kultivierung bisher brach liegenden Grund und Bodens kolonisatorische, volkswirtschaftlich höchst wertvolle Arbeit! Man hat sie darum mit Recht die Krönung der sozialen Thätigkeit der Heilsarmee genannt.

Grade an dieser Stelle jedoch setzt nun das „Aber" der Bedenken ein, vor allem die Frage, ob dieses eigenartige soziale Werk seine Durchführung weit über die genannten Anfänge hinaus finden wird.

Bisher haben der Heilsarmee die großen finanziellen Mittel für die Ausübung ihrer sozialen Thätigkeit nicht gefehlt. Aus der Masse ihrer Soldaten, die man auf ¾ Millionen Köpfe angeben kann, und in deren Mitte als feste wohlorganisierte agitationskräftige Elite die über 15 000 ausgebildeten Offiziere und 45 000 Hilfsoffiziere stehen, die in 49 Ländern auf 7539 Stationen, darunter in Deutschland 122, thätig sind — aus dieser Masse heraus, um die sich noch ungezählte wohlthätige Fremde gruppieren, sind bisher reichlich genug die Mittel geflossen, um die 659 sozialen Einrichtungen der Armee, davon in Deutschland 13, zu erhalten. Und auch 28 Regierungen, davon allerdings keine deutschen, haben sich schon bereit gefunden, jährliche Unterstützungen für diese soziale Arbeit zu geben.

Dabei arbeitet die Heilsarmee mit den denkbar geringsten Unkosten:

100 Mk. reichen aus, um in sechs Monaten einem Mann ein Handwerk oder eine Beschäftigung zu lehren, wobei er sich seinen Lebensunterhalt verdienen kann.

100 Mk. reichen aus, um 50 Männern für eine Woche Obdach und Nahrung zu geben.

100 Mk. reichen aus, um 1200 Männern für eine Nacht Obdach zu geben.

100 Mk. reichen aus, um zwei Mädchen von einem Leben der Schande zu erretten.

100 Mk. reichen aus, um 2 Samariter-Schwestern 6 Wochen lang zu unterhalten.

2000 Mk. reichen aus, um 84 (vierundachtzig) vollständige Schlafeinrichtungen für ein Obdachhaus anzuschaffen.

5000 Mk. reichen aus, um ein Heim mit 100 entlassenen Gefangenen sechs Monate lang in Gang zu halten.

Diese niedrigen Zahlen erklären sich teils aus der anerzogenen Bedürfnislosigkeit der Heilssoldaten, teils daraus, daß, wie wir noch sehen werden, die Schützlinge sofort angehalten werden, teils durch Geld, teils durch Arbeit Entgelt zu leisten für das, was sie empfangen.

Trotz dieser Opferwilligkeit und billigen Arbeitsweise hat nun die finanzielle Sorge gerade bei dem die soziale Thätigkeit krönenden Werk der Kolonisation eingesetzt und scheint nicht überwunden zu werden. Als General Booth für die Überseekolonie 2 000 000 Mark forderte und für ihre Erhaltung die weitere jährliche Einnahme von 600 000 Mark als notwendig hinstellte, wurden zwar jene zwei Millionen Mark durch 2 120 000 Mark gedeckt, aber statt der 600 000 Mark pro Jahr kamen während der ersten zwei Jahre nur 200 000 Mk. ein und dann sogar weniger. Angesichts dieser Schwierigkeiten läßt sich noch nicht übersehen, wie weit das erstklassige soziale Kolonisationswerk Erfolg haben wird. Es kann bisher nur nach dem hohen Wert seiner sozialen Idee eingeschätzt werden und nach den oben angedeuteten ersten kolonistischen Anfängen. Hierbei entspricht es ganz und gar der Eigenart der sozialen Thätigkeit der Heilsarmee. Welches ist diese?

II.

Zur Beantwortung dieser Frage, die schon in der bisherigen Ausführung hier und da von uns gestreift worden ist, müssen wir auf die Motive eingehen, die die Heilsarmee zu ihrer sozialen Thätigkeit geführt haben. Es waren durchaus religiöse Motive, keine Motive sozialpolitischer Art. Einer der deutschen Vertreter der Heilsarmee, der hauptsächlich schriftstellerisch für sie thätig ist, schreibt in seiner Schrift „Die soziale Not und die Heilsarmee“:

> „Bleibt der Schwerpunkt der Heilsarmeethätigkeit immerhin auf dem wichtigen Gebiet der Seelenrettung, so nimmt diese ihre mehr soziale Arbeit eine immer gewaltigere Ausdehnung und Bedeutung an.
>
> Der Körper ist nun einmal die Basis der leiblich-irdischen Existenz und der Seele, und — wenn diese auch nicht im absoluten Sinne von jener abhängig ist, so ist sie im Diesseits doch in großer Abhängigkeit vom ersteren. Dem hungernden Magen kann nicht von geistiger Speise und den Frierenden nicht von den physikalischen Wärmegesetzen Vortrag gehalten werden. Es geht also nicht anders beim Verfolge des religiösen Gebietes, als daß auch die soziale Hebung der Armen und die leibliche Hilfe und Sorge mit auf das Programm gesetzt werde.“

Aber dieses unzweideutig rein religiöse Motiv für die soziale Thätigkeit der Heilsarmee zeigt doch nur das Motiv für die Thätigkeit überhaupt, nicht

für ihre ganz spezielle soziale Eigenart. Dieses Motiv könnte gerade so gut nur dazu geführt haben, eine humanitäre Thätigkeit auszuüben, Barmherzigkeit an Elenden und Notleidenden zu erweisen. Das aber ist der fundamentale Unterschied zwischen der praktischen Thätigkeit der Heilsarmee an sozial und wirtschaftlich Notleidenden von der, die man sonst oft von christlichen oder humanitär gerichteten Kreisen ausgeübt sieht: die Heilsarmee giebt eben keine Brosamen, keine Bettelpfennige. Gewiß zählt sie zu ihren Werken auch Arbeiten dieser Art, aber nur in verschwindendem Maße. Sie will vielmehr gebrochene Existenzen wirklich aufrichten, und zwar durch Arbeitsmöglichkeit, durch Arbeitsanleitung, durch Schaffung neuer und dauernder Existenzfähigkeit. Nicht Arme und Hilflose wesentlich in ihrer Lage zu lassen und sie nur vor dem äußersten durch Barmherzigkeitserweisungen zu bewahren, ist Sinn ihrer Arbeit, sondern diese Leute emporzuheben, auf eigene Füße in einem Beruf zu stellen. Nennt man doch charakteristischer Weise in England die Arbeitshäuser der Heilsarmee auch Elevators, Emporhebende. Kurzum — kein Bettelsuppenchristentum, sondern ein Arbeit und Arbeitskräfte schaffendes Christentum! Das ist das praktische Christentum der Heilsarmee bei ihrer Thätigkeit an den Elenden. Das giebt dieser Thätigkeit darum auch den sozialen Charakter und giebt uns das Recht, von einer sozialen Thätigkeit der Heilsarmee zu reden.

Dieser soziale Charakter prägt sich denn auch den Einrichtungen im einzelnen auf. Wir nennen zunächst eins — später kommen wir auch auf anderes. Die Prostituierten, die die Heilsarmee aufnimmt, die Obdachlosen, die sie nächtigt, die Arbeitslosen, die sie speist und tränkt, werden von Anfang an angehalten, für das, was ihnen die Heilsarmee bietet, einen Gegendienst zu leisten, sei es mit Geld, sei es mit Arbeit. So zahlen sie für Obdach 8—10 Pfennig oder je nach der Unterkunft bis zu 50—60 Pfennig. Für 40—50 Pfennig erhalten sie z. B. ein Nachtlager, dazu abends und morgens Kakao mit Brot. — Haben die Ankömmlinge gar kein Geld, so müssen sie eine bestimmte Arbeit leisten, um sich ihr Nachtlager und ihre Speisung zu verdienen. Nur ganz ausnahmsweise geschieht die Aufnahme umsonst. Die „Wohlthätigkeit“ besteht also nur darin, daß man den Hilfsbedürftigen die Möglichkeit zur Arbeit giebt, und daß man ihnen den Erwerb des zum Leben an Obdach und Nahrung Notwendigen durch möglichst billige Preise ermöglicht.

Wir kehren nun zu der Frage zurück: woher dieser soziale Charakter der Thätigkeit bei der Heilsarmee? Er scheint uns aufs engste mit der religiösen Gedankenwelt verknüpft, in der wir eine große Werteinschätzung der einzelnen Persönlichkeit, der einzelnen „Seele“ finden.

Wer einmal einer Heilsarmeeversammlung angewohnt hat, weiß das. Wie wird da um das Seelenheil des Einzelnen gerungen. Wie ein Zittern,

Bangen und Zagen, wie ein Todessorgen geht es durch die Versammlung um das ewige Heil des Einzelnen, den man gern „bekehrt“, gern auf der „Bußbank“ sehen möchte — und wie ein inbrünstiges, aus der Tiefe des Herzen quillendes Jauchzen durchbebt es die ganze Schar, wenn die Rettung vollzogen, der Sünder bekehrt, wenn „eine Seele für die Himmel“ gewonnen ist.

Man mag über diese religiöse Eigenart denken wie man will, damit haben wir es hier nicht zu thun, das ist sicher: es kommt in diesem ganzen Kampf um die einzelne Menschenseele eine Wertschätzung der einzelnen Persönlichkeit zum Ausdruck, die nicht ohne Einfluß auf die Thätigkeit an sozial und wirtschaftlich Hilfsbedürftigen bleiben konnte. Wer die einzelne Persönlichkeit, auch wo sie sittlich und sozial total im Schlamm versunken erscheint, achtet, wird es als unwürdig ansehen, sie mit Brosamen abzuspeisen, und im Genre der Bettelsuppen zu helfen. Er wird sie wieder zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Selbstthätigkeit führen wollen, und das kann nur durch die „Arbeit“ geschehen, durch den eigenen Erwerb von Obdach, Nahrung, Kleidung. Und so mußte die aus ihrer religiösen Gedankenwelt resultierende Stellung der Heilsarmee zum Wert der einzelnen Seele sie vor den Abwegen eines Brosamenchristentums bewahren und zu einer sozialen Thätigkeit führen.

Dazu mag dann weiter beigetragen haben die starke Wertschätzung der Arbeit überhaupt im Geburtsland der Heilsarmee, das auch das Geburtsland der „selfmade“-Männer ist.

Es liegt uns natürlich völlig fern, im Vergleich mit der Innern Mission der evangelischen Kirche in Deutschland, die ganz ähnlich geartete Werke hat wie die Heilsarmee, eine der Differenzen etwa dahin zu bestimmen, daß die Heilsarmee die soziale Thätigkeit, die Innere Mission aber jenes Brosamen-Christentum vertrete. Wir wissen aus genauer Kenntnis der Inneren Mission sehr wohl, wie namentlich weit ausschauende Führer der Inneren Mission bei ihrer Arbeit sich auch das Ziel setzen, gebrochene Existenzen nicht nur durch Brosamen zu erhalten, sondern durch Arbeit auch sozial aufzurichten, aber es wird nicht immer von all den Kreisen, die unter dem Namen der Inneren Mission „praktisches Christentum“ üben, im Sinne einer solchen sozialen Thätigkeit verfahren, und ihnen könnte darum die Heilsarmee in diesem Punkt ein Vorbild sein und so und so vielen Humanitätsvereinen ebenfalls, die nicht über Brosamenspenden hinaus kommen.

Wenn wir dann weiter an die Erfolge der Heilsarmee bei ihrer sozialen Thätigkeit denken, so zeigen auch sie uns ihre besondere Eigenart. Ich möchte dies an zwei Beispielen erläutern, an ihrer Fürsorge für die Prostituierten und an der für die Arbeitslosen.

Es bedarf keiner Worte, um zu beweisen, daß es gar keine schwierigere

und an Enttäuschungen reichere Arbeit auf dem Gebiet der sittlich und sozial helfenden Thätigkeit giebt als die an den Dirnen. Die verschiedensten äußeren und inneren Umstände bedingen es. Und doch weist gerade die Thätigkeit der Heilsarmee auf diesem Gebiet, so weit wir sehen können, größere Erfolge auf als die andrer Organisationen. Von den 22—23 000 Mädchen und Frauen, die insgesamt durch die Rettungsheime für Gefallene gingen, erwiesen sich 60—70 Proz. als zufriedenstellend in ihrem ferneren Verhalten, während z. B. Wurster in seinem Werk (Die Lehre von der inneren Mission, Berlin, Reuther & Reichard) den Erfolg der Magdalenensache der inneren Mission so charakterisiert: 1/3 der Pfleglinge geht wieder verloren, 1/3 ist wieder schwankend, 1/3 wird erhalten. Diese Differenz erklärt sich wohl weniger aus der verschiedenen religiös-sittlichen Erziehungsweise, dort wie hier — obgleich es psychologisch nicht von der Hand zu weisen ist, daß die drängende Bekehrungsweise der Heilsarmee gerade bei den Prostituierten besondere Erfolge verspricht — als aus wirtschaftlich und sozialen Gründen. Die Beschäftigung, die den aufgenommenen Frauen und Mädchen geboten wird, ist bei der Heilsarmee vielseitiger, giebt mehr Raum zur Anknüpfung an persönliche Neigung und Befähigung. Man macht ihnen, wie mir scheint, nicht die religiös-sittliche, aber die soziale Umkehr leichter. Vor allem aber noch etwas anderes. Die Gesamtmasse der durch die Heilsarmee zurückgewonnenen Dirnen ist größer, dementsprechend auch der Bruchteil „Geretteter“, weil die Arbeit eine ausgedehntere ist, und zwar gerade auch die Arbeit, die auf den ersten Schritt zur Gewinnung abzielt. Die Heilsarmee hat die Frage, wie kommt man an die Dirnen heran, um ihnen zu helfen, erfolgreicher gelöst, weil sie über eine weit größere Anzahl von Frauen und Mädchen verfügt, die in den Straßen und Schlupfwinkeln der Großstadt die Prostituierten ansprechen und die es verstehen, durch ihren schwesterlichen Verkehr auf jene einzuwirken. Ihr Material zur Rettung dieser Unglücklichen ist trotz aller Sonderlichkeiten doch volkstümlicher als das anderer Organisationen, und darum wird auch eine größere, sozial bedeutsamere Massenwirkung erzielt.

Das gilt auch bei der Hilfe für Obdach- und Arbeitslose, und zwar kommt hier nun noch der Umstand hinzu, daß die Heilsarmee durch ihre Unabhängigkeit vom Staat und von der Landeskirche proletarisierten und zugleich entkirchlichten Kreisen eben einen vertrauenerweckenderen Eindruck macht, als es vielfach auch der Innern Mission gegenüber der Fall ist, die gern mit der Landeskirche identifiziert wird. Der Heilssoldat ist einem Teil dieser Elemente sympathischer als der Stadtmissionar und die Diakonissin. Man vermutet hinter dem Heilssoldaten weniger leicht den Schutzmann und den Staatsanwalt. Man weiß vielmehr, daß die Heilsarmee selbst schon ihre Konflikte mit der Polizei

gehabt hat. Sie erscheint selbst trotz ihrer Erinnerung an den „Militarismus“ proletarischer.

All diese Momente zusammengenommen geben ein Bild von dem Wesen der sozialen Thätigkeit der Heilsarmee, deren Bedeutung auch bei uns in Deutschland nicht unterschätzt werden sollte, mag sie auch für England und Amerika weit größer sein.

Ebensowenig aber darf der Wert dieser Thätigkeit überschätzt werden. Und vor allem dürfen wir vom sozialpolitischen Standpunkt aus diesen Fehler nicht machen, auch ganz abgesehen von der Frage, welche Zunahme die Heilsarmee in Deutschland noch erfahren wird, eine Frage, die letztlich abhängig ist von der zukünftigen Entwicklung unserer kirchlicher Verhältnisse. Darum darüber noch einige Bemerkungen!

III.

In das Arbeitsgebiet der Heilsarmee fällt, wie wir wiederholt hervorgehoben haben, eine ganz bestimmte Menschenschicht. Wollen wir den zwar korrekter Weise nicht ganz zutreffenden Begriff des „Standes“ anwenden, so kann man sagen: haben wir es in der „modernen Proletarierbewegung“ mit dem vierten Stand zu thun, den gelernten Arbeitern, die zum Klassenbewußtsein erwacht sind, und folgt ihnen bisher noch wegen mangelnder eigener Führung politisch der fünfte Stand, der der ungelernten Arbeiter, so ist nicht zu verkennen, daß unter ihnen eine weitere Kategorie steht, die die Hefe der Gesellschaft, die Bummler, Trinker, Arbeitsscheuen, Dirnen, Zuhälter u. s. w. umfaßt. Wir wissen, wie gesagt, wohl, daß das Wort „Stand“ hierher nicht ganz paßt, aber zur Gewinnung eines vergleichbaren Begriffs den vorhin genannten Ständen gegenüber wenden wir es an. Dieser sechste Stand, die Summe der gebrochenen Existenzen, ist das Objekt für die soziale Thätigkeit der Heilsarmee. Für diese Massen ist sie eine rettende Macht. Ihnen bringt sie Heil, indem sie ihre einzelnen Glieder aus dem „sechsten“ in den fünften und teilweis auch in den vierten Stand emporhebt. Damit ist aber schon gesagt, daß ihre soziale Thätigkeit hier eine durchaus andere ist, als die für jene anderen Stände notwendige, denn diese suchen sich, ihren eigenen Stand im sozialen Kampf emporzuheben, jene Glieder des sechsten Standes aber werden in andere Stände emporgehoben, wenn auch unter Selbsthilfe. Ihr Stand selbst bleibt dabei, was er ist: Hefe, Ausschuß. Das ist keine Wort- und Begriffsspielerei, sondern es hat einen tieferen Sinn. Der sozial so ungemein wichtige Faktor des organisierten Interessenkampfes eines Standes zu seiner Emporarbeitung wird hier völlig ausgeschaltet, und das liegt nicht nur im Wesen jenes zu einem organisierten Kampf durch die sittliche und wirtschaft-

liche Qualität seiner Glieder unfähigen „sechsten Standes“, das liegt vielmehr auch im Wesen der an diesen Gliedern arbeitenden Heilsarmee.

Ihr, die zum Kampf gegen Leiden und Elend, gegen die „Welt“ aufruft, die sogar ihre ganze Organisation als „Armee“ dem Kriegswesen entnommen hat, fehlt alles und jedes Verständnis für die Berechtigung eines auf gesundem Egoismus basierenden Interessen- oder Klassenkampfes. Denn jeder Egoismus außer dem der Seele für ihr ewiges Heil ist für die Heilsarmee — Sünde! Sie besitzt nicht das Verständnis für das sittliche Recht eines wirtschaftlichen und sozialen Egoismus, der einen Stand, eine Interessengruppe im Kampf mit anderen emporhebt.

Das ist der Heilsarmee nicht allein eigentümlich. Das finden wir auch in anderen christlichen Kreisen, den pietistischen vor allem, auch vielfach in denen der Inneren Mission, wie sich das in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Kämpfen um den Sozialismus innerhalb der inneren Mission gezeigt hat. Es fehlt hier überall jene Tiefe der sittlichen Erkenntnis, die der Marburger Theologe Professor Herrmann in seiner Ethik z. B. in dem Satz ausspricht:

> „Menschen, denen die dem Erwerb dienende Arbeit selbst keine Befriedigung gewähren kann, sind darauf angewiesen, durch die Anstrengungen und Opfer im Klassenkampf ein inhaltvolleres Leben zu gewinnen.“

Weil es nun aber so mit der sittlichen Anschauungsweise der Heilsarmee beschaffen ist, wie sich leicht aus vielen Stellen ihrer Schriften nachweisen läßt, darum ist die soziale Kraft, die sie thatsächlich besitzt, auf die Thätigkeit an jenen von uns gezeichneten Kreisen beschränkt. Es ist undenkbar, daß sie dem zum Klassenbewußtsein und Kampf erwachten Proletariat etwas an Kraft zu bieten vermag. Sie könnte diese Kraft durch ihre weltflüchtige Ethik nur vermindern. Und darin liegt eine gewisse sozialpolitische Gefahr bei wachsendem religiösen und sittlichen Einfluß der Heilsarmee auf klassenbewußte Arbeitermassen, der insofern gar nicht außer dem Bereich der Möglichkeit ist, als sich religiös interessierte, aber mit der Kirche zerfallene Arbeiter von der religiösen Kraft der Heilsarmee angezogen fühlen können.

Aus dem gleichen Grunde ist an eine sozialpolitisch fruchtbare *politische* Mitwirkung der Heilsarmee nur schwer zu glauben. Wohl hat General Booth einmal in einer Unterredung mit Hellmuth von Gerlach 1894 darauf hingewiesen, daß seine Anhänger sich bei Wahlen in dem Sinn beteiligen „für die Freunde der Armen, für die Temperenzsache“, und in den Schriften der Heilsarmee ist auch ein Interesse bemerkbar für eine *staatliche* Bekämpfung der Prostitution und ebenso — nach übeln Erfahrungen mit der Polizei — für ein freies

Vereins- und Versammlungsrecht, aber wir glauben, daß so wenig wie derartige Neigungen in pietistischen Vereinen zu politischer Aktionskraft geführt haben, so wird auch die soziale Thätigkeit nach der sozialpolitischen und politischen Richtung keinen Ausbau und keine wesentliche Förderung durch die Heilsarmee erfahren. Dazu ist sie zu weltfeindlich. Die Politik gehört für sie, wie die Regeln und Verordnungen der Heilsarmee sagen, zu den weltlichen Dingen. Vom Heilssoldaten aber soll gelten,

> obgleich er noch in der Welt lebt, ist er doch nicht von der Welt, und nach dieser Seite hin hat er nicht mehr mit ihrer Politik zu thun als mit ihren Vergnügungen.

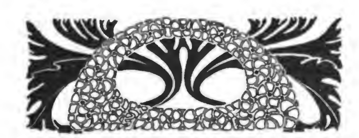
Und über das Parteiwesen wird geurteilt:

> Der Regel nach haben diese verschiedenen Ansichten und Gefühle ihren Grund in höchst selbstsüchtigen und weltlichen Rücksichten und liegen daher gänzlich außer dem Gedankenkreise eines Heilssoldaten.

Deswegen wird den Heilssoldaten auch direkt geboten, sich nicht nur im politischen Handeln, sondern auch im Geist von den weltlichen Menschen abzusondern, die vielleicht in einer besonderen öffentlichen Angelegenheit mit ihm gleicher Meinung sind. Wenn aber einmal im Interesse der leidenden Menschheit und der Heilsarmee ein politisches Handeln notwendig würde, so behält sich für diesen Fall das höhere Offizierkorps der Heilsarmee vor, die Direktive zu geben. Das würde aber nur geschehen bei Bewegungen, wie die gegen den Alkohol, die Prostitution und die Bewegungsfreiheit der Heilsarmee selbst.

Und so glauben wir das Endurteil dieser Erörterung dahin zusammenfassen zu sollen, daß es wesentlich nur einzelne Fragen sozialer und sittlicher Art bleiben werden, an denen die Heilsarmee auch politisches Interesse zeigen wird. Ihre weltfeindliche Ethik ist hier stärker als ihr soziales Empfinden. Dieses soziale Empfinden aber gilt jenen gebrochenen Existenzen, die sie mit ihrer sozialen Thätigkeit zu heben sucht.

Daß sie hierbei der Anerkennung sozial interessierter Kreise wert ist, wollten wir mit unseren Ausführungen hervorheben, die es aber auch nicht unterlassen durften, die Grenze dessen anzudeuten, was allein von der sozialen Thätigkeit der Heilsarmee auch bei uns in Deutschland erwartet werden darf.





Die Debatte über Harnacks „Wesen des Christentums".

Von

Professor Dr. A. Titius-Kiel.



angsam hat sich die Flut von Besprechungen, Aufsätzen und selbständigen Schriften, die Harnacks Buch hervorgerufen hat, vermindert und es wird kaum mehr zur Aussprache neuer Gesichtspunkte kommen — es sei denn etwa von Seiten der heutigen Naturwissenschaft her, die sich noch nicht zum Worte gemeldet hat. So dürfte es denn an der Zeit sein, die Debatte zu überschauen und nach ihrem Ergebnis zu fragen, soweit eben in solchen Dingen von einem Ergebnis die Rede sein kann. Denn freilich, um eine religiöse Reformbewegung, wohl gar eine religiöse Einigung unseres konfessionell zerklüfteten deutschen Volkes in Fluß zu bringen, dazu bedürfte es noch ganz anderer, kräftiger und anhaltender Stöße, bedürfte es auch einer anderen Zeit als der Gegenwart. Die Kraft hat in der That Harnacks Vorstoß besessen, auf allen Seiten die Geister lebendig zu machen, sie zur Auseinandersetzung und Stellungnahme zu zwingen und uns so eine Orientierung über die Stellung unserer Zeit zum Christentum zu schaffen, wie wir sie genauer und eindrucksvoller kaum wünschen können. Zum nicht geringen Teile beruht das auf Harnacks persönlicher Leistung. Ohne Zweifel einer unserer ersten Theologen und durch mancherlei zusammenwirkende Umstände in der Öffentlichkeit der bekannteste, ein Mann von Weltruf, hat gerade er durch seine programmatische Aussprache weite Kreise aufmerksam machen müssen. Dazu kam die Nötigung der Situation: frei von aller Schulsprache und ohne alle Rücksicht als die rücksichtsloser Wahrheits-

liebe auf die Freiesten von uns allen, die akademische Jugend, einen nachhaltigen Eindruck von der Größe des Christentums hervorzubringen. Hier galt es nicht, zu halten, was etwa sich noch halten läßt, sondern, mochte fallen, was da wollte, in die treibenden Grundkräfte einen Einblick zu gewähren und mit Ehrfurcht vor ihnen zu erfüllen. Und indem das mit der ganzen Hingebung und der glänzenden Begabung eines Harnack geschah, kam eine Aussprache des Evangeliums zustande, die in individueller lebendiger Weise und in klassischer Sprache den wissenschaftlichen Ertrag langer und mühsamer Facharbeit, nicht nur seiner eigenen, sondern ganzer Generationen von Gelehrten, jedem Gebildeten zugänglich machte. In der That ist wieder einmal auf lange hin der Gefahr gewehrt, daß unsere höchste Bildung und das Christentum auseinandergehen. An der Ausfüllung der hier vorhandenen Kluft hat ganz besonders die „Christliche Welt" seit $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten erfolgreich gearbeitet. Harnacks Schrift bedeutet für sie einen gewaltigen Schritt vorwärts. Daß das vorliegende Bedürfnis auch seitens unserer Gebildeten längst empfunden wird, ist eine bekannte Thatsache. Auch ein Gustav Schmoller sprach, schon 1874, es aus,[1]) „daß für die Mehrzahl jener philosophisch gebildeten Männer, die diese Fragen ernst und ehrlich behandeln, gewisse, mit ihrer wissenschaftlichen Bildung in der Regel zusammenhängende Überzeugungen die Klippe bilden, die sie trotz lebendiger, religiöser Überzeugung abhält, ein aktives Glied einer der heutigen Kirchen zu werden" und verlangte „eine große Reform unseres kirchlichen Lebens, eine Reform, die tiefer geht als die lutherische, die ein geläutertes Dogma aufstellt, dem die Mehrzahl der Gebildeten wieder zustimmen kann, das Katholiken und Protestanten zu einer Staatskirche versöhnt. . . ." Im Namen der in gleicher Weise gestimmten geistigen Führer unseres Volkes erklärt Hans Delbrück[2]): „Wenn die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts ein Ergebnis gehabt hat, das alle andern an Bedeutung übertrifft, vor dessen Wucht alle Thatsachen der Naturforschung klein erscheinen, so ist es dies, daß das Christentum nicht eine, sondern die Religion, die absolute Religion ist. Mit den Herzenstönen und der Gewalt einer Predigt trägt Harnack uns diese Wahrheit als Wissenschaft vor, und wer sie begriffen hat, der kann von sich sagen, daß er den Schlüssel zur Weltgeschichte und auch zur Geschichte der Wissenschaft im 19. Jahrhundert gefunden hat — von dem Ertrage für das persönliche Leben habe ich hier nicht zu sprechen."

Als Wortführer einer andern, wie ich freilich glaube, viel minder zahlreichen Gruppe von Gebildeten kann man die Philosophen Eduard von Hartmann[3]),

---

[1]) Hildebrand's Jahrb., 1874, pag. 344. [2]) Preuß. Jahrb., 101, pag. 383 f.

[3]) „Die Gegenwart", 1901, Nr. 1.

dessen Position in dieser Beziehung auch die Theologen Professor Dorner[1]) und Pastor Lasson[2]) nahestehen, und Professor Baumann[3]) in Göttingen nennen, die unter sich zwar sehr verschieden, aber in einem entscheidenden Punkte gegen Harnack einig sind, in der Annahme, daß sich die letzte und entscheidende Wirklichkeit der Dinge dem Menschen nicht im Leben in und mit der Geschichte erschließt, wenn an großen und bis in die Tiefe des Seelenlebens hineinwirkenden Persönlichkeiten sich die Ideale entzünden, sondern daß im Grunde zeitlos und geschichtslos aus der stets sich gleichbleibenden Tiefe des Menschengeistes die Erkenntnis der Wahrheit emportaucht, für den geschulten Denker nach den Regeln der Logik faßbar wie jede andere Wirklichkeit. Der tiefe Gegensatz, der hier zu Tage tritt, läßt sich nicht leicht für jedermanns Auge darlegen, geschweige denn im Vorbeigehn schlichten. Nur das möchte ich begründen, daß jener Gruppe von spekulativen Köpfen kein sehr weitreichender Einfluß zuzuschreiben ist, weder im geistigen Gesamtleben der Nation, denn dort überwiegt ohne Zweifel das Interesse an praktischen und sozialen d. h. geschichtlichen Fragen alles andere, und vom geschichtlichen Fortschritt erwarten sie alles, was ihnen frommt, noch in der Wissenschaft. Denn der jähe Sturz der deutschen idealistischen Spekulation in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts und der damit verbundene fast allgemeine Rückgang auf Kant haben für das Gebiet der Religion die schon von Schleiermacher gewonnene Erkenntnis, man kann sagen zur Herrschaft gebracht, daß die Religion wesentlich Erleben, nicht Theorie, sondern Praxis sei, und daß sich über die letzten Fragen, die den menschlichen Geist beschäftigen, das Woher und Wohin und den Sinn des Lebens, nicht durch zwingende Schlüsse, sondern nur durch freie, aber innerlich notwendige, persönliche Entscheidung Aufschluß gewinnen lasse. Prächtig drückt das Harnack in den Schlußworten seiner Schrift aus: „Wo und wie die Kurve der Welt und die Kurve unsers eigenen Lebens beginnt — jene Kurve, von der sie uns nur ein Stück zeigt — und wohin diese Kurve führt, darüber belehrt uns die Wissenschaft nicht. Wenn wir aber mit festem Willen die Kräfte und Worte bejahen, die auf den Höhepunkten unseres inneren Lebens als unser höchstes Gut, ja als unser eigentliches Selbst aufstrahlen, wenn wir den Ernst und den Mut haben, sie als das Wirkliche gelten zu lassen und nach ihnen das Leben einzurichten, und wenn wir dann auf den Gang der Geschichte der Menschheit blicken, ihre aufwärts sich bewegende Entwicklung verfolgen und strebend und dienend die Gemeinschaft der Geister in ihr aufsuchen — so werden wir nicht in Über-

---

[1]) Preuß. Jahrb., 106, 31—43. [2]) „Das Unwesen des Pseudochristentums", Gr. Lichterfelde, Runge, 1901. [3]) „Neuchristentum u. Religion", Bonn, Strauß 1901.

druß und Kleinmut versinken, sondern wir werden Gottes gewiß werden, des Gottes, den Jesus Christus seinen Vater genannt hat und der auch unser Vater ist." Daß hier Harnack eine Grundposition festhält, die auch unter den Philosophen unserer Zeit beredte Verteidiger hat, dafür weise ich nur auf ein Wort von Fr. Paulsen[1]): Kant brachte den Glauben wieder zu Ehren; die Wissenschaft kann uns keine Weltanschauung geben, ihre Gewißheit kam immer und kommt allein aus dem Glauben, der im Willen seine tiefsten Wurzeln hat. Daß Kant uns auch hierin definitive Wahrheit lehrt, ist meine innerste Überzeugung."

Wie ich schon andeutete, sind im einzelnen die Genannten grundverschieden. v. Hartmann befürwortet in Schellings und Hegels Manier eine Entwickelung des Christentums in dem Sinn, daß die christologische Idee vom geschichtlichen Jesus gelöst und im Reiche Gottes verwirklicht werden soll, „als makrokosmischer Christus in der Menschheit und als mikrokosmischer in jedem Einzelnen." Den Segen dieser Auflösung des Christentums in abstrakte und blutleere, alles religiösen Inhalts bare Spekulationen haben wir Christen in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu reichlich erfahren, um nach einer Wiederholung zu verlangen, und die mythologischen Elemente der pessimistischen Philosophie des Unbewußten werden die schwere Kost nicht genießbarer machen. Es liegt mir ganz fern, die großen Verdienste, die sich v. Hartmann durch sein lebendiges Eingehen auf die Fragen und Bedürfnisse der Gegenwart und ihre Verbindung mit der idealistischen Spekulation erworben hat, in Abrede zu stellen, aber daß sein Verständnis des Christentums völlig verfehlt und veraltet ist, muß mit dürren Worten ausgesprochen werden. Ganz ebenso fallen für Dorner, der im übrigen einen liberal-theologischen Standpunkt vertritt, christliches Prinzip und Person Jesu auseinander, während Lasson, der auch das Wesen der Dinge mittelst philosophischer Spekulation glaubt bestimmen zu können und eine Verkürzung des Christentums darin findet, wenn man den „Logos aus der Religion verbannen will", eine „positiv" kirchliche Auffassung des Christentums zum Ausdruck bringt. Ihren alten Hader mögen die Vertreter dieser Typen unter sich schlichten. Nur möchte ich befürworten, daß die Grundposition Harnacks aufrecht erhalten werden muß, auch wenn man die Wahrheit der „Spekulativen" sich aneignet. Es mag wohl sein, daß man, auf den ganzen Umfang der wissenschaftlich erforschten, natürlichen und geistigen Welt blickend, letzte, zusammenfassende Gedanken oder Hypothesen über Wesen und Zusammenhang aller Dinge bilden kann, aber nie werden diese die innere Erfahrung des Glaubens auf-

[1]) „Immanuel Kant", pag. 348.

zuheben vermögen, vielmehr werden für den religiösen Menschen, wie für jeden andern, stets Glaubensgedanken über entscheidende letzte Werte den Kern der Weltanschauung bilden. Auch mag es sein, daß man den Entwickelungsgedanken auf die Geschichte des Christentums an wichtigen Punkten noch entschlossener anwenden kann, als Harnack, aber immer wieder wird man um des unmittelbaren Eindrucks willen, den man von der Person Jesu erhält, darauf zurückkommen, an seinem Innenleben und dessen tiefsten, für uns aufweisbaren Regungen den Maßstab für die gesamte religiöse Entwickelung der Menschheit zu erblicken, weil er sie überragt.

Einen halbmaterialistischen Rationalismus vertritt Baumann, der einzige übrigens, der auch naturwissenschaftliche Erwägungen, wiewohl sehr bruchstückweise, ins Feld führt. „Die genaue, durch Beobachtung und Versuche festgestellte Erkenntnis über Natur und Menschen“ führt ihn auf den „wissenschaftlichen Glauben“ „an Gott, dem Schöpfer und Erhalter der Welt von Ewigkeit zu Ewigkeit“. Auch ist nach „realwissenschaftlicher Methode“ ein Vergehen der geistigen Kräfte ebenso wenig anzunehmen, wie bei den physikalisch-chemischen Elementen und Kräften: „Die Menschenseele als formale Einheit, als verknüpfendes Ich kehrt wieder in neuen Menschenleibern und kann so alle Stufen menschlicher Entwickelung durchleben“. „Sollte die Menschheit einmal nicht mehr auf Erden sein, so werden wir doch nie vergehen, sondern ruhen in Gott, wie wir vor unserer Geburt oder Wiederkehr geruht haben“. Damit verbindet sich dann die Tugend der Nächstenliebe, während für den religiösen Vorsehungsglauben (a. a. O. pag. 11) oder gar für ein unmittelbares Verhältnis zu Gott kein Raum bleibt, wie ihm denn die historischen Religionen nichts als „geglaubte Poesie“ sind. Nun, diese kalte Anschauung, die den Tod jeder Herzensfrömmigkeit bedeutet, brauchen wir nicht zu fürchten. Sie steht mit ihrem Erklärungsversuch der gewaltigen Macht, die die Religion in der Geschichte erwiesen hat, ratlos gegenüber und wird durch die lebendige Erfahrung des Frommen Lügen gestraft, der dessen gewiß wird, daß er keiner Illusion sich hingiebt, sondern Wirklichkeit erlebt. Auch die Verschiedenartigkeit der Religionen, die Baumann sehr stark betont, spräche nur dann dagegen, wenn es unmöglich wäre, in jedem religiösen Erlebnis, auch der tiefstehenden Religion, Wahrheit zu finden; aber ohne Wahrheit könnte sie, wie schon Schleiermacher erkannt hat, garnicht entstanden sein.

Nach Lasson (und ähnlich auch v. Hartmann) ist Harnacks Christentum nur eine süßliche Mischung von Judentum und Humanitätsreligion, und in allen Tonarten klingt aus den verschiedenen kirchlichen Lagern der Vorwurf wieder, es sei eigentlich von Harnack nur der alte aufklärerische Rationalismus des 18. Jahrhunderts erneuert worden. Es ist nicht ohne Interesse, dieser

Parallele nachzugehen. Zu erschrecken jedenfalls braucht man vor der alten Aufklärung nicht; sie hatte ihr Gutes: Gottvertrauen in allen Dingen und Tugendstreben waren unter den Aufklärern eine starke Macht, und das Humanitätsideal ward in jener Zeit geboren. Die unbefangene Erforschung des Urchristentums und der konfessionellen Entwickelung hat in der Aufklärung ihren Ursprung. Die kirchliche Trinitätslehre und die Zweinaturenlehre und das Dogma von Adams Fall mit seinen furchtbaren Folgen, wie überhaupt der übernatürliche Charakter des Christentums, fiel zu Boden, und als sein Kern enthüllte sich die „natürliche Religion". Das alles geschah nicht ohne Einseitigkeit, und der tiefe religiöse Kern der alten Lehren ward verkannt. Aber berechtigt war doch das Streben, alles Unverstandene und Überlebte abzustoßen und die Religion auf ihren schlichten Kern, auf ihr „natürliches" Wesen zurückzuführen, wenn man auch Naturgemäßheit mit hausbackener Art allzusehr verwechselte. Berechtigt und wichtig war auch der Gedanke, daß das Christentum garnichts anderes wolle, als die „natürliche Religion" vollenden. In diesem Grundgedanken freilich, wenn man „natürliche Religion" im heutigen geschichtlichen Sinne faßt, nimmt Harnack die These der Aufklärung wieder auf, wie auch Schleiermacher trotz aller Antipathie gegen sie, ihn in dem angedeuteten Sinn anerkannte, und wie er durch die heutige religionsgeschichtliche Forschung sich mit zwingender Gewalt aufdrängt. Alle geistig-ethischen Züge anderer Religionen fassen sich im Christentum zusammen und werden hier zu wahrhaft unüberbietbarer Tiefe und Hoheit verklärt. Man wird noch zwei andere Züge[1]) nennen können, in denen Harnack mit der Aufklärung zusammentrifft, und die vielleicht eher als eine Schranke seiner Darstellung bezeichnet werden können. So wenigstens möchte ich es nennen, wenn er das Wesen des Christentums ganz vorwiegend individualistisch darstellt. „Gott und die Seele", darauf kommt es freilich in letzter Linie an, aber auch vor ihrem Gott steht in Wahrheit die Seele nicht als einzelne; sie bleibt auch hier, was sie ihrem Wesen nach ist, ein Glied im Reiche der Geister; mir fehlt bei Harnack in etwas die religiöse Würdigung der Menschheit und der Verflochtenheit des Einzelnen in sie — im Guten wie im Bösen. Schwerer läßt sich der andere Punkt fassen, aber doch dürfte es richtig sein, daß die Vorlesungen mehr eine Anweisung bieten, das Christentum als „Schlüssel zur Weltgeschichte", denn als Schlüssel für „das persönliche Leben" (s. o. Delbrück) zu verwerten. Zwar die Innigkeit und Tiefe des religiösen Verhältnisses kommen wundervoll zum Ausdruck. Aber die Herbheit und Schroffheit, die flammende Glut, die un-

---

[1]) Vgl. dazu auch Rolffs „Harnacks Wesen des Christentums" und die religiösen Strömungen der Gegenwart (Christliche Welt, 1901, Nr. 40. 41. 45. 46).

erbittliche Energie des religiösen Geistes, der eifersüchtig auf seine Distanz von allem Weltleben achtet, tritt nicht markant hervor und bildet doch auch einen charakteristischen Zug des religiösen Erlebens. Von zu verschiedenen Seiten[1]) ist auf dieses Moment hingedeutet, als daß nicht in dieser Empfindung, die ich teile, etwas Richtiges liegen sollte. Aber damit ist auch alles erschöpft, was man als parallel aus der Bewegung der Aufklärung nennen könnte. Im übrigen läßt sich nur von einem scharfen Gegensatz reden. Der schon skizzierte Antiintellektualismus Harnacks trifft die Aufklärung in ihrer Wurzel. Seine Wertung der Geschichte und der großen Persönlichkeiten in ihr überschreitet völlig ihren Gesichtskreis. Seine Christusmystik, die Christus als „die persönliche Verwirklichung und die Kraft des Evangeliums" empfindet, und seine Gottesmystik mit der Losung „Gott und die Seele" steht im diametralen Gegensatz zur „natürlichen Religion". Daran kann man ermessen, mit welchem Unverstand man Harnack den Vorwurf des „Deismus" gemacht hat. Denn unter der „deistischen" versteht man z. B. nach Luthardt[2]) eine Weltanschauung, „welche Gott und Welt einander äußerlich gegenüberstellt und diese, nachdem sie einmal geschaffen ist, von jenem unabhängig macht". Und diesen Vorwurf wagt man einem Manne zu machen, der einen Gott bekennt, „der im Regimente sitzt und dessen naturbezwingende Kraft erbeten und erlebt werden kann", der es eine fast unvermeidliche Vorstellung nennt, „daß wir das Göttliche und das, was zur Freiheit führt, auffassen als eine mächtige Kraft, die in den Naturzusammenhang eingreift, ihn durchbricht oder aufhebt" (Harnack S. 18), einem Manne, dem von befreundeter Seite[3]) um seiner Mystik willen ernsthafte Vorhaltungen gemacht wurden. Einer jener Ketzerrichter, Professor Lemme[4]) in Heidelberg, der den Ruf auf „Deismus" besonders eindringlich erhoben hat, will sogar, womit er allein geblieben ist, bemerkt haben, daß es mit Harnacks Glauben auf ein jenseitiges Leben schlecht bestellt sei. Mit Recht hat man[5]) dieser Insinuation gegenüber auf folgende frühere Äußerung Harnacks verwiesen: „Augustin als Reformator der christlichen Frömmigkeit hat den Charakter derselben als Vorbereitung auf das Jenseits nicht angetastet. Hier hätte er auch nichts ändern können, ohne die christliche Religion selbst zu ver-

---

[1]) Außer Rolffs vgl. namentlich H. Cremer (Prof. in Greifswald), Das Wesen des Christentums, 1901.

[2]) Kompendium der Dogmatik? 9. Aufl., pag. 87.

[3]) Röster, Christliche Welt, 1901, Nr. 33.

[4]) Das Wesen des Christentums u. die Zukunftsreligion. Gr. Lichterfelde. 1901.

[5]) Rolffs a. a. O.

wunden; denn es ist die Illusion einiger Protestanten, man könne das Christentum in eine Religion des Diesseits verwandeln."[1])

Schwerer wird Harnacks Darstellung von einer Vorhaltung getroffen, die Baumann nicht müde wird zu wiederholen, und mit der er gewichtige Vertreter der heutigen theologischen Wissenschaft für sich hat. Ich meine jene starke Beiseitesetzung der zu Jesu Zeit mächtigen und auch ihn beherrschenden Weltuntergangsstimmung. Die hier geübte Zurückhaltung läßt sich verstehen, denn es bedeutet eine starke Erschwerung der Aufgabe, die Gestalt Jesu im Rahmen jener seltsamen, uns so fremdartigen Zeit zu zeichnen. Auch ist es ohne Zweifel berechtigt, mit feinem Takt die uns unmittelbar verständlichen Züge des geistigen Bildes Jesu herauszugreifen. Aber nicht minder lohnend und vielleicht lohnender als Harnack denkt, ist es, wenn man den Versuch macht, Jesu Zeitgenosse zu werden, an der Hand der vorchristlichen jüdischen Urkunden ihn in seiner Zeit zu verstehen und sein geistiges Ringen mit ihr zu beobachten. Ich muß darin Bousset[2]) zustimmen, „daß ein Bild der Person Jesu noch besser und eindringlicher sich gestalten muß, wenn es in richtiger Perspektive auf dem zugehörigen Hintergrund entworfen wird". Denn die volle Größe und der ganze Heroismus der Frömmigkeit Jesu tritt doch erst darin hervor, daß er es vermochte, mit lauter definitiven Größen zu rechnen, in der Sphäre des Weltuntergangs und Weltgerichts und der Totenauferstehung wie schon gegenwärtiger Größen sein Leben zu führen — in Einfalt und Harmlosigkeit und dem Augenblicke hingegeben und mit wundersamem Sinn für die individuelle Art der Dinge. Dann wäre auch jene weitverbreitete Meinung ins Unrecht gesetzt, als ob Jesu Frömmigkeit durch eine unüberbrückbare Kluft von der seiner Gemeinde getrennt ist, und es würde sich zeigen, wie sie, auf's Innerste gesehen, Geist von seinem Geiste ist und bleibt, trotz der Unwiederholbarkeit der geschichtlichen Form.

Dagegen wird man Harnack völlig beistimmen müssen in seiner Behandlung der Quellenfrage. Es ist ja richtig, daß der Kampf um den Ursprung und die Glaubwürdigkeit des 4. Evangeliums noch längst nicht beendigt ist, und daß die hier sich aufthuenden Probleme eine allseitig befriedigende Lösung bisher nicht gefunden haben. Aber selbst ein so vorsichtiger Kritiker, wie Oberkonsistorialrat Weiß, ist doch genötigt, zu erklären: „Es ist durch die Arbeit der Kritik die Differenz des Evangeliums von den synoptischen und die Unmöglichkeit, dem jedenfalls spätesten Produkt des apostolischen Zeitalters die ältere, in ihren Grundzügen als unbedingt glaubwürdig bewährte Überlieferung

---

1) Dogmengeschichte, Bd. 3, 2. Auflage, pag. 81 f.

2) Theologische Rundschau, 1901, 3. Heft.

ohne weiteres zu opfern, mit einer Schärfe und Klarheit herausgestellt, welche eine Erklärung jener Differenz notwendig macht. Diese Erklärung ist aber nur möglich, wenn man eine Darstellung der apostolischen Erinnerungen nach ideellen Gesichtspunkten in unserem Evangelium und eine Wiedergabe der geschichtlichen Christusreden mit der johanneischen Erläuterung und Deutung zugiebt.[1]) Daher hat sich in der theologischen Arbeit die Gewohnheit herausgebildet, unbeschadet der Stellung zum 4. Evangelium zunächst Jesu Anschauung nach den synoptischen Evangelien zu zeichnen. Harnack befolgt also nur die allgemein angewandte Maxime. Auf der anderen Seite ist ihm freilich von dem holländischen Gelehrten van Manen[2]) vorgehalten, daß die synoptischen Evangelien den Wert von Geschichtsquellen nicht besitzen. Dieser Forscher geht mit einigen anderen von der Annahme eines durchaus mythischen Charakters des Jesusbildes als einer Exemplifikation jüdischer und urchristlicher Märtyrerideale aus, streicht übrigens auch die paulinischen Briefe wegen ihres geringen Zeitabstandes von Jesus. Aber diese radikale Kritik ist so gut wie allgemein zurückgewiesen. Sie scheitert wie an den festen Daten der christlichen Entwicklung im 2. Jahrhundert, so an der Unmöglichkeit, das persönliche Leben, welches in den paulinischen Briefen pulsiert, und die primitiven und naturwüchsigen Verhältnisse, die sie voraussetzen, auf eine künstliche Legendenbildung zurückzuführen. Mit ihnen aber sind die Evangelien in ihren Grundzügen gesichert.

Diese ganze kritische Bewegung, die in Deutschland nie zu Einfluß gelangt ist, führt sich doch auf einen Deutschen zurück, Bruno Bauer, und auf ihn beruft sich Franz Mehring. Er habe den Weg gewiesen, auf dem allein die wissenschaftliche Lösung der Frage nach der Entstehung des Christentums verfolgt werden könne, und wie besserungsbedürftig auch Bauers Ausführungen sein möchten, er habe doch die christliche Weltreligion „als das Produkt der Zustände, die im römischen Kaiserreich bestanden haben" erwiesen. Wenn aber die moderne Evangelienkritik die historische Existenz Jesu und die Evangelien als eine authentische Darstellung seines Lebens nachgewiesen haben, so wird ihm damit „die Sache sofort untröstlich". Indes wird dadurch an der Thatsache selbst nichts geändert, die nicht etwa durch die „theologische Einbildungskraft" nur geschaffen ist, und wenn Mehring hier von einer „rein theologischen Litteratur" redet, „die von theologischen Voraussetzungen ausgeht, um zu theologischen Ergebnissen zu kommen, die weltlich gesinnte Menschheit also nichts angeht", so zeigt er damit nur, wie er selbst auch zugesteht, daß er

[1]) Lehrbuch der Einleitung in das Neue Testament, 3. Auflage, pag. 593.

[2]) Theologische Tijdschrift, 35, 160—167.

diese streng nach den Grundsätzen historischer Kritik arbeitende Litteratur nicht kennt. Er würde noch manchen dicken „Wälzer“ durcharbeiten müssen, um auch nur einen flüchtigen Überblick über die Arbeit zu gewinnen. Bemerkenswert ist übrigens, daß diese Berufung auf Bauer während der Herrschaft des Sozialistengesetzes in dem Kreis der sozialdemokratischen Litteratur eingeführt wurde, wo man im radikalen Kampfe mit dem Staate auch zu den schärfsten Waffen griff. Dem bestehenden gemilderten Zustande wird es entsprechen, daß man auch den gesicherten Ergebnissen der Forschung zugänglicher wird. Hier mag ein Doppeltes mit in Frage kommen, Harnacks sozialreformerische Position, die freilich von Mehring als „Evangelium eines modischen Sozialliberalismus, der an Verwaschenheit ungefähr auf gleicher Linie mit dem Nationalliberalismus rangiert“, abgethan wird, sodann die Anerkennung der Vertrauenswürdigkeit Harnacks, die durch seine Verwerfung in den kirchlichen Kreisen gewiß noch erleichtert werden wird. Jedenfalls hat sich „die wundersame Mär bis in die Reihen der Partei erhoben, daß die moderne Evangelienkritik die Strauß und Bauer überwunden habe“. Hier wünschen wir Göhre's Wirksamkeit den besten Erfolg. Fast scheint es, als sollte die meines Wissens von ihm zuerst angewendete Bezeichnung des historischen Jesus als „Übermenschen“ zum Stichwort werden. Nicht nur von Mehring und Losinsky ist es aufgenommen, auch bei so weit von einander entfernten Theologen wie Dorner und Rupprecht habe ich es wiedergefunden. Das Wort ist so übel nicht, um kurz und undogmatisch die moderne Christusanschauung als des neuen Geistesmenschen zu bezeichnen, geht wohl auch sicher über Goethes Faust auf die Kirchensprache zurück, wie es denn bei Angelus Silesius nachgewiesen ist.

Für das religiöse Leben in den entkirchlichten Kreisen unseres Volkes ist eine nicht zu unterschätzende symptomatische Erscheinung die freireligiöse Bewegung. In einer sehr dankenswerten Studie hat Drews über ihre gegenwärtige Lage jüngst Klarheit geschaffen.[1]) Darnach überwiegt, wie es scheint, zumal in den vorwiegend aus Arbeitern zusammengesetzten Gemeinden, die atheistische Stimmung. Der freireligiöse Prediger Georg Schneider[2]) (Mannheim) begrüßt nun mit Jubel die durch Harnacks Vorträge bereits geübte Wirkung, auf Grund deren noch weiteres in gleicher Richtung sich erwarten lasse. Ihm erscheint das Buch „als eine glänzende Rechtfertigung des Unglaubens“ und als „eine Kriegserklärung gegen die Bekenntniskirche unserer Tage, wie sie schroffer kaum dürfte gegeben werden können“. Was er dann freilich als moderne Denkweise beschreibt, schließt jeden religiösen Eindruck

---

[1]) Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1901, Heft 6.

[2]) Das freie Wort, 1901, Nr. 4.

aus. Indes giebt es auch gemäßigtere Kreise unter den Freireligiösen, bei denen noch ein wirkliches Bedürfnis nach Religion vorhanden ist, und ihre ohnehin schon hie und da bestehenden Beziehungen zur modernen Theologie werden durch Harnacks Buch eine Verstärkung erfahren. Ebenso macht in „Freimaurerischen Betrachtungen über Harnacks Wesen des Christentums“[1]) der ungenannte Verfasser den Versuch, seinen Ordensbrüdern die nahe Verwandtschaft dieses Christentums, das nicht eine Religion neben andern, sondern die Religion ist, mit der Idee der Freimaurerei zum Bewußtsein zu bringen und sie dadurch über den vom Christentum losgelösten vagen Menschheitsgedanken zum positiven Gottesgedanken hinzuführen, den ihr „Grundgesetz“ voraussetze. Dem Rabbiner Bäck aus Oppeln, der die jüdische Bildung zur Zeit Jesu in Schutz zu nehmen sucht, ist dieser „in jedem seiner Züge durchaus ein echt jüdischer Charakter“, eine „echt jüdische Persönlichkeit, all sein Streben und Thun, sein Tragen und Fühlen, sein Sprechen und Schweigen“ trägt den Stempel jüdischer Art, das Gepräge des jüdischen Idealismus, des Besten, was es im Judentum gab und giebt, aber nur im Judentum damals gab“. „Gegen den Stifter des Christentums hegt das Judentum nur Liebe und Ehrerbietung“; einen Haß des Judentums gegen das Christentum „hat es nie gegeben“! Daß in reformjüdischen Kreisen Harnacks Schrift weitgehende Beachtung findet, zeigt die Thatsache, daß auch der Königsberger Rabbiner eine Schrift darüber hat ausgehen lassen, die mir indes noch nicht zu Gesichte gekommen ist.

Wenden wir uns nach dieser Übersicht über die Kreise der Bildung und des Gegensatzes zum Christentum zur Aufnahme des Harnackschen Werkes in den kirchlichen Kreisen, so darf man es als eine bedeutsame Thatsache bezeichnen, daß eine ganz überraschend große Zahl von Besprechungen aus katholisch-kirchlichen Kreisen hervorgegangen ist, allein aus dem Jahre 1901 kenne ich 9 und es giebt ihrer noch mehr. Das erklärt sich freilich guten Teils aus dem Ansehen, das Harnack als erster Dogmenhistoriker der Zeit und als Bewunderer der Größe des Katholizismus in ihren Kreisen genießt, wie sie denn fleißig am Werk sind, das ihnen gespendete Lob einzuheimsen und unter dem Volke, z. B. auf dem Katholikentage, auszumünzen und die kritischen Ausführungen über den Protestantismus sich zu gelegentlicher Benutzung vormerken. Aber das ist doch nicht alles. Sehr bezeichnend ist die Erklärung des Professors Reinhold[2]) in Wien: „Kein römischer Katholik, dem es ernst ist mit seiner religiösen Überzeugung, kann die von Harnack dem

[1]) Berlin 1901.

[2]) Das Wesen des Christentums. Stuttgart und Wien 1901.

Katholizismus gemachten Vorwürfe ruhig hinnehmen, ohne sich in den Verdacht des geistigen Idiotentums zu bringen". Derselbe berichtet, das in der Universitäts-Bibliothek zu Wien befindliche Exemplar sei so viel begehrt und gelesen, daß es große Mühe kostete, dasselbe überhaupt einmal in die Hand zu bekommen. Der Ton der Besprechungen variiert vom begeisterten Lobspruch eines Zuhörers[1]) der Vorlesungen bis zu der unzweideutigen Abweisung des päpstlichen Hausprälaten und Professors zu Fulda (Gutberlet[2]): „sie ekeln einen je länger um so mehr an". Reinhold fühlt sich durch Harnacks Lobsprüche für die katholische Kirche und „sein offenkundiges Streben, objektiv zu sein, berechtigt zu der Hoffnung, es werde ihm auch gelingen, in noch manchen anderen Punkten zu günstigeren Ansichten über den Katholizismus zu kommen und an den von ihm selbst anerkannten Vorzügen der römischen Kirche, sie zu erkennen als die wahre Kirche Christi" (S. 91). Der Jesuit Fonck[3]) erklärt Harnacks Evangelium für „gänzlichen Abfall von Glauben und Christentum", wenn man bei ihm auch „recht viel schöne Worte über Liebe und Demut und bessere Gerechtigkeit und Frieden des Herzens und Freiheit und Ungenügen der Wissenschaft" finde. Der Jesuit Christian Pesch[4]) muß „annehmen, daß Harnack seine Überzeugung ehrlich ausspricht und Gutes stiften will. Trotzdem bleibt die Sache, die er vorträgt, verderblich und verwerflich. Indem er der Religion jeden objektiven Gehalt entzieht und alles in das Subjektive verlegt, kann er jenen nicht unrecht geben, die sich mit Berufung auf ihre subjektiven Anlagen dem Atheismus und Anarchismus in die Arme werfen". „Was er uns bietet, ist lediglich ein Gemisch von Gefühls- und Biedermanns-Religion, nur bestehend in subjektiven Annahmen und Erlebnissen von etwas Göttlichem, das wir als guten Papa über uns waltend denken, und in etwas spießbürgerlicher Moral". Daß Harnacks Entwurf bei den katholischen Theologen starker Ablehnung begegnet, ist ja selbstverständlich, da hier eine kirchlich festgelegte geschlossene Theorie das Urteil beherrscht. Gut ist der leitende Grundgedanke von Professor Joseph Adloff[5]) so ausgedrückt: „Jesus sollte die Menschen mit Gott aussöhnen, sollte die volle, wahre Herrschaft Gottes über die Menschen wieder herbeiführen, sollte die Menschen, die guten Willens sind, zu ewig ungetrübtem Glück um den Thron Gottes scharen. Zu diesem Zwecke verkündete er die

---

[1]) s. Franz Strunz in „Natur und Offenbarung", 1900, S. 505.

[2]) Pastor Bonus, 1901, S. 332.

[3]) Zeitschr. f. kathol. Theol., 1901, S. 420—435.

[4]) Stimmen aus Maria Laach, Bd. 60.

[5]) Randglossen zu Prof. Harnack's Schrift „Wesen des Christentums" im „Katholik", 81, pag. 120 ff.

übernatürlichen Heilswahrheiten, sühnte durch seinen Opfertod für die Vergehen der gefallenen Menschheit und gründete ein sichtbares, äußeres Reich Gottes, die Kirche, die als Hüterin des Glaubensschatzes und Verwalterin der Gnadenmittel das Werk der Heiligung der Menschen nach Christi Tod fortsetzen soll". Je weniger Harnacks Darstellung einem solchen Kanon entspricht, um so mehr Beachtung verdient es, daß trotzdem die Aufnahme vielfach eine günstige ist. Neben den Genannten hebe ich besonders die verständnisvolle Würdigung von Grupp[1]) hervor, an der sich manche Protestanten ein Beispiel nehmen könnten. Er meint zwar auch, daß vom ganzen Christentum nichts anderes übrig bleibt als ein Körnlein, ein kleines Brosamen, das Bewußtsein, daß wir Gottes Kinder sind. Aber er findet es doch „wahrhaft rührend, mit welcher Zähigkeit auch das verblaßte Christusbild festgehalten wird, und es ist bewundernswert, mit welcher Energie aus den wenig übrig gebliebenen Gedanken Lebenswahrheiten entwickelt werden, wie aus Kieseln Funken geschlagen werden. Aus den Sprüchen Jesu leuchten ganz überraschende Lichtblitze. Man sieht, wie noch im verdünnten Christentum Lebensquellen sprudeln. Aber wirklich kernhaftes Christentum ist es eben nicht". Auch der Franzose Lagrange[2]) hat sich dem Eindruck „einer tief religiösen Seele" und eines „ernsten Seelenberaters" nicht zu entziehen vermocht. Alle diese Äußerungen lassen darauf schließen, daß in der gebildeten katholischen Laienwelt Harnacks Darstellung ihre Wirkung nicht verfehlen wird.

Wenden wir uns dem Protestantismus zu, so ist es eine auffällige Erscheinung, daß sämtliche ausländische Besprechungen, mögen die Referenten auch ganz streng konfessionellen Kirchen angehören, sympatisch und gemäßigt sind. So verwirft zwar der reformierte Holländer Moorrees die Trennung zwischen Osterglauben und Osterbotschaft, aber er erkennt an, daß Harnacks Standpunkt von dem supranaturalen Boden garnicht soweit abliege und seine Würdigung Christi von der orthodoxen Position nur durch einen Schritt getrennt sei. Der Engländer Sanday[3]) protestiert gegen Harnacks Verwerfung des 4. Evangeliums und gegen seine Christologie, betont auch seinem Individualismus gegenüber die Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft, aber er ist weit davon entfernt, ihm das Christentum abzusprechen. Der Norweger Stroemme[4]) hält zwar Harnacks Auswahl für ganz subjektiv und will Gottes Offenbarung in Christus nach der Schrift zum Maßstab des Christentums machen, aber ausdrücklich nimmt er gegen Walthers Angriffe Harnacks Evan-

[1]) Historisch. polit. Blätter f. d. kathol. Deutschl., Bd. 128, S. 660—665.
[2]) Revue biblique internationale, Band 10, 116—123.
[3]) An Examination of Harnacks What is Christianity, London, Longmans 1901.
[4]) Forsvar og Angreb. Christiania, 1901.

gelium als wirkliches Christentum in Schutz. Der esthländische Pfarrer Walter[1]) liefert eine sehr sympathisch gehaltene Besprechung, und auch die stramm lutherische Redaktion, die ein Nachwort schreibt, erkennt doch „die Anknüpfungspunkte und Verbindungslinien zwischen Harnack und der kirchlichen Theologie" an. Mag nun bei der Auswahl gerade dieser Stimmen aus orthodox-kirchlichen Kreisen des Auslandes der Zufall mitwirken, das wird sich doch nicht verkennen lassen, daß man dort weniger nervös und gereizt ist als bei uns. Damit bestätigt sich eine auch sonst schon gemachte Beobachtung. Sehr fein ist die akute Spannung zwischen Theologie und Kirche bei uns von Herzog[2]) auf die geistige Gesamtstimmung zurückführt, welche das Durcheinanderwogen revolutionärer und reaktionärer Strömungen bei unsern eigenartigen staatlichen und kirchlichen Verhältnissen erzeugt hat.

Am schärfsten fallen, wenn wir von der nur pathologisch verständlichen Schrift von Lemme (s. o.) hier absehen, naturgemäß die Urteile der strammen bayrischen und mekllenburgischen Orthodoxie aus. Bietet der als Lutherforscher mit Recht geschätzte Rostocker Professor Walther[3]) eine energische Abwehrschrift, die Schritt für Schritt den Gegner zu widerlegen sucht, aber die eigne Grundanschauung des Verfassers nicht einheitlich hervortreten läßt, — eine Schrift natürlich, die ihren Wert hat, aber auch den engbegrenzten Standort des Verfassers deutlich macht, — so ist unter den drei bayrischen Kundgebungen wenigstens eine in ihrer Art nicht minder interessant und vielleicht ausdrucksvoller. Damit meine ich nicht den kurzen würdigen Aufsatz von Oberkonsistorialrat Burger[4]), der es anerkannt, daß Harnack mit unverkennbarer Liebe, mit warmer innerer Anteilnahme an dem wichtigen Gegenstand, mit klarem Bewußtsein von der Verantwortlichkeit für das, was er sagen wollte, an die Lösung seiner Aufgabe gegangen sei, aber es für seine Gewissenspflicht erklärt, vor ihm zu warnen, soweit sein Einfluß reicht. Noch weniger denke ich an die Schrift von Hermann Schick[5]), ein ebenso unbedeutendes wie hochfahrendes Machwerk, das nur dadurch ein trauriges Interesse gewinnt, daß sein Verfasser Oberkonsistorialrat ist. Ein Original dagegen ist der Kirchenrat Rupprecht[6]), Pfarrer von Sausenhofen. Dieser Mann, Fanatiker durch und durch, und

[1]) Mitteilungen und Nachrichten aus der luth. Kirche Rußlands, 1901, S. 97—124.

[2]) Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1901, Heft 1.

[3]) A. Harnacks Wesen des Christentums für die christliche Gemeinde geprüft, Leipzig 1901.

[4]) Neue kirchliche Zeitschrift, Bd. 12, S. 1—12.

[5]) Ist das Wesen des Christentums von A. Harnack wirklich das Wesen des Christentums? Offenes Sendschreiben an denselben. 2. Auflage, Regensburg 1901.

[6]) Das Christentum von Dr. Ad. Harnack, Gütersloh, 1901.

seiner bekannten Grobheit sich selbst rühmend, läßt uns in seinem sonst ziemlich verworrenen Buch doch in die Tiefen einer von Skrupeln und Zweifeln unberührten Seele einen Blick thun. Gegenüber allen Abschwächungen auch der orthodoxesten deutschen Forscher hält er an der göttlichen Eingebung des Bibelwortes bis auf den Buchstaben fest und teilt uns mit, was er mit reger Phantasie auf seinem Dorfe erlebt hat. Aus eigener Erfahrung und genauem Studium der Speziallebensgeschichte der Kinder Gottes sind ihm „apostolische" Wunder, die nicht aus psychischen und Naturkräften erklärbar sind, alltägliche Begebenheiten. Das ist dann freilich eine so andere Welt als die der modernen Theologie, daß hier von seiner Seite das Verständnis aufhört. Ihm ist die ganze moderne Theologie eine Ausgeburt der Finsternis, der Tod des biblischen und kirchlichen Christentums, der Tod unseres Seelenfriedens, der Tod jeder Amtsfreudigkeit im Dienst jeder christlichen Kirche und speziell Harnacks Christentum eine neue Religion, ein gefälschtes Evangelium, das unter dem Fluch des Apostels steht, wobei es ohne unwürdige Unterschlagung und wissenschaftliche Unredlichkeit nicht zugegangen sein kann. „Ein alter, vielerfahrener Mann in dieser „Praxis" warnt ihn jetzt in Liebe und heiligem Ernst noch dieses eine Mal! Dann aber nicht mehr. Er wird für immer von jetzt an schweigen. Dann wird Gott selbst reden."

Einen hörbaren Ruck vorwärts machen wir, sobald wir von den Konfessionellen zur Gruppe der „positiven Union" weitergehen. Es sind das jene Theologen, die in Stöckers deutsch-evangelischer Kirchenzeitung ihr öffentliches Organ haben, darunter Männer von Ruf, wie Prof. Kähler in Halle und Cremer in Greifswald, die auch beide sich zur Sache geäußert haben. Für Cremer handelt es sich um die Person und die Bedeutung Jesu Christi selbst, und zwar kämpfen wir einen Kampf, in welchem es keinen Vertrag, sondern nur ein Entweder — Oder giebt, den Kampf einer Religion mit einer andern Religion." Seine Grundanschauung erklärt „Christus für eine durchaus unregelmäßige Erscheinung in der Geschichte, für einen Menschen zwar wie wir, unseres Fleisches und Blutes teilhaftig, der unseres Lebens Genosse, unser Bruder war, dessen volle Zugehörigkeit zu unserm Geschlecht zweifellos ist, und der durch diese Zugehörigkeit erst alles, was er war, uns zu gute war — nein, nicht war, sondern ist. Denn seine Bedeutung ist einzigartig, ist eine Bedeutung nicht bloß, wie sie sonst keinem Menschen zukommt, sondern auch keinem andern Gliede unseres Geschlechts zukommen kann. Ihm kommt sie nicht zu, weil er Mensch ist, aus unserm Geschlecht hervorgegangen, sondern weil er Mensch geworden, in unser Geschlecht eingegangen ist; er war, ehe er ward, er war und ist ewigerweise Gott und hat sich auf ewig mit uns und unserm Geschlecht verbunden, so wie es nur der kann, der Gott und Herr über alles

ist, und ist dadurch unser Bruder geworden, der alles mit uns teilt, unser Elend, unser Gericht, damit auch alles, was er ist, uns zu gute kommen kann." Damit ist die alte kirchliche Christologie in ihrem Kern festgehalten. Das neue und der wesentliche Fortschritt dieses Standpunktes aber besteht in einem Doppelten. Erstens hat man der geschichtlichen und dogmatischen Kritik soweit Raum gegeben, daß die alte Inspirationslehre und die alten kirchlichen Formeln über Christus unhaltbar geworden und aufgegeben sind. Dies letztere deutet Cremer selbst S. 134 f. an, das erste Kähler, wenn er von der „unsicheren Tradition" von Jesu spricht. Lemme, der einen ähnlichen Standpunkt vertritt, gesteht doch unumwunden zu, daß in der Urgemeinde „die Fortsetzung unüberwundener jüdischer Anschauungen in noch unausgegohrenem Kampf mit dem Wesen der neuen Weltreligon rang," „daß tastende Anfangsversuche noch ungeklärte Urteils-Einseitigkeiten und Verirrungen ergaben" (S. 102). Vor allem wird daher das kirchliche Christusbild unter dem Einfluß unserer Evangelienforschung wesentlich umgestaltet. Fast noch wichtiger ist das andere, daß bei aller Betonung der supranaturalen Elemente des kirchlichen Glaubens als für das Christentum wesentlicher, sie doch in die zweite Linie gerückt werden und ihre Beglaubigung erst aus der religiös-sittlichen Erfahrung des Sünders von seiner Begnadigung erhalten sollen. Damit ist in Wahrheit das religiöse Erlebnis in seiner Tiefe ebenso gewürdigt, wie bei Harnack und seinen Freunden.

Gehen wir noch einen Schritt weiter, so sind wir bei der kirchlichen Gruppe angelangt, der im Grunde auch Harnack selbst und die Ritschlsche Schule angehört; es ist die „Mittelpartei" oder die Gruppe der Vermittlungstheologie. Hier sieht man das Wunder, zumal das Wunder der Person Christi und seiner Erhöhung zum Vater als etwas an, das zart behandelt werden muß, wenn nicht die Religion in ihrem Nerv dadurch gefährdet werden soll. Denn Christus nur als einen Menschen nehmen wie andere Menschen, würde in der That dem Christentum ein ganz anderes Aussehen geben müssen und etwas wie eine neue Religion schaffen. Von der andern Seite dagegen drängt mit gleicher Wucht die Konsequenz der Natur- und Geschichtsforschung auf Anerkennung eines lückenlosen Kausalzusammenhanges. Je nach der Entscheidung in diesem Dilemma nüanciert sich die Stellung des Einzelnen. Aber darin ist man einig, daß bei der Schwierigkeit der hier sich ergebenden Fragen nicht die decidiert wissenschaftliche Stellungnahme auf religiöse oder die decidiert religiöse Stellungnahme auf wissenschaftliche Minderwertigkeit schließen läßt. Hier also kämpft man, aber man spricht einander nicht das Christentum ab. Von diesem Standpunkt aus haben sich Albrecht[1]) und der Hallenser Professor Haupt[2]) geäußert,

[1]) Theologische Studien und Kritiken, Bd. 74, S. 305—339.

[2]) Deutsch-evangelische Blätter, 1901, Nr. 4.

auch Kähler gehört dem Geiste nach wohl hierher. Die Hauptpunkte, um die es sich dabei handelt, sind die leibliche Auferstehung Jesu und die Stellung, die seine Person in der christlichen Verkündigung einzunehmen hat. Nur über dies letzte als das wichtigste noch ein paar Worte. Daß die Apostel mit Recht auf Grund ihrer Erfahrungen vom Kreuze Jesu und von seiner Verklärung ihn als Weltheiland verkündigt haben, hat Harnack nie bestreiten wollen. Daß in der ungesuchten Aussprache des Selbstbewußtseins Jesu in der synoptischen Tradition jene Verkündigung starke Anknüpfungspunkte und einen guten Rechtstitel hat, wird sich nicht bestreiten lassen und insofern wird Harnack seine These modifizieren müssen. Aber recht, unzweifelhaft recht hat er in dem wichtigeren Satze, daß Jesus nie seine Gemeinschaft als das letzte, ihm vorschwebende Ziel gedacht, sondern seine Jünger auf die Gemeinschaft mit Gott und den Glauben an ihn verwiesen hat. Er ist sich, um es anders zu sagen, stets des Abstandes von Gott demütig bewußt gewesen und hat sich und auch den Kern seines Wesens nie Gott gleich gemacht. Das Gefühl dafür ist auch der apostolischen Verkündigung noch nicht abhanden gekommen (1. Kor. 15, 27 f., Eph. 1, 17, Hebr. 3, 2, Joh. 14, 28, 20, 17). Gewiß ist die Gemeinschaft mit dem Sohne ein hohes und bleibend wertvolles Gut, aber, für sich betrachtet, noch nicht das letzte und definitive, sondern das höchste hat doch erst der erreicht, der durch Vermittlung des Sohnes ein unmittelbares Verhältnis zum Vater hat und ein Gegenstand seiner Liebe ist (Joh. 16, 26 f.). Diesen Gedanken dürfen wir uns nicht erschüttern lassen, wenn wir die neutestamentliche Religion in ihrer ganzen Reinheit und Erhabenheit erleben wollen.

Unser Gang durch die Debatte wird es gezeigt haben, ein wie heiß umstrittener Boden es ist, auf dem wir wandern, wie denn eben in diesen für das Innenleben wichtigsten Fragen kein anderer für uns eintreten kann, sondern jeder sich selbst entscheiden muß. Aber auch das wird hoffentlich deutlich geworden sein, daß Harnack jedem Unbefangenen großes zu bieten vermag. Kann er doch selbst im Vorwort zur fünften Auflage[1]) seines Buches es aussprechen, daß ihm „aus den meisten Teilen unseres Vaterlandes, aus vielen andern Ländern, aus allen Konfessionen und aus allen theologischen und kirchlichen Lagern" in Anlaß seiner Vorlesungen „lebendige Bezeugungen der Kraft des Evangeliums und der Einheit des christlichen Glaubens zugekommen sind."

---

[1]) Daneben giebt es jetzt eine billigere Volksausgabe für 1 Mk.



Brennende Liebe.

Eine Geschichte aus der Eifel

von

Clara Viebig.

[Nachdruck verboten.]

Im Dorf brannte es. Immer zur Nachtzeit; bald hier, bald da, nun schon an die acht Wochen. Eben war das Korn auf dem Feld in die Halme geschossen, als an einem dunklen Abend das erste Feuer ausgekommen war; seitdem hatte der rote Hahn wohl auf zehn Hütten gekräht. Mit des heiligen Florian gnädiger Hülfe und mit ein paar Eimern Wasser aus dem Dorfbrunnen waren die zum Glück noch immer bei Zeit Erwachten jedesmal des Feuers Herr geworden.

Viel Schaden war nicht entstanden: dem einen war nur das tiefhängende, mit Binsen und Stroh gedeckte Dach ein wenig angesengt worden; beim andern hatte die vom Winterschwein gesparte Speckseite, die von der Balkendecke herabbaumelte, ein bischen gebrenzelt; beim dritten hatte das Reisig, das die sammelnden Kinder an der Seitenwand des Häuschens aufgeschichtet, geknackt und geknistert, bis die Frau, die der Säugling wachgeschrien, wähnte, draußen sei einer und hole ihr Reisig weg; beim vierten hatte der Kuh ängstliches Brüllen das Qualmen auf dem Futterboden verraten; beim fünften war's garnicht erst ausgekommen, ein Regenschutt hatte den Dachstuhl begossen und gelöscht, was etwa im Gebälk nicht geheuer war — immer war aller Heiligen Schutz sichtbar zu spüren gewesen.

Aber doch begann ein heimliches Grausen die Gemüter der Dörfler zu rütteln.

„Ech kurantören",[1]) sagte ein Kluger am Sonntag im Wirtshaus und zog das braune Leder seiner Stirn in bedenkliche Falten, „duh es einen Lauskerl, dän et anfänkt!"[2])

---

[1]) garantiere, [2]) ansteckt.

Ja, so mußte es auch sein! Jemand war da, der Feuer anlegte! Die Kinder konnten die Schuldigen nicht sein, die wurden an der Hand und in der Hotte mit ins Feld genommen, oder blieben sie einmal allein zu Haus, so versteckte die Mutter die Schwefelhölzer gewiß auf den obersten Bord, wohin sie nicht langen konnten. Aber hatte die Ammei, die allein an der Wiege ihres kranken Kindes saß, als alle noch in der Abenddämmerung draußen auf dem Feld schafften, nicht einen vermummten Kerl zum Fenster hereingucken sehen? Und war dem Bräuer'sch Hubert, der zuviel grüne Stachelbeeren gegessen und in später Nachtstunde noch den Hof aufsuchen mußte, nicht ein schwarzer Schatten vorbeigeschlüpft und im Heckengäßchen zwischen den Gärten entkommen?!

Es war kein Zweifel mehr, es gab einen Brandstifter — aber wo, wer war der Missethäter?! Einer aus dem Dorf —? Nicht möglich! Da kennt ja einer den andern viel zu genau; erfährt's täglich zu sauer am eigenen Leib, wie schwer das bischen Lebensnotdurft zusammengeschrabt ist, um aus liebem Übermut den Nachbar zu ängsten. Nein, es mußte schon einer von weither sein, einer, der in der Welt sich herumgetrieben! Freilich Handwerksburschen, Fechtbrüder, die — wer weiß?! — schon mit einem Bein im Zuchthaus stehen, passierten nicht das Dorf, das einsam auf dem Eifelplateau liegt, seine zwei schnurgraden dichtgedrängten Hüttenreihen in den Schutz eines schwarzen Tannenwäldchens stellend, dagegen seine weitentlegenen, dem Ödland abgerungenen Felder allen Eifelwinden und allen Pfeilen glutäugiger Sonne preisgebend.

Das kleine Dorf zitterte. Und bei der Angst war Neugier und bei der Neugier Wut. Wenn man den Kerl erwischte, man schmiß ihn von der Straßenböschung herunter in den Bach, daß er nie mehr auf die Beine kam! Oder man stieg hinauf zur Bergkuppe, die wie ein Kopf, auf dem Scheitel mit kurzem Gebüschschopf besetzt, über'm Dorf auftaucht, und hing ihn da an den zähen, im Wind schaukelnden Haselnußbaum, mit dessen Gerten man ihn erst weidlich verdroschen! Da würden die Kühe und Schweine, die der Dorfhirt auf kurzrasigem Anger hütet, was zu gucken haben, und ihr Hirt, der Ofen-Willelm auch!

Und wie sie an den Willelm dachten, stockte ihnen plötzlich der Atem. War der nicht Heizer gewesen unten im Rheinland, jahrelang?! Der einzige aus dem Dorf, der nach seiner Militärzeit nicht heimgekehrt, um den Acker mit seinem Schweiß zu begießen, sondern der unten geblieben war, wo die Welt lockt und die lieben Heiligen nur mehr in den Domen zu finden sind, aber nicht mehr auf den Straßen. Es hieß, daß man in den Fabriken auch schwer arbeiten mußte, mochte sein, aber sicher doch lange nicht so schwer, wie man hier oben arbeitete,

wo einem im Mai gar oft noch die Feldfrucht erfror und die Kartoffel schon wieder im September. Der Ofen-Willelm hatte da unten weiter nichts zu thun gehabt, als Glut zu schüren; Nachtheizer war er gewesen. Heiß sollte das Metier sein — bah, hier oben brannte einem das Himmelsfeuer noch ganz anders auf den Buckel, und dabei mußte man sich in einemfort bücken, schon des Morgens um fünf, und roden und pflügen, und säen und jäten, und pflanzen und hacken, und raufen und schneiden und binden, bis die Sonne sank und die Nebel ihre nassen Schleier hingen. Der Willelm hatte alle Tage verschlafen können und in einem faulen Leben sein sicheres Geld verdient — bloß für's Feueranzünden! —

„Hm!“ Der Gemeindevorsteher kratzte sich den Kopf, als ihn etliche mit der Nase auf den Ofen-Willelm stießen. Was, der sollte das Feuer gelegt haben —?! Es war freilich ein merkwürdiger Kerl, ja, da hatten sie wohl recht, ein ganz Kurioser, anders wie andere, das kam eben vom Leben draußen; aber ein Brandstifter? Nein! War nicht seine Mutter, die Witwe Driesch, ein kreuzbraves Weib, eine gottesfürchtige Frau dazu, vor der jeder die Mütze herunterthun konnte?!

Weit wies der Gemeindevorsteher die Petzer und Zuträger von sich, aber als ihm bald darauf in einer Sonntagnacht, die er nach vollbrachter Sitzung im Wirtshaus recht sanft verschlafen, der Heuschober abbrannte, den er am Samstag-Abend erst fertig gesetzt, dicht hinter seinem Zaun, begann er doch auch zu schnuppern. Von des Ofen-Willelm Hütte her fing es auch ihm an, brenzlich zu riechen. Was, sollte der Ofen-Willelm am Ende das Feuerstochen nicht lassen können? Der war seit Winter wieder im Dorf. Im grauen Winter war nie etwas ausgekommen, aber nun, seit die Sonne schien, seit die am Himmel lohte, die Hütten und die Tannen, die Äcker und den Bergkopf Tag für Tag mit ihrer roten Glut überschüttete, seit der struppige Gebüschschopf flammte und die Kiesel im versiegten Bach Funken sprühten, und auf den sonnenharten Wegen der trockene Staub blendete, seitdem — — — — —

In des Gemeindevorstehers Kopf wogten seltene Gedanken; er besprach sich mit dem und jenem, recht heimlich, den Mund am Ohr des andern. Hinter der Scheunenwand tuschelten sie wie verliebte Paare, oder weit draußen auf flachem Feld, wo nur die heiße Luft zitternd lauscht. Mit den Gerichten was zu thun zu haben, ist immer eine üble Sache, man weiß nie, ob man Recht oder Unrecht kriegt, doch eh' man sich das Dorf anstecken ließ, jetzt gerade, da der Brunnen anfing spärlich zu spenden, jetzt, da selbst der Bach im kühleren Grund nur ein dünnes Rinnsälchen über blanke Steine sickern ließ, jetzt, da man der Ernte gedenken mußte — sie war heuer reichlich, aber wer konnte Mut haben, sie in die Scheunen zu sammeln — jetzt hieß es: lieber verklagt, als beklagt.

* * *

Ein warmer Abend war's nach sonnenfrohem Sommertag, als der Fußgendarm aus der nächsten Bürgermeisterei und der Gemeindevorsteher zusammen nach der Hütte der Witwe Driesch stapften.

Kathrein Driesch kochte das Abendmus. Eben hatte ihr Willelm die Herde eingetrieben, noch zitterte der letzte Ton seines Tuthorns in den Lüften, jede Kuh war gehobenen Schwanzes in ihren Stall gerannt; nun hatte der Hirt auch Feierabend. Er saß beim Herd auf dem Schemel, hatte den Napf im Schoß, den Löffel in der Hand, und die Mutter that ihm auf. Aber er sah nicht die bräunlichen Speckgriewen, die wie leckere Fischchen im Mehlbrei auftauchten; unverwandten Blickes schaute er in's Herdloch, drin Funken sprangen.

Die Mutter sprach:

„Jong, esu äß doch!" fischte aus ihrem Napf die Speckgriewen und that sie ihm auch noch auf. Ihr Willelm aß die gern, und war der Speck auch sündhaft teuer, der Jung mußte alle Abend sein Geschmelztes haben. Was hatte er denn sonst auf der Welt? Gar nichts! Der arme Jung!

Von fünf Söhnen war er der letzte — zwei klein gestorben, zwei in Frankreich gefallen — immer hatte sie sich drein geschickt und Amen gesprochen, wenn's Herz auch muckte, aber daß der Willelm da unten sich so zu Schanden gearbeitet, daß er ins Krankenhaus gemußt und dann für invalide erklärt wurde auf seine besten Jahr', das grämte sie. Er hatte nun freilich hier oben den Posten als Gemeindehirt bekommen, der frei geworden durch den Tod des blöden Hein; aber war das wohl ein Amt für einen, der immer klüger gewesen als die andern von seinem Jahrgang, der heut noch klüger war als alle, die nach ihm dem Herrn Lehrer durch die Finger gelaufen, eine Beschäftigung für ihn, der eigentlich geistlich hätte werden müssen, wenn's Geld dazu vorhanden gewesen — Säue hüten und Kühe treiben, das kann auch ein Trottel!

Die Mutter unterdrückte einen Seufzer und strich ihrem Willelm den buschigen Haarschopf aus den Augen. Er brummte nur, und als sie ihm ermunternd zuredete:

„Esu äß doch, — esu lecker — Schweinsgriewen on Buchweizenmehl!" löffelte er sich gedankenlos etwas ein und ließ es bei der andern Mundecke wieder herauslaufen. Seine Stirn blieb gerunzelt, und vom Hinterkopf, wo der Schädel durch spärliche Haarreste nur unvollkommen gedeckt war, schien ihm ein Zucken zu laufen herab nach dem Genick und den Rücken lang in einem leichten Rieseln. Seine Augen blieben starr, ganz abwesend, bis sie jetzt plötzlich an zu rollen fingen von oben nach unten, von rechts nach links; unstet folgte sein Blick den springenden Funken im Herdloch.

Die Mutter betrachtete den Sohn unverwandt, während sie leise, ohne das gewohnte Schlürfen und Schnalzen des Behagens ihren Napf auslöffelte.

Sie verscheuchte die Katze, die sich schnurrend heranschlich und ihren Kopf an den Beinen des Mannes rieb, mit stumm-drohender Gebärde. Sie selber wagte kaum zu atmen. Was mochte der Willelm denken, daß er so stumm war? Früher, im Winter, war er viel parlanter gewesen. Was hatte er da nicht alles erzählt von den Fabriken unten mit ihren Rädern und Walzen, mit ihren Schornsteinen und Kesseln, mit ihren Öfen, die einen Bauch hatten, wie ein Bierfaß zur Kirmes, nein, noch viel größer, groß wie die leibhaftige Hölle, drin ellenhohe Flammen brannten, das ganze grauliche Fegfeuer. Er war an die Hitze gewöhnt, nun fror er immer, der arme Jung! Jetzt, selbst im Sommer, wo andere den Schatten suchten, stellte er sich in die pralle Sonne, oben am Anger, kaute an seinem Kanten Brot, den ihm die Mutter mitgegeben, und blickte starr in's feurige Gold am Himmel. Aber heiß genug, sagte er, würde ihm doch nicht; den ganzen Tag mußte sie im Herd feuern; so viel Reisigholz und Tannenäpfel war sie sonst im strengsten Winter nicht sammeln gegangen.

Sich den niederrinnenden Schweiß vom Gesicht wischend und das kattunene Tuch am mageren Hals ein wenig lüftend, raffte Kathrein Driesch ein neues Bündel Reisig vom Estrich hinterm Ofen auf, brach's knackend über dem Knie in kleine Stücke und stopfte alle zugleich noch dem Herd in den Rachen. Der platzte fast.

Aber mit einem Stöhnen, mit einem Schauern des Frierens rieb sich jetzt der Sohn die Hände, und dann sagte er langsam, stockend, als machte ihm jedes Wort Mühe, und doch mit innerer Hast:

„Modder — gieh — schlaofen!"

„Jao, jao," sagte sie und faßte schon nach der Haube, sie vom grauen Kopf abzunehmen, wußte sie doch, daß, wenn der Willelm nicht seinen ‚gud Schuhr'[1]) hatte, er leicht ungeduldig wurde. So wollte sie ihm denn rasch den Willen thun, sich's Deckbett über die Ohren ziehn, wenn auch draußen noch Leben war. Von fern klang Mädchen-Gekreisch und das Dengeln von Sensen.

Auch Willelm lauschte. Er war jetzt aufgestanden; den Kopf weit vorstreckend, daß sich ihm die Stränge am Hals zerrten, verharrte er unbeweglich. Die Kniee hielt er eingeknickt, die Lippe hing ihm. Nur die Augen des finsteren Gesichts fuhren beständig umher, lauernd, geängstet, wie bei einem Tier, das gejagt wird und das doch selber jagen möchte. Die Nüstern der stumpfen Nase blähten sich witternd.

---

[1]) jour.

Durch die tiefer und tiefer werdende Dunkelheit der Bauernstube tönte jetzt das betende Leiern der Alten:

„Gegrüßet seist Du, Maria, voll der Gnaden,
Der Herr ist mit Dir,
Gebenedeit bist Du unter den Weibern
Und gebenedeit die Frucht Deines Leibes —“

Sie unterbrach sich, ihres Sohnes gedenkend:

„Willelm!“ Und als er nicht kam, kletterte sie noch einmal aus dem Bett, tappte sich auf bloßen Füßen zum Sohn hin, machte dem Vierzigjährigen, wie sie es einst dem Vierjährigen gethan, das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust und tappte dann befriedigt wieder zurück. Gleich darauf schnieften schon ihre ruhigen Atemzüge.

Ein seltsames Lachen verzog das düstre Gesicht des Sohnes: Nun schlief sie — nun schlief sie — nun ging er — seine Öfen anstecken — huh, ihn fror — da wurde er wieder warm — hei, wenn die Funken tanzten und die rote Glut fauchte, einem entgegen schlug, als wollte sie einem das Hirn ausdörren — heiß, immer heißer — ha, wer kam da, wer wollte ihn stören?!

Zusammenschreckend blieb er plötzlich stehn, die Stirn wie im Schmerz krampfend.

Außen drückte eine Hand kräftig auf die Klinke; die immer unverschlossene Thür gab nach, und aus der weichen Dämmerung des milden Sommerabends traten der Gendarm und der Gemeindevorsteher in die überheizte Dunkelheit der Witwenstube.

„Schlaoft Ihr eweil schons?“ sagte etwas verlegen der Gemeindevorsteher. „He, Kathrein, exkusört — hört ehs!“

Aber der Gendarm hatte den, deswegen sie kamen, schon beim Kragen gepackt und ihn niedergeduckt mit einer Faust, die an Widerstreben gewöhnt war.

Ofen-Willelm dachte nicht daran, sich zu sträuben; scheu die Schultern hochziehend und den Kopf zwischen die Schultern steckend, duckte er sich. Nur einen unzufriedenen, unbehaglichen Laut stieß er aus, wie unsanft aus dem Schlaf gestörte Kinder thun.

Die Alte, die der laute Ruf des Gemeindevorstehers nicht geweckt, wurde jetzt sofort wach, ganz hell wach und setzte sich im Bett auf:

„Willelm, wuh biste? Wat haste, Willelm?“

„Hän es hei — nor ruhig,“ sagte der Gemeindevorsteher und tappte nach dem Herd, die Glut aufzustören, daß sie hell leuchtete. „Kathrein, seid

eweil verſtännig, maacht kein Ambra,[1]) dän Willelm hei, dän hole mir eweil mit, dän — dän ſoll — dän muß — dän —“

„Dän Willelm mitholen — waor[2]) dann?!“ Das Weib ſtutzte. „Dän Willelm, nä, dän bleiwt hei,“ ſagte ſie kurz entſchloſſen und taſtete nach ihren Röcken auf dem Schemel an ihrem Bett.

„Bleiwt nor liegen, bleiwt nor! St — — —!“

Der Gemeindevorſteher wollte ihr die Hand auf den Mund legen, aber ſchon hatte ſie die goldenen Knöpfe der Uniform blinkern ſehn, und in ſinnloſer Angſt vor'm Gendarm einen hellen Schrei ausgeſtoßen. Mit beiden Füßen zugleich fuhr ſie aus dem Bett und ſtand nun im kurzen Hemd zitternd vor den Männern.

Was wollten die hier?! Bei Nacht noch dazu?! In verſtändnisloſem Entſetzen irrten ihre Augen von einem zum andern. Nun ſah ſie den Griff, mit dem der Gendarm ihren Willelm gepackt hielt. Was, was hatte ihr Willelm gethan?! Nichts hatte der gethan, loslaſſen ſollten ſie ihn, gleich auf der Stell'!

Zeternd ging ſie gegen den Gendarmen an, aber der ſchob ſie unſanft beiſeite.

„Halt Euer Maul, Frau,“ ſagte er kurz, „macht Euch kein Ungelegenheit. Voran!“

Er ſtieß den Verhafteten zum Fortgehen in den Rücken. Aber die alte Frau packte ihn beim Uniformſchoß und hielt ihn feſt mit ungeahnter Kraft.

„Dän Willelm, dän Willelm,“ ſchrie ſie in höchſten Tönen, „wat haot hän dann gedahn, wat haot hän dann gedahn?! Hähr Schandarm, Hähr Schandarm, och laoßt hän doch hei, dän maacht ſein Läwen kein Schpitakel, dän gieht jao gleich in't Bett, dän ſäuft net, dän zankt net, dän es alleweil ruhig — och, duht ihm neiſt — Jeſes Maria, Hähr Schandarm, liewer Hähr Schandarm, duht dem Könd neiſt!“

Die Zähne klapperten ihr in Furcht und Schluchzen; ſie hatte den Uniformſchoß fahren laſſen und verſuchte nun, ihren Sohn dem eiſernen Griff zu entwinden. Sie wußte wohl ſelbſt nicht, daß ſie dabei kratzte und kniff. Der Gendarm, dem der andere nicht zu Hilfe kam, hatte alle Mühe, das Weibsbild abzuſchütteln, zumal ſein Arreſtant, durch das Beiſpiel der Mutter angeſteckt, ſich auch zu ſträuben begann. Endlich ſchaffte ein kräftiger Stoß die Alte beiſeite, und Handſchellen, im Nu aus der Taſche gezogen, feſſelten den Verbrecher.

„In't Kittchen[3]) — ?!“ Der gellende Schrei der Frau hallte von den rußigen Wänden wider. Sie lag auf den Knieen und rang die Hände:

[1]) embarras. [2]) wohin. [3]) Gefängnis.

„Nikla, Nikla — Hähr Schandarm — Hährgott im Himmel — wat haot hän dann gedahn — ech schwören, dän es esu unschullig, wie neugeboren — dän schnied't ke Gras uf andrer Leuts Wies', dän bricht ke Ästche im Wald ahf, dän es noch nie öwer dän Zoun gestiegen beim Hähr Pastor für Äppel zu plücken — glauwt et, glauwt et doch, bei meiner ewigen Säligkeit, dän es esu en gude Jong, hän haot mer immer Kaffe on Zucker erufgeschickt, on en schwarz Schörz' für nach der Kirch' zu giehn, on hän haot sich ahffotte-grafiere laoßen für sein' Modder — on se alle Jaohr uf en Dag besucht — och, hän es esu gud, glauwt et doch noren, ech will stärwen uf der Stell', wann ech net de pure Waohrheit saon! Nikla" — sie wandte sich flehend an den Ortsvorsteher — „Nikla, Dir kennt mech seit Menschegedenk, saot, haon ech Eich je wat fürgemaach? Helft mer doch! Laoßt hän doch frei!" Sie machte Anstalt, seine Kniee zu umklammern.

„Seid doch net esu gäck, Kathrein," murmelte der Ortsvorsteher, zurückweichend, „Eier Willelm kömmt jao bal redur, et es noren für dat hän sich ausweist — dat hän — hm" —, verlegen mied er den angstvoll sich einbohrenden Blick der Frau —, „hm, dat mer et zu wissen krieht, dat hän et net es, dän hei alleweil dat Feuer anfänkt."

„Dat Feuer — hei dat Feuer" — ganz verwirrt glotzte die Frau nach ihrem Herd — „nä, dat fänken ech immer sälwer an!"

„Ach was!" Der Gendarm wurde ungeduldig; ohne viel Aufhebens hatte man den Kerl fortschaffen wollen, und nun dauerte das Gezeter schon so lange, daß bald die ganze Straße voll Neugieriger stehn würde. „Dummes Weibsbild, von dem Feuer is ja gar keine Red'. Brand hat er angelegt, der Schubjack! Voran jetzt, marsch!" Er stieß seinen Häftling der Thür zu.

Der Willelm Brand angelegt?! Die alte Frau hob verwundert die Hände. Es konnte einer glauben, ihr Willelm hätte Brand angelegt?!

„Jeses Maria," sie schlug ein Kreuz und faltete dann die Hände: „Esu en Sünd!" Das wäre ja ein Verbrechen! Ihr Willelm ein Verbrecher? Das war ja beinah' zum Lachen! „Ha, ha!" Sie stieß ein kurzes, aufgeregtes Lachen aus, zwischen ihrem Schluchzen: „Nä, Hähr Schandarm, dän duht esu ebbes net!"

„Allons," sagte der Gendarm und schob den Willelm zur Thür hinaus. „Das wird sich ja finden. Hat der Kerl 's nicht gethan, werden se'n Euch schon bald retour schicken!"

Ja, das würden sie auch. Des war sie ganz sicher.

* * *

So bald, wie die Wittwe Driesch gedacht, kam ihr Willelm nun doch nicht zurück. Viermal schon war sie darum in des Ortsvorstehers Haus gewesen, und auf der Straße, auf dem Acker schrie sie ihm nach:

„Häh, Nikla, wanneh kömmt dän Willelm redur?"

Auch er wußte nichts, zuckte nur die Achseln und vertröstete sie, sah er ihr banges Gesicht und ihre verlangenden Augen, mit seinem steten: „Seid doch net esu gäck, Kathrein, hän kömmt bal redur!"

Nun waren schon vier Wochen in's Land gegangen, das Tannenwäldchen beim Dorf strömte überstarken Harzduft aus, langsam sickernde, bernsteinfarbene Rinnsale thränten die rissigen Stämme hinab, alle Feuchtigkeit schien den Bäumen entwichen; durch die Stille des August-Mittags hörte man das Fallen der Nadeln und das Knistern von Zweigen und Zweiglein. Zu sehr hatte die Sonne ob ihnen gegloſt.

Über die Felder kam mehliger Duft — das Korn war gehauen. In Schwaden lag's am Boden, die Weiber rafften, die Männer banden und setzten die Mandeln auf, und die Kinder, die jetzt frei an der geschlossenen Schulthür vorüber durften, liefen über die Stoppel und sammelten die verstreuten Ähren. Das Dengeln der Sensen an Feierabend, diese eintönige Musik des Dorfes hatte aufgehört, dafür knarrten jetzt am Tag die Ochsenwagen über die zu tennenhartem Lehm gebrannte Straße hinaus, und hott und hahr und Peitschenknall erschütterten die Luft über den flimmernden Feldern. Alles war draußen; nur Kathrein Driesch nicht, die hatte nichts zu ernten. Still saß sie in ihrer Hütte und hörte, war das Rattern der ausziehenden Wagen verstummt, nichts als das Surren der Fliegen und das Knastern des Reisigfeuers im Herd. Sie schürte wie immer, denn wenn er heimkam, sollte er's doch nach seinem ‚Ehs'[1]) finden. Und wie sie so dasaß, lässig die Hände — sie konnte nicht arbeiten, was auch, wozu auch, er war ja nicht da — kamen ihr die Gedanken: Jesus, wenn sie dem Willelm was anthaten? Wie lang hielten sie ihn denn nur da?! Nun glaubte sie dem Nikla nicht mehr — der log ja, trotz seiner grauen Haar! Der wich ihr aus; gestern abend hatte sie's deutlich gemerkt.

Da war sie auf ihn zugelaufen, gerade als er vor'm beladenen Erntewagen her heimschritt, die Heugabel über der Schulter:

„Wanneh kömmt dän Willelm?!"

Er aber hatte den Kopf auf die Seite gedreht und übers Wetter angefangen mit seinem Sohn, dem Matthes, der hinter ihm schritt.

„Häh, Nikla!" War er taub? Sie hatte ihn angepackt, am Hemd, vorn bei der Brust und hatte ihm ins Gesicht geschrien:

„Wanneh kömmt hän?" Nun mußte er's doch hören.

[1]) aise = Geschmack.

Aber statt ihr Antwort zu geben, war er unwirsch geworden:

„Laoßt mech in Ruh,“ und hatte den Ochsen, die unterm Joch die Köpfe gesenkt, mühselig schnauften, mit der Peitsche eins übergehauen. „Häh, häh, Luderzeug, voran, häh, häh,“ und war schnelleren Schritts weitergezogen mit Sohn und Knecht und mit dem Enkelkind hochoben auf den goldenen Korngarben. Und sie hatte ohne Antwort dagestanden und wie tiefsinnig zur Erde auf die weißen Schaumflecken gestiert, die den angestrengten Ochsen aus dem Maule geklezt.

Warum hatte ihr der Nikla nicht Stand gehalten?! Die ganze Nacht hatte sie darum nicht schlafen können, und wenn sie auch fleißig gebetet, Ruhe hatte sie doch nicht gefunden. Sonst hatte der Nikla doch gern mit ihr ein Wort ausgetauscht, nie war er ihr vorbeigegangen! Jäh ward sie des plötzlich inne: auch andere wichen ihr aus. Ihr Nachbar zur Linken, Heid's Josef, dessen Häuschen sich so dicht an das ihre lehnte, als wären die zwei eins, hatte sie nie hinten im Gärtchen Unkraut jäten oder ihren Kappes begießen sehen, daß er sich nicht über den Zaun gelehnt und mit ihr ein Schwätzchen gehalten — und ihre Nachbarin zur Rechten, die Schneidersch, eine Wittib, wie sie, die nur die Hand zum Fenster herauszustrecken brauchte, um an ihrem Fenster zu pochen, hatte auch schon seit Tagen nicht bei ihr angeklopft. Was hatten die denn — sie war sich keiner Unfreundlichkeit bewußt und einen Klatsch hatte sie nicht angefangen — war's etwa wegen dem Willelm?! Jesus, der arme Jung, was hatten sie nur gegen den? Und er hatte das Vieh doch sorgsam gehütet; jede Kuh war ihm lieb, und war ein Ferkel müde, so trug er's heim auf den Armen. Nein, einen so guten Hirten kriegten sie nie wieder, jetzt mußte das arme Vieh immer im dunstigen Stall bleiben, niemand fand während der Ernte Zeit, es in's Freie zu treiben. O je, die würden schon noch einsehn, was der Willelm wert war. Aber so waren die immer gewesen: Ist einer lange in der Fremde drauß, der ist nicht mehr einer von ihnen; und nun gar der Willelm, der besonderer war als alle, den guckten sie scheel an. Mochte auch sein, daß sie ihm das Geld, das er als Rente bezog, wie ein pensionierter Herr, neideten, ihm's vielleicht auch nicht gönnten, daß er dazu noch den Posten als Gemeindehirt gekriegt. Es langte nun so schön für sie beide, nun brauchte sie auf ihre alten Jahre nicht mehr in Tagelohn zu gehen, wie früher — ach ja, was war ihr der Willem für ein Glück! Andre Männer in seinem Alter haben längst Frau und Kinder, aber sie hatte den Sohn noch ganz für sich allein!

In der Stille ihrer Einsamkeit rief sich die Mutter alle Tage des Beisammenlebens zurück. Viel geredet hatten sie nicht miteinander, wenn sie's recht bedachte, der Willelm war ein Stummer; aber zu Zeiten, wenn ihn das

arge Kopfweh plagte, dann hatte er den Kopf an sie gelehnt, wie ein Kind, das sich duckt, und sie hatte ihn gestrichen, immer sacht über den Schädel, immer sacht, und er hatte geschnurrt dabei wie der Kater. Das war schön gewesen. Ach, wenn er nur erst wieder da wär!

Es drängte sie allgewaltig, sie mußte nieder auf die Kniee fallen, hier in der Stube genau so wie in der Kirche, und der heiligen Mutter auf dem höchsten Thron eine Kerze geloben von weißem Wachs, wenn die ihr den Sohn schickte. Unter Thränen, die, ohne daß sie's merkte, ihr über die runzligen Wangen rollten, versprach sie:

„Ech gelowen Dir en Kärz for Deinen Altar, Maria voll der Gnaden! Ech fänken Dir en Kärz an, die soll brennen esu hell, esu hoch, — heilige Maria, Modder Gottes, erhör' mech um Deines Sohnes, um Deines Sohnes willen!"

Inbrünstig wiederholte sie das viele Male.

In der nächsten Nacht glaubte sie seinen Tritt zu hören. Sie fuhr auf, das Herz klopfte ihr hart. Aber die Tritte hielten nicht an, sie trabten vorüber; 's war wohl einer, der spät aus der Wirtschaft nach Haus ging — ach, zu ihr ging keiner ein! Und sie weinte, und ein Verlangen stieg in ihr auf, daß sie hätte hinkriechen mögen, hin auf Händen und Füßen bis wo ihr Sohn war.

Wo war der?! Im Kittchen! Das hatte ihr heute die Schneidersch zugeschrien, als sie's nicht ausgehalten und bei der angeklopft. Im Kittchen — ja, das wußte sie, aber was sollte er da, was machte er da so lang'? Das hatte die Schneidersch auch nicht gewußt — oder wollte die's am Ende nicht sagen? Und warum war er da? Ja, darauf hatte die Nachbarin auch nicht geantwortet, aber sie hatte ein großes Gejammer angefangen über die böse Welt und die schlechten Leut', und sich vielmals bekreuzt: „Gott bewaohr ons, Gott behüt' ons, heilige Modder bitt' for ons — esu en Kerl, esu en Scheusal, nä!" Und dann geseufzt: „Kathrein, ech moß en Dauer mit Eich haon — nä, nä, esu en Kreiz!"

Bei der Schneidersch war kein Trost zu finden gewesen, im Gegenteil, seit Kathrein bei der angepocht, war eine noch verzehrendere Unruh über sie gekommen. Sie trippelte in ihrer Stube hin und her, vom Bett zur Bank, von der Bank zur Truhe, von der Truhe zum Herd, nahm bald dies zur Hand, bald jenes, jetzt den Eimer, dann den Napf, jetzt das Messer, dann den Löffel — es hatte alles nicht Zweck noch Ziel. Im Ställchen hinten meckerte kläglich die vergessene Ziege. Mitten im Trippeln hielt das Weib dann plötzlich an und faßte sich nach dem Kopf; aber sie erinnerte sich nicht der Ziege — was, was hatte die Schneidersch gesagt? ‚Ech moß en Dauer met Eich han' — und ‚esu en Kerl, esu en Scheusal.' Wen meinte die da-

mit? Wer war ein Kerl, wer war ein Scheusal? Ihr Willelm doch nicht gar? Oho! In den sanften Augen der alten Frau begann es zu flammen, sie hob die Faust und schlug an die Stubenwand, daß die nebenan es hören mußte, und schimpfte dabei:

„Frech Mensch, Lügnersch!“

Nein, ihr Sohn war kein Kerl und auch kein Scheusal! Der Gedanke an ihn sänftigte ihren Zorn, aber die Unruh vermochte auch er nicht zu bannen. Wenn sie nur wüßte, warum er so lange nicht wiederkam! Ach, daß er doch jetzt hier wäre, von dem guten Essen kostete, das sie alle Tage frisch für ihn kochte, und das dann doch die Katze fraß, weil er immer noch nicht kam. Sie selber trank nur einen Kaffee, kein fester Bissen mehr wollte ihr die Kehle hinunter, der Hals war ihr wie zugestrickt. Und auf der Brust lag es ihr wie ein Stein; nichts wälzte den mehr ab.

Andere Jahre hatte sie sich mitgefreut, wenn die Erntewagen, schwerbeladen, an ihrer Hütte vorbeischwankten, wenn die Nachbarn das Korn drin hatten, reif und trocken, ohne Ungemach. Mochte jetzt der Himmel sich aufthun und Wasser ohn' Ende herabschütten, daß alles niedergeschlagen ward, wie mit Hämmern, das gelagerte Korn auswuchs und der Bauer wehklagend nur weniges in die Scheuer rettete! Ihr schien das jetzt nichts. Die weißen Wolken, die sich wie feste Ballen zuweilen über'm Bergkopf zeigten, und zu denen der Bauer auf der Flur, die geblendeten Augen mit der Hand schirmend, besorgt aufschaute, schufen ihr keine Sorge. Sonst war sie alle Morgen in die Messe gelaufen und hatte fleißig gebetet um gnädige Bewahrung vor Wettersnot. Mochten jetzt Donner niederdröhnen und Blitze niederfahren und Hagel niederprasseln, dick wie Eier, — warum kam der Willelm nicht?! —

Es war heuer eine gesegnete Ernte. So viel totreifes Korn hatten die Eifeler noch nicht trocken in ihren Scheuern gehabt. Wenn das Wetter nur noch ein wenig hielt, in zwei Tagen würde das letzte geborgen sein!

Das Dorf war froh, alle zweihundert Seelen freuten sich, Mann und Weib, Junge und Mädchen. Selbst die ganz kleinen Kinder grahlten lustig am Feldrain, wo sie die Mütter unter einen notdürftig schattenden Busch neben Trinkkrug und blechernen Eßnapf niedergesetzt, derweil sie emsig ihren Ehemännern halfen. Am müden Abend noch klang Ziehharmonika, und die Mädchen lachten am Brunnen.

Überall hörte die Witwe Driesch von guter Zeit reden. Es trieb sie jetzt auf die Gasse. Wo zwei, drei zusammenstanden, machte sie sich heran — sprachen sie vom Willelm? Ach nein! Enttäuscht fuhr sie zurück, um weiter zu laufen, ruhelos an den Hütten entlang zu streichen, das Ohr lauschend an die kleinen Fenster geneigt: Drinnen Lachen und Tellergeklapper, tiefer Männerbaß,

Weibergeträtsch und Kindergreinen — aber vom Willelm hörte sie nichts. Ihre Augen, die keinen Schlaf mehr fanden, wurden trüb und rot und schauten durch einen Nebel. Weit entrückt schienen ihr die Nachbarn und das Dorf und alles, was ihr bisher vertraut gewesen; sie sah nur deutlich den Weg, auf dem ihr Sohn bald kommen würde, ja, kommen mußte. Er konnte nicht lange mehr ausbleiben!

Die Weiber schauten ihr mitleidig nach, wenn sie, den hagern Rücken gebückt, das graue Haar unordentlich unter der Kappe hervorhängend, mit ihrem Eimer zum Brunnen schlich. Aber sie wich jetzt scheu den halb neugierigen, halb teilnahmsvollen Grüßen aus — was wollten die Weiber mit ihrem dummen Gucken? Nein, sie brauchte jetzt keinen Menschen mehr, sie verlangte nach niemandes Wort, ihr Sohn sollte wiederkommen, den wollte sie haben! In Trotz und Pein kniff sie den Mund fest zusammen und zwang die Frage, die sich ihr trotzdem immer und immer herausdrängen wollte, nieder. Warum fragen?! — Selbst die Heilige, vor deren Altar sie die Steinfliesen mit ihrer Stirn scheuerte, gab ihr die Antwort, die einzige, die sie haben wollte, nicht. —

Am Sonntag abend klang vergnügtes Johlen aus der Schenke. Drin saßen die Männer des Dorfs. Schade, daß ihnen heut der Sonntag dazwischengekommen, sonst hätte man das letzte eingekriegt, nun mußte man morgen noch einmal hinaus, aber: alle Mann heran und die Weiber und größeren Kinder auch, auch die Alten durften sich morgen nicht drücken, dann — juchhei! — dann war's für dies Jahr geschafft! Und wohlgemut wurde noch ein Glas Bier getrunken und noch eins und noch eins.

Auf der Straße spielten die Kinder. Gerade vor der Witwe Driesch Haus hatten sie sich niedergelassen; die zwei Feldsteine, die als Stufen zur Hausthür führten, waren so bequem, für ‚Schinkelches' darauf zu spielen oder auch nur, um da zu hocken, die Hände um die hochgezogenen Kniee gelegt und die Gesichter aufwärts gehoben, und mit gellenden Stimmen in den Insekten-durchsurrten warmen Abend hinauszuschreien:

„Höwerlink, komm,
Schlao mer de Dromm!"

Fest hielt die alte Kathrein ihre Thür und das Fenster geschlossen; der Lärm der Kinder that ihr weh. Sie saß beim Herd, den Kopf mit einem dicken Tuch umwunden, aber sie hörte das Geschrei doch:

„Höwerlink, komm, komm!"

„Willelm, komm, komm!" Beide Arme erhebend, streckt sie die zittrigen, schrumpligen Hände bittend in die Luft. Auch heute war er nicht gekommen.

Jesus Maria, wo er nur so lange blieb? Sonst war er viel länger fort gewesen, ein ganzes Jahr, Jahre, nie hatte sie so nach ihm verlangt; da war's ihm ja gut gegangen, — aber jetzt, wie ging es ihm jetzt?! Eine furchtbare Ungewißheit peinigte sie. Sie hatte noch nie ein Kittchen gesehen, und von denen hier herum war auch noch keiner drin gewesen. Ob er da auch satt zu essen kriegte, ob er auch nicht fror? Wer strich ihm den Schädel, wenn er das Kopfweh hatte?!

„Höwerlink, komm, komm!"

Das Schreien der Kinder schaffte ihr fast körperliche Qual. Zum Fenster humpelnd riß sie's so heftig auf, daß es fast aus seinem verquollenen Rahmen fiel, und schrie hinaus:

„Maacht eich fort hei, maacht!" Und drohte mit der Faust.

Verdutzt standen die Kinder, das waren sie sonst nicht gewohnt, daß man sie hier fortjagte. Das kleinste fing an zu weinen, aber des Heid's Pittchen von nebenan, sich in der Nähe des Vaterhauses sicher fühlend, streckte die Zunge heraus und schrie, in die elterliche Thür retirierend:

„Mordbrenner, Mordbrenner, Eier Willelm es en Mordbrenner, dän gieft[1]) gehänkt!"

„Hau, dän gieft gehänkt," heulte die Kinderschar und stob nach allen Seiten.

Wortlos blieb die Frau; die drohende Faust noch immer erhoben, stand sie am Fenster. ‚Mordbrenner — Mordbrenner — dän gieft gehänkt' — das heulte ihr in den Ohren und schrie gellend aus allen Winkeln. Gehängt?! Ein Schauder überlief sie. Sie würden ihrem Willelm doch nichts zu leide thun? Mordbrenner — der war doch kein Mordbrenner! Es war zum Lachen — Kindergeschwätz! Aber plötzlich ergriff sie eine Todesangst — hatte nicht der Gendarm damals, als er ihn wegholte, auch etwas von ‚Brennen' gesagt?! Sie hatte nie mehr daran gedacht, aber nun fiel es ihr ein — — ‚Brand hat hän angelegt, dän Schubjack' — — wirklich, es war zum Lachen!

„Ha, ha, ha, ha, ha!" Sie lachte, ein tolles Lachen, bei dem sie den Oberkörper zum Fenster herausbog und sich die stechenden Seiten hielt.

Dann schloß sie das Fenster; es war Zeit, zu Bett zu gehn. Aber sie graute sich in der grenzenlosen Einsamkeit ihrer Stube — vor was? — das wußte sie selber nicht. Wenn sie nun einmal den Nachbar zur Linken aufsuchen würde? Zum Heid hatte sie noch das meiste Zutrauen, der war ein gesetzter Mann, kam auch mal in die Fremde, bis Manderscheid und Daun war der schon gewesen. Fragen wollte sie ihn, was denn sein Peter damit gemeint: ‚Mordbrenner' und ‚dän gieft gehänkt' — nein, schlagen sollte er

[1]) wird.

seinen Jungen nicht darum, das Pittchen war kein böses Kind, nur munter, wie alle Kinder.

Schwerfälligen Tritts schlorrte die Alte zur Hinterthür hinaus in ihr Gärtchen. Lieber wollte sie den Josef über den Zaun weg sprechen als vorn herum; so war sie's gewohnt. Und sie trampelte durch ihr Kartoffelbeet, das sich längs des Zaunes streckte, achtlos, daß sie von den blühenden Stauden knickte.

„Häh, Josef pst, pst!"

„Jao, wat dann?" Der Heid hatte gerade das Vieh gefüttert, nun kam er aus dem Stall, in Hemdsärmeln, den bunten Schlips und den gesteiften Kragen, vom Besuch im Wirtshaus her, noch um. „Jao, wat wollt Ihr dann?" Es klang nicht sehr einladend.

Aber sie hatte dessen nicht Acht. Beide Arme auf den Zaun legend, beugte sie sich zu ihm hinüber ganz dicht. Und vertraulich sprach sie, so leise, als ob sie sich fürchte, das Kartoffelkraut zu ihren Füßen und drüben des Nachbars Bohnen könnten es hören:

„Saot, Josef, — Mordbrenner — wat es damit gemaant? Un hänken — gieft heutzudag dann noch jemand gehänkt?"

„Waorum?" Er guckte sie betroffen an.

„No, Eier Pittchen saot, dän Willelm — dän Willelm —" nun kam doch wieder die ungewisse Angst vor unfaßbar und unverständlich Schrecklichem über sie, daß sie's kaum herausbrachte: „dän saot, dän Willelm — mein Willelm gieft gehänkt! Och, saot doch —" verzweifelt faßte sie nach des Mannes Händen — „saot, wanneh kömmt hän redur? Se duhn ihm doch neist?!"

„Hm, jao," — Heid's Josef rieb sich die Nase und kratzte sich dann hinter 'm Ohr — „dat kann mer net für gewiß saon. Dän Willelm sitzt eweil in Unnersuchungshaft, on die Hähren pisacken em. Die kriehn et schons eraus, dat hän dat Feuer angestoch haot."

„Wat for en Feuer?" Die Augen gingen ihr weit auf.

„No, hei dat Feuer im Dorf. Et haot doch in eins fort gebrennt, bal hei, bal dao — thut doch net esu, als ob Ihr dat net wüßt! — on seit Eier Willelm sitzt, duht et doch net mieh brennen, kein einzig Mal mieh. Dat es doch siehr verdächtig!"

„Verdächtig, verdächtig?" stotterte sie.

„Jao, jao, saot sälwer, es et dat dann net? Paaßt uf, Ihr gieft aach noch verhört, on mir all, als Zeugen. De Willelm haot et gedahn, duh es kein Zweifeln dran. Sons hätt' et als längs ehs wieder gebrannt. 'n Aowend!"

Er ließ sie stehen und sprang, mit ein paar großen Sätzen seine Beete überhopsend, dem Haus zu, froh, daß er ihr entronnen.

Sie rief ihm nicht nach; sie sagte kein Wort, keins der Empörung, keins der Entschuldigung. Wie vernichtet stand sie, ihre Hände umklammerten die Zaunstecken. Kalter Schweiß lief ihr über den Körper, und ein schreckliches Frösteln schüttelte sie. Ihr Sohn, — ihr Willelm — der war — der sollte — ja, was hatte er denn eigentlich gethan?!

Es war ihr, als hätte sie einen Schlag vor die Stirn bekommen, sie konnte sich auf einmal gar nichts mehr klar machen, nur das wußte sie: ihr Willelm mußte bald kommen, bald kommen und denen da die Mäuler stopfen.

Stöhnend wankte sie in ihre Hütte zurück. Da war es jetzt ganz nacht, nur das Feuer im Herd warf glimmenden Schein. Der schwarze Kater schnurrte, sie nahm ihn auf den Schoß und strich ihn, daß sein Fell Funken sprühte. Er schnurrte immer lauter und lauter, wie ein Spinnrad — in ihrem Kopf saß das Rad.

Es drehte und drehte sich: Mordbrenner — ihr Willelm war kein Mordbrenner — gehängt — ihr Willelm wurde nicht gehängt — der Gendarm, der Heid waren Esel — ihr Willelm war kein Mordbrenner — es hatte im Dorf gebrannt, seit er fort war, brannte es nicht mehr im Dorf — die Herren würden ihn pisacken, es schon herauskriegen — nein, ihr Willelm war kein Mordbrenner, ihr Willelm wurde nicht gehängt — der Gendarm, der Heid, die Herren vom Gericht, alle waren Esel — nein, ihr Willelm war kein Mordbrenner — aber wie, wie das ausweisen?!

Mit einem Schrei fuhr sie auf, daß der Kater fauchend in eine Ecke jagte. Ihr Willelm war unschuldig, ganz unschuldig, sie, seine Mutter, konnte es beschwören; aber wer, wer glaubte ihr?!

„Heilige Maria, Modder Gottes, erbarm dech! Ech brennen Dir en Kärz an, esu hell, esu hoch — hän es unschullig — hilf, erbarm dech, heilige Maria, Modder, hilf!“

Sie lallte und schluchzte und rang die Hände. Auf den Knieen rutschte sie durch die Stube und schlug die Stirn auf den Estrich. Was sollte sie anfangen, wie konnte sie's ausweisen, daß ihr Willelm nicht der Brandstifter war?!

Die Nacht flog dahin, schon krähten die Hähne, bald würde der Morgen rot in's Fenster schauen. Was sollte sie thun, wie sollte sie ihm helfen?!

„Heilige Maria, voll der Gnaden, gegrüßet seist Du, ech gelowen der —“ — es hatte im Dorf gebrannt, nun der Willelm im Kittchen saß, brannte es nicht mehr, aber wenn — ihre Augen wurden plötzlich ganz stier. Mit einem tiefen Atemzug riß sie die gefalteten Hände auseinander, ihre Lippen hörten auf zu murmeln, sie packte sich an den Kopf und drehte sich herum wie

im Wirbel und wurde dann plötzlich ganz ruhig. Durch das Dunkel ihres zermarterten Kopfes schoß eine Erleuchtung:

Wenn es nun doch, doch wieder brannte?! —

* * *

Sie waren alle auf den Feldern weit draußen. Selbst die Alten und die Kinder waren mit ausgezogen; die Kinder vor den Gespannen her, hüpfend den weißen Staub des Weges aufwirbelnd, die Alten, nachschlurfend, in der Hotte die Säuglinge oder den Laib Brot und den Bierkrug.

Nur das rufende Muhen einer Kuh, die mit vollem Euter im Stall stand, das unzufriedene Meckern einer Ziege, die man beim Haus angepflöckt, das wütende Grunzen eines Schweins, das gern dem heißen Koben entwichen und sich draußen gewälzt, belebten dann und wann die Totenstille des Dorfes.

Noch war es nicht Mittag, aber schon lastete die Sonne schwer, ihre Strahlen hatten förmlich Gewicht; sie drückten alles in den Gärten nieder, die rankenden Bohnen, die breitblättrigen Rüben, das in der Dürre schier herbstlich fahl gewordene Gras. Die zwei enggedrängten Reihen der Häuschen pusteten einander Hitze in's Gesicht; sie waren wie die Backöfen. Alles Gebälk, von Fichtenholz gezimmert, die Thüren und Fensterrahmen schwitzten Harz aus und sperrten, ausgetrocknet bis in's innerste Mark, sich in Fugen. Mitunter kam ein Windstoß, aber er brachte keine Kühlung, er wirbelte nur Staub auf, und die Luft ward dicker wie vorher. Echtes Erntewetter. Der blaue Himmel, leicht angegraut vom staubigen Dunst der mehligen Felder, angeraucht vom heißen Odem der dampfenden Erde.

Aus den Schornsteinen der verlassenen Hütten kräuselte sich kein Rauch; heut kam niemand um Mittag heim, heut kochte man erst abends, wenn das letzte Korn drin. Sorgsam hatten die Hausfrauen vorm Fortgehn das Feuer im Herd gelöscht, mit Wasser die etwa noch schwelende Glut ausgegossen.

Nur bei der Witwe Driesch rauchte es. Sie war die einzige, die daheim; und sie hatte Feuer im Herd wie immer. Ein großes Feuer. Wollte sie Kuchen backen, war der Sohn heimgekommen, daß ihr Schlot so rauchte? Dicke graue Dampfwolken quollen aus dem Schornstein und legten sich schwer über's Dach. Und jetzt that sich die Thür auf, die Hinterthür, bei der das Reisig lag, die Driesch kam heraus, in der einen Hand die Dose mit Streichhölzern, in der andern die Petroleumflasche. Sorgsam goß sie den letzten Rest über die dürre Reisigwelle aus, ein Zündhölzchen strich sie an — hei, die ganze Schachtel fing mit Feuer, sie ließ sie fallen, und die jähe Flamme bedeckte gierig das petroleumgetränkte Gezweig.

Mit großen Augen stand die Alte dabei und sah's brennen. An der Hauswand reckte sich rasch die Flamme empor — knack, schon sprang das Hinterfensterchen von der Hitze, schreiend fuhr der schwarze Kater heraus und jagte mit versengtem Fell in's Weite.

Auch sie ging jetzt davon, langsam, Schritt für Schritt, blieb oft stehen und sah zurück — würde das Feuer auch nicht wieder verlöschen? Eine Angst kam sie an. Hatte sie am Ende nicht sorgfältig genug die im Herd geschürte Riesenglut herausgerissen und in der Stube herumgezerrt? Und Stroh darauf geschmissen und petroleumgetränkte Lappen? All ihr wollenes Zeug, ihr schwarzes Kirchenkleid und das Tuch, noch ein Geschenk von ihrem Mann selig, hatte sie deswegen in Fetzen gerissen. Hatte sie etwa nicht brennende Hölzer genug in's Bett gesteckt, zwischen die Federn der aufgeschnittenen Kissen? Doch, doch, das Bett brannte schon wie eine Fackel, als sie aus der Hinterthür herausgetaumelt war, halb erstickt, mit vor Rauch thränenden, blinden Augen. Ja, ja, sie durfte ruhig sein, es würde schon genug brennen, es würde eine Flamme geben, die alle sahen.

Etwas rascher schritt sie weiter. Auf den Anger wollte sie hinauf; am Bergkopf da würde sie am besten sehen, wie das Feuer höher und höher stieg, das Dach ergriff, das ihr Mann selig zur Hochzeit neu gedeckt, das Haus verzehrte, das der Großvater selig einst gebaut.

Wenn nur niemand zu früh nach Haus kam, wenn die Hütte nur erst recht, recht toll brannte!

Sie beunruhigte sich noch immer. Durch das Tannenwäldchen gedeckt, war das Dorf jetzt ihren Blicken entzogen. Brannte es auch noch, brannte es auch wirklich noch?!

Sie rannte und keuchte bergan. Nur herauf zum Anger, voran, oben, da konnte sie sehen, da — — —

„Ha!" Ein Schrei wahnwitziger Freude entstieg gellend ihrer Brust. Da lag das Dorf ihr zu Füßen. Eine Rauchwolke lagerte dick über ihm. Aber jetzt — jetzt — ha — jetzt schoß es rot aus der Wolke, sie teilte sich, ein wirbelnder Wind blies darein. Feurige Zungen leckten empor, riesengroß, freudenhell, und leckten nach rechts und leckten nach links, und stießen zusammen, vereinten sich, flossen ineinander über, und wurden noch länger, noch breiter, wurden zu einem feurigen Band, das sich immer mehr und mehr entrollte, schnell abwickelte, wie von einem Knäuel.

Weit aufgerissenen Auges stierte die Frau: Jeses, Jeses, das war ein Feuer, das war ein Feuer!

Es war längst nicht mehr die Hütte der Driesch allein, die da brannte. Von Dürre und Sonnenglut ausgetrocknet, waren die Strohdächer aufgeflogen

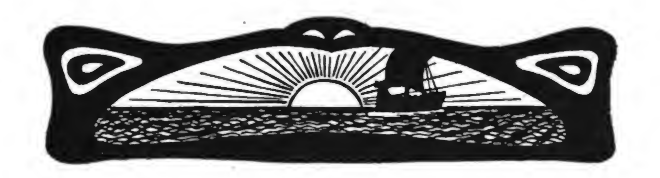
gleich Zunder. Jetzt brannten schon der Hütten vier, fünf. Aber noch nicht genug hiermit; der Wind machte sich dahinter, ein Samum blies die Flammen an. Die eine ganze Reihe des Dorfes hinunter fegte der Brand, mit gespenstischer Eile sprangen Flämmchen von Giebel zu Giebel. Wie Matten, von geschäftiger Hand zusammengerollt, krempelten sich die Strohdächer um — erst sengten sie, erst schwelten sie, aber dann — hui — das totreife Getreide, jedes Korn ein Funken, puffte wie Pulver in die Höhe und sprühte Feuergarben in die Luft. Ein stinkender Rauch stieg zum Himmel empor und verdunkelte den Tag; aus den Ställen tönten die verzweifelten Stimmen der eingesperrten Tiere.

Kathrein Driesch hörte nicht das Jammergebrüll der Verbrennenden. Sie hörte nicht das Geschrei, das plötzlich hinten weit, von den Feldern her, wie im Alarm zu ihr drang. Sie hörte nicht das Krachen von Balken und Mauerwerk; sie sah nur, sah triumphierenden Blickes ein wildes, wogendes Flammengetümmel, eine Glut, riesengroß, den Sonnenglanz löschend mit ihrem Rot, eine Fackel, riesenhoch, vom Wind geschwungen, lodernd himmelan, bis vor des Allerbarmers ewigen Thron.

Die Mutter fiel in die Kniee nieder auf den Anger, auf das grüne Weideland der Herde und breitete ihre Arme weit und schlug sie wieder zusammen, als drücke sie schon jemand an die Brust, und weinte und lachte, und hob die zitternden Hände hoch empor über ihr greises Haupt, und schrie lauter als die hundert Stimmen der herbeistürzenden Dörfler, schrie's hinein in's Angstgebrüll der Tiere, in's Stürzen der Balken, in's Prasseln der Flammen:

„Mein Willelm, jetzt kömmt hän, jetzt kömmt hän!"





Universität und Volksschullehrer.

Von

W. Rein.

Die Parallele zwischen dem vierten Stand und dem Volksschullehrerstand liegt nahe. Mehrfach ist schon darauf hingewiesen worden mit einer gewissen inneren Berechtigung. Beide Stände gehören zu den aufstrebenden, zu den kämpfenden, zu denen, die sich auch einen Platz an der Sonne erstreiten wollen. Ihr Ziel ist ein doppeltes: Verbesserung ihres materiellen Daseins und größere Teilnahme an den geistigen Gütern der Nation, an Wissenschaft und Kunst. Dabei stellt sich allerdings ein tiefgreifender Unterschied heraus. Im Ringen des vierten Standes laufen die beiden Zwecke in ein höheres Ziel aus: in das Streben nach politischer Macht, nach direkter Beeinflussung des politischen und wirtschaftlichen Lebens des Volkes durch zielbewußte Vertretung der Arbeiterinteressen im Parlament. All' das liegt dem Lehrerstand durchaus fern. Die wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung in Musik und Zeichnen steht bei ihm im Vordergrund. Die finanzielle Ausstattung soll nur dazu dienen, ein sorgenfreies Dasein zu gewähren als notwendige Vorbedingung für Ertüchtigung der Innerpersönlichkeit in der Ausübung des Berufs. Dabei ist der Blick allerdings auch auf das Volksganze gerichtet, aber doch nur indirekt. Durch die Beeinflussung der heranwachsenden Generation, von welcher 95 Proz. der Volksschule anvertraut werden, geht gewiß eine Wirkung in das Volksleben über. Doch ist die Schule nur ein Faktor unter anderen und ihre Thätigkeit ist, wie gesagt, nur auf den unmündigen Teil der Nation gerichtet.

Immerhin spielt sie im geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Leben des Volkes eine so große Rolle, daß es für den Staatsmann und den Volksfreund

eine naheliegende Aufgabe erscheint, zuzusehen, welche Strömungen in dem Stande derer herrschen, denen die Führung unserer Volksschuljugend anvertraut ist, da von ihrem Geiste und ihrem Streben so viel abhängt.

Unter diesen Strömungen ist gegenwärtig offenbar die stärkste diejenige, welche auf die wissenschaftliche und künstlerische Durchbildung gerichtet ist. Der Gründe hierfür sind mehrere. In materieller Beziehung sind für die Lehrer in den deutschen Staaten im letzten Jahrzehnt beinahe überall nennenswerte Fortschritte gemacht worden, so daß die Möglichkeit gegeben ist, den Blick höher zu richten. Ferner ist nicht zu verkennen, daß mit der Wiederaufrichtung des Reiches ein neues, frisches, vorwärts drängendes Leben in unserem Volke erwacht ist, das sich auf allen Gebieten kultureller Arbeit bethätigt. Damit hat auch unsere Volks- und Fortbildungsschule allenthalben eine innere Belebung und Hebung erfahren. Volksbildungs-Vereine, Volkshochschul-Kurse u. s. w. haben ihre Thätigkeit entfaltet, ein Zeichen dafür, wie ein lebendiges Streben nach Ausbreitung und Vertiefung der Bildung durch das gesamte Volk hindurch geht. Von dieser Strömung ist natürlich auch der Lehrerstand ergriffen worden. Er will nicht zurückbleiben hinter den Forderungen und Bedürfnissen der Gegenwart. Er fühlt, daß die bisherige Seminarbildung letzteren nicht gerecht wird und ist deshalb besorgt, daß sich eine Kluft aufthue zwischen der bürgerlichen Bildung und dem Bildungsgrad des Lehrerstandes. Endlich mag wohl auch ein Einschlag egoistischen Beigeschmacks mitspielen in dem Gedanken, daß erhöhte Bildung auch eine höhere soziale Stellung und Einschätzung mit sich führt. Wer aber wollte diese Hilfe verschmähen, solange sie nicht als das führende Motiv sich vordrängt und das unmittelbare Interesse an Wissenschaft und Kunst in ein mittelbares verwandelt?

Bei dem lebhaften Drang der Lehrerschaft, sich innerlich für den verantwortungsvollen Beruf recht tüchtig zu machen, ist es nun leicht erklärlich, daß sich ihr Blick auf die Zentralstätten der geistigen Bildung, auf unsere Universitäten, richtete. Von ihnen wurde die Hilfe erwartet; mit ihnen suchte man Verbindung herzustellen; auf sie konzentrierte sich alle Sehnsucht, höhere Stufen des Wissens und der Bildung zu erklimmen.

Und weiterhin war es natürlich, daß man den Besuch der Universität in den geregelten Bildungsgang des Volksschullehrers organisch einzufügen bestrebt war.

Hierbei traten sich nun zwei Auffassungen scharf gegenüber. Die eine ist die radikal-utopistische, die andere die reformerische, welche an das geschichtlich Gewordene anknüpft und von hier aus die Verbesserung sucht.

Die erste Ansicht ist radikal, weil sie mit dem bisherigen Bildungsgang vollständig brechen und die Präparanden-Anstalten und Lehrer-Seminare be-

seitigen will. Sie verlangt, daß der künftige Lehrer eine neunklassige höhere Lehranstalt besuchen und dann die Universität durchlaufen soll, so wie der Geistliche, der Jurist u. s. w. Diese Ansicht ist zugleich utopistisch. Zunächst wirtschaftlich betrachtet. Der Staat wird nicht ohne weiteres das große Kapital, das in den Präparanden-Anstalten und Lehrer-Seminaren angelegt ist, aufgeben. Und wo sollen die gewaltigen Summen herkommen, die nötig sind, um sämtlichen akademisch durchgebildeten Volksschullehrern ein entsprechendes Auskommen zu geben? Oder glaubt man, daß der geforderte Bildungsgang mit der jetzigen Besoldungsskala im Einklang sich befinde? Aber ferner ist auch zu bedenken, daß unsere Universitäten in keiner Weise vorbereitet sind, die Ausbildung der etwa 12000 Volksschullehrer, die in jedem Jahr neu hinzukommen, zu übernehmen. Man denke nur an die 200 Übungsschulen, die jetzt zu diesem Zwecke da sind, verlegt an die Universitäten!

Aber ob es auch ein Glück für unser Volkstum wäre, wenn die geforderte Einrichtung jetzt durchgeführt würde? Die Befürchtung liegt nahe, daß die Kluft zwischen dem auf akademische Höhe hinaufgeführten Lehrer und dem Volksleben eine ähnliche werden würde, die nur zu häufig heute den Pfarrer von seiner Gemeinde trennt. Der Gedanke liegt nahe, daß die radikal-utopistische Auffassung weniger aus den Bedürfnissen und Aufgaben unseres Volkslebens als einseitig aus dem Wunsche nach Hebung des Volksschullehrerstandes entsprungen ist.

Ihr gegenüber stellt sich eine zweite Auffassung auf dem Boden des Gegebenen, d. h. sie hält an der Einrichtung der Lehrer-Seminare fest, um so mehr, als diese pädagogischen Fachschulen einer weiteren Ausbildung und Verbesserung fähig sind, sowohl nach unten, wie nach oben hin. Nach unten hinsichtlich der Aufnahme besser vorbereiteter Schüler, als dies bisher der Fall war; nach oben hinsichtlich der schärferen Betonung des pädagogischen Charakters der Seminare. Nach beiden Seiten hin hat man ja in Preußen kürzlich sehr beachtenswerte Fortschritte gemacht.[1])

Hier, in unseren Lehrerseminaren kann in vortrefflicher und zweckentsprechender Weise der Stamm unserer Volkslehrer ausgebildet werden, weit besser und geeigneter, als es unsere Universitäten zu leisten vermöchten. Denn man möge nie vergessen, daß zum Lehrerberuf nicht nur Wissen und Können, sondern vor allem Liebe zur Jugend und Liebe zu unserem Volk gehören. Beides will zusammen sorgfältig und individuell geweckt und gepflegt werden. Das sollen die Lehrerseminare, pädagogischen Familienverbänden vergleichbar, leisten. Und sie werden es, wenn sie in Analogie zu letzteren eingerichtet, unter

---

[1]) S. Prof. Vogt, Die neue Preußische Seminar-Reform. Dresden 1902.

tüchtiger Leitung stehend, nicht die reine Wissenschaft allein, sondern unser Volksleben mit all seinen Ansprüchen und Forderungen vor Augen haben. Die Universitäten müssen immer in erster Linie auf die Wissenschaft gerichtet bleiben; hier liegt ihr Haupt-Ziel. Mit ihr verbindet sich die Lehre als weitere Aufgabe im engen Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Forschung.

Beides soll auch der Bildung des Volksschullehrerstandes zu gute kommen. Darüber kann kein Zweifel herrschen. Die Thore der Universität sind auch ihm zu öffnen. Dafür hat die Chemnitzer Versammlung unter Führung von Professor Rehmke-Greifswald sich einstimmig ausgesprochen. Es fragt sich nur, in welcher Weise. Hier sind verschiedene Wege denkbar und gangbar. Auf Grund einer mehr als 50jährigen Erfahrung an den Universitäten in Leipzig und Jena vertrete ich folgende Vorschläge, in denen die Verbindung von Universität und Volksschullehrerstand organisiert erscheint:

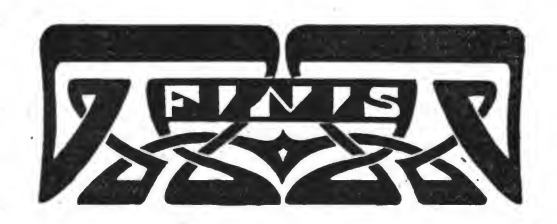
1. Auf Grund der abgelegten Staatsprüfung ist strebsamen und tüchtigen Volksschullehrern der Besuch der Universität zu gestatten. Nach einem mindestens zweijährigen Besuch der Universität kann eine Prüfung den Abschluß der Universitäts-Studien gewähren, wie dies in Leipzig und Jena der Fall ist. Aus der Zahl der so durchgebildeten Lehrer werden die Seminarlehrer, Rektoren, Schulinspektoren u. s. w. gewählt.

   Damit aber der studierende Volksschullehrer den Zusammenhang mit seinem Beruf, Volkserzieher zu sein, nicht verliere, muß an allen Universitäten ein selbständiger Lehrstuhl für Pädagogik mit pädagogischem Seminar und Seminar-Übungsschule vorhanden sein, wie dies gegenwärtig in Jena (früher auch in Leipzig) der Fall ist.
2. Die Universität richtet Vorlesungen für Volksschullehrer ein, die im Winter-Halbjahr an den Sonnabend-Nachmittagen abgehalten werden. Diese Einrichtung besteht in Jena seit dem Jahre 1898.
3. Die Universität richtet im Sommer-Halbjahr „Ferienkurse“ ein, an denen sich Volksschullehrer beteiligen können. Diese Einrichtung besteht in Jena seit dem Jahre 1889.
4. Dozenten der Universität halten in den Städten der Umgebung Kurse für Volksschullehrer ab, wie dies z. B. seit mehreren Jahren in thüringischen Städten (Gotha, Eisenach, Erfurt, Arnstadt, Hildburghausen, Nordhausen, Mühlhausen, Coburg, Schmalkalden, Zelle St. Bl. u. s. w.) geübt worden ist. (University Extension.)

So würde also für die Verbindung der Universität mit dem Volksschullehrerstand in vierfacher Weise gesorgt sein. Daß diese vierfache Verbindung möglich ist, zeigt das Beispiel von Thüringen und Jena, das bereits vielfache

Nacheiferung gefunden hat. Die wichtigste Einrichtung freilich, die wir unter Nr. 1 charakterisiert haben, bleibt vorläufig noch ein frommer Wunsch. Aber es wird die Zeit kommen, wo man über Vorurteile und falsche Anschauungen hinweggehend den Problemen der Volkserziehung im weitesten Sinne, die sich mit der Weitergabe der geistigen Güter an die heranwachsende Generation beschäftigen, die gleiche Sorgfalt zuwenden wird, wie sie bisher der Bewegung der wirtschaftlichen Güter zu teil geworden ist.

Zusammenfassend aber möchte ich das Verhältnis zwischen Universität und Volksschullehrerstand dahin bestimmen, daß unsere Hochschulen nicht die Ausbildung zu übernehmen, wohl aber für die Fortbildung der Lehrer zu sorgen haben. Durch diese neue Aufgabe werden die Universitäten ihren Einfluß in ungeahnter Weise ausbreiten können, die Lehrerschaft aber wird in ihrem idealen Streben und in ihrem geistigen Gehalt eine Förderung erfahren, wie sie von keiner anderen Seite in so tiefgehender Weise ausgeübt werden kann.





Die Bedeutung des Zuckers im Welthandel.

Von

A. Pohlman.

Im Frühjahr des verflossenen Jahres tagte in Brüssel eine Konferenz, auf der die Hauptländer der Rübenproduktion und des Konsums, mit Ausschluß Rußlands, sich dahin verständigten, die bisher gewährten offenen Exportprämien auf Zucker vom 1. September 1903 an abzuschaffen und nicht mehr als Mk. 4,80 Einfuhrzoll über die inländische Verbrauchsabgabe hinaus zu erheben.

Damit ist eine Periode internationalen Wirtschaftskampfes zum vorläufigen Abschluß gekommen, auf die sich ein Rückblick wohl lohnt, selbst für den Nichtfachmann, weil sich sehr interessante Schlüsse daraus ergeben auf andere Zweige menschlichen Produktionsfleißes, sowie auf die Wirkung einer mit dem größten Raffinement betriebenen Hochschutzzoll- und Prämienpolitik.

Es giebt keinen Artikel, an dem sich die durch mächtige Interessentengruppen beeinflußte zoll- und steuerpolitische Gesetzgebung in den verschiedenen Ländern mehr versucht hätte als am Zucker; aber auch bei keinem hat diese Politik ein kläglicheres Fiasko aufzuweisen. Anders kann man es kaum nennen, wenn Staaten übereinkommen, eine Sache abzuschaffen, die sie bisher für äußerst nützlich hielten, und die aufzubauen sie keine Mühe und Arbeit gescheut haben. Ist somit die Entwickelung auf diesem Gebiete ein schwerer Schlag für die Hochschutzzöllner, so zertrümmert sie auch ferner noch einige fundamentale Irrtümer, die sich in der öffentlichen Meinung in bezug auf die Konkurrenzfähigkeit alter und neuer Länder eingeschlichen haben.

Zunächst hierauf eingehend, wollen wir dann die Entwickelung auf den 3 Hauptgebieten, Produktion, Handel, Konsum, verfolgen von der Zeit, wo sie anfängt, interessant zu werden.

Fast alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse, mit Ausnahme der viehwirtschaftlichen, haben in den letzten Dezennien einen Preisrückgang erfahren, und bei fast allen ist die Entwickelung die gewesen, daß die neuerschlossenen Länder jenseits der Meere oder in den Steppen des Ostens sich so wirksam auf die Herstellung solcher Produkte geworfen haben, die früher gewissermaßen ein Privileg unserer heimischen Landwirtschaft bildeten, daß sich ziemlich allgemein die Ansicht festgesetzt hat, diese Superiorität der neuen Länder dem alten Europa gegenüber läge nun einmal in den Verhältnissen begründet, und nur durch einen starken Zollschutz seien unsere Produzenten vor dem gänzlichen Ruin zu retten.

Man sagt, es läge doch auf der Hand, daß ein Land wie Deutschland mit seinem teuren Grund und Boden, der dazu noch sorgsamster Pflege und starker Düngung bedarf, mit den immer steigenden Ansprüchen der Arbeiterschaft und der höheren Lebenshaltung aller Schichten, nicht, ohne diese gänzlich herunterzudrücken, mit den Kolonien und den Steppen konkurrieren könne, denn dort seien die Produktionsbedingungen viel günstiger als bei uns: ungeheuere Strecken jungfräulichen Bodens, namentlich aber eine auf niedrigster Kulturstufe stehende, und mit kärgstem Lohn zufriedene Arbeiterbevölkerung, häufige Entwertungen der Valuta resp. Silberwährung, oder auch maschineller Großbetrieb, wie er sich, wenigstens für unsere bäuerliche Bevölkerung, nicht eignet.

An dieses Dogma glaubt nicht nur alles, was mit der Landwirtschaft zusammenhängt, sondern auch ein großer Teil der städtischen Bevölkerung, und doch versagen die obigen Argumente aufs Kläglichste, wenn man sie auf die Zuckerproduktion anwendet. Hier sehen wir das alte Europa, allen voran unser eigenes Vaterland, einen Produktionszweig aufnehmen, der bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nahezu ein Privilegium der Tropenländer war, und zwar mit einem derartigen Erfolge, daß der Schwerpunkt der Zuckergewinnung und damit auch des Zuckermarktes innerhalb 30 Jahre von den Kolonien nach Deutschland verlegt und der Wert innerhalb der letzten 25 Jahre von 27 Mk. auf 6 Mk. herabgedrückt worden ist.

Weder das jungfräuliche Land, noch die Anspruchslosigkeit der Kulis und der Neger, noch die Üppigkeit der Tropenvegetation haben es vermocht, den Siegeszug der auf jahrhundertlang erschöpftem Boden, mit einer „anspruchsvollen“ Arbeiterbevölkerung, unter mäßigen klimatischen Verhältnissen erzeugten Rübe Einhalt zu thun. Dieser Zweig unserer Landwirtschaft ist nicht nur nicht von den Kolonien ruiniert worden, sondern hat diese in Krisen gestürzt, gegen welche die unsrigen nur ein schwacher Abglanz sind; denn was bedeutet ein

Preisfall von 23 Mk. auf 15, wie beim Weizen, gegenüber einer Entwertung von 27 Mk. auf 6, wie beim Zucker. Um sich in die Lage und die Stimmung der ruinierten Pflanzer in Cuba, Westindien und Brasilien zu versetzen, müßten unsere Landleute sich einen Preis von 5 Mk. für den Doppelzentner Weizen vorstellen.

Wenn nun der brasilianische Zuckerbauer nach einem Grund sucht, weshalb er von seinen deutschen Kollegen ruiniert wird, so nützen ihm die oberflächlichen Argumente des letzteren sehr wenig; denn die passen nur auf den umgekehrten Fall, wo der Deutsche durch den Fremden ruiniert wird. Er kommt ganz von selbst auf den einzig richtigen Grund, weshalb er (wenigstens soweit) seinen europäischen Konkurrenten erlegen ist. Es ist das Mittel, welches überall — von klimatischen Verhältnissen abgesehen — im Wettbewerb der Produzenten zum Siege geführt hat und auch ferner zum Siege führen wird: höchste Ausnutzung aller wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften in der Fabrikation wie im landwirtschaftlichen Betrieb.

Welche Umwälzungen hierdurch in der Herstellung von Zucker hervorgerufen worden sind, zeigt ein kurzer Rückblick auf die Produktionsgeschichte des Artikels. Wie schon erwähnt, fand die Zuckererzeugung noch vor 50 bis 60 Jahren fast ausschließlich in den Tropenländern statt. Man hatte, namentlich zur Zeit der napoleonischen Kriege, als unter der Continentalsperre der Zucker ein nur den Reichsten zugänglicher Luxusartikel wurde, weitgehende Versuche mit der Gewinnung des Zuckers aus Rüben gemacht, besonders in Frankreich; doch waren die Erfolge Jahrzehnte hindurch nur recht mäßig, und in 1840 produzierte Deutschland nur erst 8000 Tonnen Rübenzucker, ein Quantum, das bei der nach Millionen Tonnen zählendenden Rohrzuckerproduktion von gar keiner Bedeutung war.

Da entstand dem deutschen Rübenbauer ein mächtiger Bundesgenosse im deutschen Professor; ja man kann getrost sagen, daß der Sieg der deutschen Rübenkultur nicht mit Hacke und Pflug, sondern im Laboratorium mit Reagensglas und Polariskop erfochten worden ist. Ein vegetabilisches Produkt und doch wie ein Mineral kristallisierend und das polarisierte Licht beeinflußend, bot der Zucker der rapid aufstrebenden Chemie ein äußerst dankbares Feld, sich in praktischer Weise zu bethätigen. Jede neue Fabrikanlage bedeutete eine Verbesserung des Verfahrens. Man ging vom Kochen in offenen Pfannen über zum Vakuum-Apparat, vom Pressen der Rüben zur Diffusion, und schließlich entzog man durch das Osmoseverfahren dem sonst recht wertlosen Syrupsrückständen so ziemlich den letzten Rest von krystallisierbarem Zucker, der in der Rübe überhaupt vorhanden war.

Hand in Hand hiermit ging eine nach strengsten wissenschaftlichen Prinzipien mit größtem Raffinement und mit beispiellosem Erfolg ausgeführte Züchtung

der Rübe selbst auf ihren Zuckergehalt hin. Man entnahm den auf den Feldern stehenden Rüben kleine Proben, untersuchte sie auf ihren Zuckergehalt und ließ die zuckerreichsten zur Saatgewinnung stehen. Dadurch und durch sorgfältigste Zuchtwahl hat man es dahin gebracht, daß sich der Zuckergehalt der Rüben im Laufe der letzten 30 Jahre von 8 Proz. auf ca. 14 Proz. gehoben hat. Auf 447606 Hektar erntete man in Deutschland in 1900/1 nahe an 2 Mill. Tonnen Zucker. Dieselbe Fläche hätte damals nur ca. 1 150 000 Tonnen ergeben.

Das sind die Mittel gewesen, mit denen die Rübenproduzenten den Weltmarkt erobert haben. Denn wie sah es zur selben Zeit in den alten Rohrzuckerländern aus?

Als der Verfasser in den siebziger Jahren nach Brasilien ging, herrschten dort noch die allerprimitivsten Zuckergewinnungsmethoden. Auf Cuba, Java, Mauritius und den englischen westindischen Besitzungen hatte man allerdings schon den Anfang gemacht, Kristallzucker im Vacuum herzustellen, aber diese Qualitäten bildeten nur einen verschwindend kleinen Teil der Weltproduktion.

Sonst war die Herstellungsweise die folgende: Das Rohr wurde auf Walzen mit Dampf- oder auch noch Pferdebetrieb zerquetscht, ein Verfahren, das von den 14 bis 18 Proz. Zucker, der sich im Rohre befindet, meist nur 7 und 8 Proz. herausholte. Und dieser kleine Prozentsatz wurde noch verdorben durch die weiter angewandten Methoden des Kochens. Da gab es Pflanzer, die einfach den Saft einkochten, bis er dick war und zu einer schwarzen klebrigen Masse wurde, aus der die europäischen Raffinerien nur mit Mühe 50 bis 60 Proz. reinen Zucker herzustellen im stande waren. Eine bessere Methode war schon, den Saft durch Umfüllen in verschiedene Pfannen langsam einzudicken, mit einem Zusatz von Kalk zu klären, in Zuckerhutformen zu füllen und den Syrup heraussickern zu lassen. Dadurch wurde ein hellbrauner, kleinkörniger aber sehr wohlriechender Zucker, die sog. Muscovade, erzielt, der lange Zeit den Hauptbestandteil der Weltproduktion bildete. Eine Vervollkommnung dieses Verfahrens bedeutete das sog. „claying", d. h. der Zucker wurde in den Formen mit einer Schicht Lehm oder Thon bedeckt, der ca. 4 Wochen lang angefeuchtet wurde. Die durchsickernde Feuchtigkeit reinigte mit dem abfließenden Syrup den Zuckersaft derartig, daß die oberen Schichten der Form ganz weiß wurden, sich nach unten hin bis zur hellbraunen Farbe abstufend. Der so hergestellte weiße Zucker pflegte dann direkt ohne weiteren Reinigungsprozeß in den einheimischen Konsum der Rohrzuckerländer überzugehen, während die braunen Sorten zur Verschiffung nach Europa kamen, um in den hiesigen Raffinerien für den verwöhnteren europäischen Konsum hergerichtet zu werden.

Man sieht, das alte koloniale Verfahren der Zuckergewinnung war ein recht primitives. Im besten Falle erzielte man ca. 50 Proz. des im Rohre

enthaltenen chemisch reinen Zuckers und dennoch ist es z. B. in Brasilien noch heute das vorwiegende. Cuba, Westindien und Java, die Hauptrohrzuckerproduzenten, sind allerdings schon in überwiegendem Maße zu den modernen Betrieben übergegangen, aber selbst dabei ist es nur in vereinzelten Fällen gelungen, dem Rohre mehr als 12 Proz. Zucker zu entziehen. Das einzige Verfahren, welches eine höhere Ausbeute zu erzielen im stande wäre, ist die Diffusion, deren Anwendung in der Rübenzuckergewinnung geradezu epochemachend gewesen ist. Aber seiner allgemeinen Einführung in den Rohrländern stehen soweit noch recht eigentümliche Schwierigkeiten im Wege, die weniger im Charakter des Rohres als in den allgemeinen Verhältnissen liegen. Das Diffusionsverfahren erfordert sehr viel Wasser, und das ist in den Tropen gerade zur Erntezeit nicht immer in gewünschter Menge und Reinheit vorhanden. Ferner bildet beim alten Verfahren der Rohrabfall, kraft des noch darin enthaltenen Zuckers ein vorzügliches Brennmaterial, während die aus der Diffusion übrig bleibenden Schnitzel sich nur nach weitläufigen Manipulationen dazu eignen. Wenn es nun auch wenig rationell scheint, Zucker zu verbrennen, um Zucker zu gewinnen, so muß man auf der anderen Seite berücksichtigen, was der Transport von Kohlen und anderen Brennmaterialien bis ins Innere der Kolonien kostet, um die Ersparnis zu ermessen, die in der Benutzung der Rohrabfälle der Diffusion gegenüber liegt.

Ein weiteres allerdings recht merkwürdiges Hindernis für die Durchführung der Diffusion in den Tropenländern ist die wenig prompte und zuverlässige Rechtspflege. Das Diffusionsverfahren setzt eine durchaus regelmäßige und gewissenhafte Rohmateriallieferung voraus, und die ist in den Tropen nur in sehr seltenen Fällen durchzusetzen. Hieran sind viele Versuche einfach gescheitert. Wenn ein Pflanzer die Laune hat, einmal nicht zu liefern, so thut er es eben nicht, und in den wenigsten Fällen wird sich die Fabrik an ihm schadlos halten können.

Schließlich erfordern diese modernsten, auf die höchsten Leistungen berechneten Maschinen noch eine durchgebildete Arbeiterschaft, und es wird noch einige Zeit darüber hingehen, ehe die Kulis und die Schwarzen diesen Ansprüchen genügen. Dem Verfasser sind zahlreiche Fälle bekannt, wo Pflanzern sehr schöne deutsche Dampfmaschinen mit garantierter Kohlenersparnis von 50 Proz. gegenüber den gangbaren englischen Maschinen angeboten und doch nicht gekauft wurden mit dem Bemerken: sie sind zu kompliziert, ich brauche eine Maschine, die der Neger nicht kaput machen kann.

Man sieht an diesem Beispiel: intensive technische Leistungen sind je lohnender je durchgeschulter ein Volk und je geordneter die Verhältnisse. Jeder allgemeine Fortschritt in den Kolonien, jede neueröffnete Bahn, jede

Verbesserung der Rechtspflege, jeder Bildungsfortschritt, beim Pflanzer in Erkenntnis seiner wahren Interessen, beim Neger in Handhabung der Maschinen, bedeutet daher eine Stärkung der Konkurrenzfähigkeit der Kolonien dem Rübenbau gegenüber und dahin marschieren wir.

Dadurch hat auch dasjenige Tropenland, das diesen Vorbedingungen am meisten entspricht, die größten Erfolge aufzuweisen. So hat sich die Zuckerproduktion auf Java in den letzten 12 Jahren trotz des ununterbrochenen Preisfalles von 367 000 Tonnen auf 767 000 Tonnen gehoben, und Cuba ist auf dem besten Wege zu folgen.

Nur in einem Punkte setzt die Natur des Zuckerrohres dem Fortschritt größere Schwierigkeiten entgegen als die Rübe, und das ist in der Züchtung besserer Qualitäten.

Es ist bisher noch nie gelungen, das Rohr durch Aussaat fortzupflanzen. Seit undenklichen Zeiten wird es durch Stecklinge vermehrt, und es ist noch garnicht so lange her, daß man die Praxis befolgte, das beste Rohr zu vermahlen und das schlechteste zur Fortpflanzung zu benutzen. Zeitweilig geschieht zwar eine Neuauffrischung durch Einführung von Stecklingen aus anderen Kolonien, aber das ist nur ein Mittel, das Rohr vor gänzlicher Entartung zu schützen, eine wesentliche Erhöhung des Zuckergehalts ist nicht zu erzielen. Einige wollen wissen, daß dieser überhaupt im ganzen eher zurückgehe als umgekehrt.

Sollte es der Wissenschaft gelingen, einmal eine keimfähige Saat des Rohres zu erzielen und dadurch die Aussicht auf rationelle Züchtung und Kreuzung zu eröffnen, so würde das für die Rohrzuckerindustrie eine ungeahnte Stärkung bedeuten.

Aus alledem sieht man, daß eine völlige Verdrängung des Rohrzuckerbaues, wie ihn einige Heißsporne unter unsern Zuckerindustriellen anstreben, kaum zu erreichen sein wird. Man hat in den Tropen zwar schwer unter dem ungeheuren Preissturz gelitten, den das Auftreten der Rübenindustrie verursacht hat, aber man ist weit davon entfernt, die Flinte ins Korn zu werfen. Gerade die ungünstigen Konjunkturen sind der Ansporn zur Einführung rationellen Betriebes und moderner Verbesserungen gewesen. Es ist nicht, wie man bei uns im agrarischen Lager meist behauptet, daß hohe Preise für seine Erzeugnisse den Landmann zur Einführung besserer Methoden, überhaupt zum wirtschaftlichen Fortschritt, veranlassen. Das mag bei einzelnen intelligenten Köpfen der Fall sein, aber beim Durchschnitt nicht. Als die brasilianischen Pflanzer 25 und 30 Mark für den Zentner Zucker bekamen und so viel Geld verdienten, daß der „reiche Brasilianer“ schon eine typische Figur in unserer Romanlitteratur wurde, da dachten sie nicht daran, von der Produktionsweise

abzugehen, die schon ihre Großväter betrieben hatten. Erst als die Not an die Thür pochte, und die Preise auf 20, 15, 10 und 6 Mk. sanken, da schritt man zur Verbesserung der Betriebe, und wenn in dieser Beziehung heute Brasilien noch weit hinter Cuba und Java zurücksteht, so liegt das eben wieder daran, daß der große einheimische Konsum Brasiliens für den auf altmodische Weise hergestellten Konsumzucker fast durchweg unverhältnismäßig hohe Preise bezahlt, d. h. durch einen hohen Schutzzoll zu bezahlen gezwungen wird. Nur diesem „Schutz der nationalen Arbeit" ist die Rückständigkeit dieses Produktionszweiges zuzuschreiben. Wo, wie auf Cuba und Java, der einheimische Konsum der Produktion gegenüber nichts zu bedeuten hat, wo also lediglich für den Weltmarkt produziert wird, da sind die größten Fortschritte zu verzeichnen.

Es ist vielleicht nicht uninteressant, an konkreten Zahlen einmal den Gang der Gesamtzuckerproduktion zu verfolgen seit der Zeit der beginnenden Krisis, d. h. von der Zeit an, da die großen Rübenernten anfingen, ihren Einfluß auf den Weltmarktpreis auszuüben. Das war in den Jahren 1883/4. Bis dahin bewegten sich die Rübenzuckerpreise zwischen 20 und 27 Mk. (in 1877), Exportpreis Hamburg. Da überschritt Deutschland im Jahre 1884/5 die Produktionsziffer von 1 Million Tonnen; und nun entwickelte sich folgendes Verhältnis von Weltproduktion und Preis, das in mancher Hinsicht bezeichnend ist.

Saison	Rohrzuckerproduktion in 1000 t von 1000 kg	Rübenzuckerproduktion in 1000 t von 1000 kg	Hiervon entfielen auf Deutschland	Preise von Rübenrohzucker im März jeden Jahres per 50 kg frei an Bord Hamburg
1883/4	2130	2360	986	16.50
1884/5	2222	2845	1154	12.—
1885/6	2186	2230	825	12.50
1886/7	2371	2750	1012	11.—
1887/8	2501	2481	959	14,25
1888/9	2318	2785	990	15.75
1889/0	2049	3633	1264	12.40
1890/1	2555	3710	1332	13.85
1891/2	2852	3501	1198	13.50
1892/3	2635	3428	1225	15.—
1893/4	3181	3889	1381	12.85
1894/5	2870	4790	1844	9.50
1895/6	2740	4285	1615	12.40
1896/7	2427	4916	1638	9.—
1897/8	2590	4825	1852	9.—
1898/9	2854	4982	1721	10.—
1899/0	2515	5518	1798	10.25
1900/1	3100	6046	1984	9.15
1901/2	3530	6880	2300	6.25

Man sieht, daß mit Ausnahme der Periode von 1890/3, wo andere Faktoren hineinspielten, die Weltmarktpreise sich in ihrer Bewegung ziemlich genau den deutschen Ernteergebnissen anschließen. Einer erhöhten deutschen Produktionsziffer steht stets eine niedrigere Preisnotierung gegenüber und umgekehrt. Das ist natürlich. Merkwürdig aber ist, daß trotz der stets sinkenden Preise, bei denen auf jeder Stufe behauptet wurde, die Produktion lohne sich nicht mehr, diese nicht zurückgeht, sondern in immer schnellerem Tempo steigt, ja bei den niedrigsten Preisen geradezu unheimliche Dimensionen annimmt. Man lese die Fachzeitungen, die landwirtschaftlichen Berichte dieser Periode durch. Nach jedem Preissturz dasselbe Lied! Mit dem Brustton der Überzeugung und ausführlichstem Zahlenmaterial belegt, wurde in 1884 bewiesen, daß unter Mk. 15,— kein Rübenzucker herzustellen sei, in 1894 bewies man ebenso schlagend, daß Mk. 10,— die äußerste Grenze wäre, in 1897 war jeder Mensch dumm oder böswillig, der behauptete, Zucker ließe sich noch unter Mk. 8,— herstellen, und jetzt produziert man zu Mk. 6,— lustig weiter.

Wer vor 20 Jahren behauptet hätte, daß bei Mk. 6,— überhaupt noch eine Rübenzuckerindustrie vorhanden sein würde, wäre von agrarischer Seite wahrscheinlich fürs Tollhaus reif erklärt worden.

Schlagender kann die Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit aller derartigen Rentabilitätsberechnungen kaum dargethan werden. Man kann einen Schluß daraus ziehen, was die von bündlerischer Seite aufgestellten Behauptungen wert sind, die beweisen sollen, unter einem gewissen Preise könne dieser oder jener Artikel nicht produziert werden.

Schlagender kann auch nicht bewiesen werden, wie hohl die Behauptung ist, ohne die Prämie von Mk. 1,25 würde die deutsche Zuckerindustrie zu Grunde gegangen sein. Das behauptete man schon bei einem Preise von Mk. 16,—. Eine Verminderung des Preises um Mk. 1,25 war nicht auszuhalten und eine solche von Mk. 10,— ist ausgehalten worden!

Ja selbst bei den gesunkenen Preisen der letzten Jahre rechnet F. O. Licht in Magdeburg, eine Autorität auf diesem Gebiete, den Nutzen, den Industrie sowohl wie Landwirtschaft von jedem Hektar Rübenland erzielt haben, wie folgt:

	1900/1	1899/1900	1898/9	1897/8	
Fabrik	96,80	98,02	121,88	48,90	Mk.
Landwirtschaft	103,12	77,72	40,55	61,—	„

Rechnet man für die Verzinsung des ländlichen Grund und Bodens Mk. 30,— pro Hektar ab, so hat die rübenbauende Landwirtschaft selbst bei einem Preise von Mk. 9,— wie in 1900/1, einen Mehrertrag von Mk. 73,— auf

dem Hektar erzielt, und selbst in der schlechtesten Campagne ist noch immer mehr als die reine Verzinsung erreicht worden.

Dabei haben die Ausfuhrprämien dem Staate in den

Jahren	1900/1	1899/1900	1898/9	1887/8
Mk.	31 450 000	33 270 000	34 827 000	36 659 000

gekostet.

Wenn man bedenkt, daß der Rübenbau nur ca. 1 Proz. der gesamten deutschen Ackerfläche einnimmt, so kann man ermessen, was dieser Zuschuß bedeutet. Wollte man der übrigen Landwirtschaft ähnliche Prämien gewähren, dann käme die hübsche Summe von 3000 bis 3500 Millionen Mark jährlich heraus.

Nun wird eingewandt, die Prämien seien gar nicht dazu da, den Fabriken einen Nutzen zu garantieren, sondern sie überhaupt auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu erhalten; denn wenn unsere Nachbarländer Prämien gewährten, müßten wir es auch, sonst würden wir unterboten.

In der That liegt die Sache so, daß der deutsche Exporteur z. B. bei einem Preise von Mk. 7,30 in Magdeburg denselben Zucker in Hamburg zu Mk. 6,10 zum Export ausbieten kann und auch ausbietet, denn mit der Prämie kommt er wieder auf den Magdeburger Preis. Eine höhere Prämie würde es ihm ermöglichen, noch billiger anzubieten.

Sie macht also den deutschen Zucker konkurrenzfähiger, das ist klar, aber sie übt gleichzeitig, wenn von allen Seiten angewandt, einen ungeheuren Druck auf den Weltmarktpreis aus, wodurch der etwaige Nutzen, den sie bringt, mehr als kompensiert wird. Diese preisdrückende Tendenz, die in den Prämien liegt, sollte schon genügen, sie zu richten. Will man sie aber abschaffen, dann ist es natürlich wünschenswert, daß die Konkurrenten es auch thun, und das ist ja nun zum Glück in Brüssel geschehen.

Von agrarischer Seite wird behauptet, die dort erzielte Verständigung sei nicht allgemein genug, denn 63 Proz. der Konkurrenz, die der deutschen Industrie entgegensteht, behalte die Prämien bei, so namentlich Rußland, Dänemark, Spanien und schließlich auch Österreich-Ungarn mit seiner 1 300 000 Tonnen betragenden Produktion, obgleich dieses Land der Brüsseler Konferenz beigetreten sei. Dort beabsichtige man nämlich als Ersatz für die Prämien eine sogenannte Kontingentierung nach russischem Muster vorzunehmen, von der die Russen behaupten, daß sie keine Prämie bedeute.

Das russische System besteht darin, daß den Fabriken ein gesetzliches Quantum vorgeschrieben ist, über das hinaus sie nicht an den inländischen Konsum abgeben dürfen, und was so bemessen ist, daß sich der Inlandpreis

ca. 65 Proz. über Weltmarktpreis hält. Was darüber hinaus fabriziert wird, muß à tout prix exportiert werden. Das bedeutet in anderen Worten ein gesetzlich organisiertes und garantiertes Zuckerkartell, bei dem genau nach berühmten Mustern der inländische Kartellnutzen dazu verwandt wird, im Auslande zu verschleudern. Und dabei will Rußland jetzt noch gegen die Kartelle anderer Länder Vergeltungszölle einführen, ein unerhörter Cynismus! In einem Punkte hat Rußland zweifelsohne recht: was nützen alle Verträge zwischen Staaten, wenn die Kartelle einen Staat im Staate bilden, der kraft seiner Organisation und des Schutzes, den er genießt, alle Abmachungen illusorisch macht.

Mit dem Eingreifen der Kartelle in unser Wirtschaftsleben kommt überhaupt der langersehnte Punkt, wo das unselige Prämien- und Schutzzollsystem sich selbst ad absurdum führt. Man wird noch eine Zeitlang versuchen, die Risse, die es bekommt, zu flicken und auszubessern, aber die Kraft der klügsten wird erlahmen bei dieser Sisyphusarbeit. Die allgemeinen handelspolitischen Verhältnisse werden mit der Zeit genau so unerträglich werden, wie die des Zuckerhandels es waren, und man wird wie in Brüssel gezwungen werden zu einer gegenseitigen Verständigung, zu Verträgen zu kommen.

Wenn also von agrarischer Seite ferner der Vorwurf erhoben wird, daß nach der Brüsseler Konvention alle jene indirekten Hilfen der Zuckerindustrie in den verschiedenen Ländern, wie Unterstützungen zum Bau von Fabriken, zur Beschaffung von Maschinen und Ackergeräten, zu Meliorationen, zur Beschaffung von Samen, Düngemittel, Feldbahnen, billige Darlehne oder Zinsgarantien, fortbestehen dürfen, die doch im Grunde auch auf Prämien hinauslaufen, so scheint das auf den ersten Blick berechtigt.

Auch daß England sich für seine Kolonien volle Aktionsfreiheit vorbehalten hat, scheint eine Benachteiligung unserer Rübenbauern.

Aber angenommen, in Brüssel hätte man sich nicht geeinigt, was hätte Österreich gehindert, noch neben seiner Prämie eine Kontingentierung nach russischem Muster einzuführen, oder Frankreich, seine Prämie zu erhöhen oder noch nebenher alle oben genannten kleinen Hilfen zu gewähren? Dann hätte Deutschland abermals folgen müssen u. s. w. bis zur Erschöpfung.

Da ist es doch besser, man verständigt sich wenigstens über die gröbsten Auswüchse dieses wahnsinnigen Konkurrenzkampfes; der geheimen Schleichwege wird man doch nicht eher Herr werden, als bis die Nationen selbst einsehen, wie thöricht sie handeln, das Geld der Steuerzahler zugunsten einer begüterten Minderheit zu verwenden. Die Brüsseler Konvention gleicht gewissermaßen einem industriellen Kartell. Eine Anzahl Staaten haben sich jahrzehntelang der unsinnigsten Schleuderkonkurrenz hingegeben. Schließlich kommen sie dahin

überein, daß es besser sei, sich zu verständigen, als sich zu schädigen, genau wie die Herren Industriellen, und jeder Unbefangene muß diesen Schritt billigen.

Man vergegenwärtige sich doch, wohin man schließlich gekommen wäre. Es hätte ja einem Staate einfallen können, um seine Konkurrenten endgiltig totzuschlagen, die Ausfuhrprämie auf den ganzen Preis des Zuckers, also heute auf ca. Mk. 7,— zu erhöhen. Dann hätte die so beschützte Industrie ihren Zucker auf dem Weltmarkt verschenken und damit natürlich jede Konkurrenz schlagen können.

Daß derartige Gedankengänge wirklich in den Köpfen unserer Zuckerheißsporne gespukt haben, beweisen zahlreiche Äußerungen aus der Zeit der Aufhebung der Caprivischen Zuckergesetzgebung.

In einer Broschüre des früheren Direktors der Haupt-Genossenschaft schlesischer Landwirte, Beyme-Ottendorf, vom Jahre 1894 heißt es nach der kühnen Behauptung, daß die Rohrzuckerproduktion eingehen müsse, wenn der Preis unter Mk. 12,— herabgedrückt würde: „Damit wäre für unsere Zucker-Industrie ein riesiges Feld gewonnen . . . . und dann schadet selbst eine Vermehrung unseres Rübenbaues um das doppelte nicht. Soll dieser Kampf ausgefochten werden, so muß unsere Zuckerprämie vorläufig(!) zum mindesten(!) verdoppelt werden. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß, wenn eine derartige Unterstützung auch nur auf 2 Jahre erfolgt, die Rohrzuckerfabrikation aufgehört hat." Herr B.-O. rechnet aus, daß dieser Spaß dem deutschen Reiche ungefähr 35 Millionen jährlich kosten würde, aber die könnten leicht anderweitig aufgebracht werden durch — eine Margarinesteuer. Es ist ganz lehrreich, solche Beispiele agrarischer Weisheit nach einigen Jahren wieder ans Licht zu ziehen, wo die Entwicklung sie schon Lügen straft.

Obgleich dieser Herr auf seinem schlesischen Rittergut nicht die leiseste Ahnung von den Produktionsverhältnissen in den Kolonien hat, behauptet er frisch von der Leber weg, dort könne man keinen Zucker unter Mk. 12,— herstellen, und auf diese Behauptung hin verlangt er 35 Millionen vom deutschen Steuerzahler. Ist das nur frivol oder ist es schon etwas anderes? Das ist ungefähr eine Probe der Autoritäten, denen unsere Landwirtschaft, leider Gottes, folgt.

Ähnliches lesen wir in den Landwirtschaftlichen Mitteilungen der Halleschen Zeitung vom 15. März 1895: „Wir erwarten daher weiter nichts von unserer hohen Reichsregierung — als Gleichstellung mit den Konkurrenzstaaten" (d. h. also, wenn diese ihre Prämien erhöhen, müssen wir folgen) „und dies erscheint doch nicht als ein begehrliches und übermütiges Verlangen. Wir wollen den Kampf, den erbitterten Weltkampf, auf Leben und Tod aufnehmen und durchkämpfen, damit wenn der Kampf siegreich bestanden, auch der kleinste Landwirt sich dieses Sieges erfreuen darf . . . Das walte Gott." Und am

14. Dezember 1894 äußerte der Abgeordnete Paasche im Reichstag auf eine Warnung, den Rübenanbau nicht zu sehr auszudehnen: „Deutschland soll und muß seine Zuckerindustrie möglichst vermehren, um den Weltmarkt zu beherrschen". Mit solchen Schlagwörtern treibt man Wirtschaftspolitik. Sie ist auch danach. Was bedeutet denn: den Markt beherrschen? Etwa unvernünftig viel produzieren? Brasilien „beherrscht" in dieser Hinsicht auch den Weltmarkt in Kaffee und seine Pflanzer machen nacheinander Bankerott. Es wäre doch besser, die deutsche Zuckerindustrie stellte derartige Herrschgelüste ein und bekäme Mk. 15,— für den Centner Zucker, als daß sie „herrscht" und bekommt nur Mk. 6,—.

Und nun gar solche Phrasen wie „Kampf auf Leben und Tod". Als ob man eine Industrie totschlagen könnte wie ein Individuum, das nie wieder aufsteht!

Angenommen, es sei der deutschen Zuckerindustrie wirklich gelungen, durch unerhörten Preisdruck auf Mk. 4 und weniger, d. h. also mit den größten Opfern für sich selbst oder — bei einer wohlwollenden Regierung, — für ihre Landsleute, die anderen Staaten „tot" zu machen. Dann hätte das doch nur Sinn, wenn man hinterher wenigstens reichlich lohnende Preise bekäme. Aber was wäre die Folge? Unter ihren wärmenden Strahlen würden sofort die alten totgeschlagenen Konkurrenten neu erstehen, und man wäre genau so weit wie vorher. Den Markt beherrschen kann nur der Monopolbesitz an Naturschätzen. Selbst die mächtigsten Kartelle werden es nie können, solange sie rein industriell sind, d. h. so lange siesich nicht auf einen derartigen Monopolbesitz gründen oder gesetzlich geschützt werden.

Wenn man also die jährlichen ungeheuren Opfer der Steuerzahler gebraucht hat, um damit für die deutsche Rübenindustrie die Herrschaft im Weltmarkt zu erlangen, dann hätte man sie intelligenter verwerten können.

Haben wir somit einen kurzen Überblick über die Produktionsverhältnisse gegeben und die eng damit zusammenhängende Zoll- und Prämienwirtschaft gestreift, so erübrigt es noch, einiges über den Handel und den Konsum zu sagen.

Wie auf fast allen Gebieten des Welthandels hat auch beim Zucker die gewaltige Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika eine Verschiebung verursacht, nur mit dem Unterschied, daß jene in den meisten Fällen als Produzenten in den Vordergrund traten, während es in unserem Falle durch einen von Jahr zu Jahr wachsenden Konsum geschah.

Noch vor 25 Jahren war England unbestritten das maßgebende Konsumland für Zucker. Schon damals belief sich der Verbrauch auf 26 Kilo jährlich auf den Kopf der Bevölkerung, und zwar bezog man ausschließlich Kolonialzucker. Rübenzucker war nahezu unbekannt und begegnete einem großen Vor-

urteil, das dem aufstrebenden deutschen Rübenzuckerexport anfänglich sehr hindernd im Wege stand. Obgleich auch raffinierter Zucker in England damals keinen Zollschutz genoß und es hierbei meist garnicht zu unterscheiden war, ob die Rübe oder das Rohr sein Vater, so sah man doch alles, was vom Kontinent kam, mit sehr mißtrauischen Augen an, und nur mit einem erheblichen Preisabschlag waren diese Zucker einzuführen, so daß der Preis von Rübenrohzucker sich jahrelang bedeutend unter dem des Rohrzuckers gleichen Reingehaltes hielt. Der große Londoner Raffineur Tate war der erste, der sich diese Differenz zu Nutzen machte. Er mischte seine Kolonialimporte in immer reichlicherem Maße mit Rübenzucker, und seine Landsleute kauften die daraus hergestellte Raffinade genau so gut wie früher den reinen Rohrzucker, da eben selbst der verwöhnteste Geschmack die Differenz nicht entdecken kann. Einer nach dem andern war gezwungen, es ihm nachzumachen und schließlich verschaffte sich auch die kontinentale Raffinade Eingang in England. Im Jahre 1899 bezog England aus Deutschland allein 264 828 Tonnen Roh- und 489 983 Tonnen raffinierten Zucker, während der ganze Import von Kolonialzucker sich auf 242 876 Tonnen belief. Trotzdem wird man noch viele Engländer treffen, die behaupten, sie äßen gar keinen Rübenzucker!

Inzwischen hatte Mr. Tate durch seine kluge Mischung Millionen um Millionen verdient. Wer London besucht, dem wird auch die Tate-Gallerie bekannt sein, jener würdige Kunsttempel mit den Meisterwerken moderner Künstler am Themsequai hinter dem Parlamentshause. Gebäude, wie der größere Teil der Sammlung sind Geschenk dieses selben Mr. Tate an die Stadt London. Deutscher Zucker gab das Geld dazu.

In dem Maße nun, wie sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten über die Großbritanniens hob, neigte sich der Schwerpunkt des internationalen Zuckerhandels nach New-York, am gewaltigsten aber wurde das Übergewicht der neuen Welt durch die zu Ende der achtziger Jahre erfolgte Bildung des Zuckertrustes.

Dadurch kam ein Wirtschaftsgebiet von nahezu 70 Millionen Menschen mit einem Konsum auf den Kopf der Bevölkerung ungefähr 3 mal so groß als der deutsche thatsächlich unter die Kontrolle eines einzigen Mannes.

Wenn auch einige bedeutende Raffinerien der Vereinigten Staaten nicht direkt dem Ringe angeschlossen sind, so ist doch die Übermacht der vereinigten Unternehmungen so groß, daß eine thatsächliche Kontrolle ausgeübt wird.

Dieser Alleinherrscher im Reiche des Zuckers heißt Mr. Harry Havemeyer.

Man kann die modernen Trustbildungen in 3 Kategorien teilen.

1. solche, die irgendwelche Mineralschätze, Verkehrswege, Wasserkräfte u. s. w. monopolisieren;

2. solche, die einen Fabrikationszweig kontrollieren, dessen Rohprodukte zum größten Teil vom Inland geliefert werden, und
3. solche, die ihre Rohprodukte zumeist vom Auslande beziehen. Danach richtet sich auch, abgesehen von anderen Gesichtspunkten, die hier nicht näher zu erörtern sind, der wirtschaftliche Schaden oder Nutzen, den sie für ihr Gebiet ausüben.

Die erstere Kategorie wirkt absolut schädlich, die zweite kann schädlich wirken, aber es ist keine innere Notwendigkeit dafür vorhanden, und die dritte wirkt absolut nützlich, wohlverstanden, immer nur für das Wirtschaftsgebiet, das von ihr beherrscht wird.

Zur letzten Kategorie gehört der amerikanische Zuckertrust, und gerade von ihm läßt sich dieses leicht nachweisen. Es ist ein altes Vorurteil noch von der seligen Manchesterzeit her, daß Monopole teuer und schlecht arbeiten. Die Amerikaner haben nie besseren und billigeren Zucker gegessen als unterm Trust. In diesem Falle stimmt also der alte Glaubenssatz jedenfalls nicht. Der Trust will natürlich Geld verdienen. Er verdient schon Riesensummen durch den Wegfall des Konkurrenzkampfes, aber er will auch noch am Preise verdienen, und da giebt es zwei Wege, entweder einen Aufschlag auf die raffinierte Ware oder einen Abschlag auf den Rohstoff. Einer Kombination wie dem Zuckertrust stehen natürlich beide Wege offen; aber um die öffentliche Meinung nicht unnötig gegen sich aufzubringen, wird sie unbedingt den letzteren wählen und ihre ganze Macht in die Wagschale werfen, um möglichst billig zum Rohprodukt zu gelangen, zumal dieses fast ausschließlich vom Auslande geliefert wird. Was eine solche Macht bedeutet, die in bewußter Weise sich jeder Besserung des Marktes entgegenstemmt und jede Baisse rücksichtslos ausnützt, läßt sich in Zahlen nicht ausdrücken, aber man kann getrost behaupten, daß wir trotz Prämien und Überproduktion wohl kaum einen solchen Tiefstand der Zuckerpreise erlebt haben würden, wenn nicht der Trust bestanden hätte.

Gewiß haben alle Betriebe auch ohne Trust den Wunsch, auf das Rohprodukt zu drücken; aber unter den vielen Konkurrenten besteht immer die Gefahr, daß der eine dem anderen einen billigen Posten wegschnappt, und daher hütet man sich, den Bogen zu überspannen. Wer mit unter sich konkurrierenden Parteien Geschäfte macht, hat stets die Hoffnung, von dem einen oder andern eine kleine Preiserhöhung durchzusetzen, wer aber mit einem Trust verhandelt, weiß genau, daß von ihm ein Preisaufschlag nur bei besonders günstiger Lage des Rohproduktes zu erwarten ist, sonst nur stets ein Fallen der Preise.

Auf diese Weise, durch rücksichtslosen Druck auf den Markt, hat der amerikanische Zuckertrust unsern Rübenbauern und den Tropenpflanzern Millionen und aber Millionen entzogen und in Form von billigem Zucker in das Wirt-

schaftsgebiet der Vereinigten Staaten übergeführt. Für diese ist er also ohne Zweifel von hohem volkswirtschaftlichen Nutzen.

Vielleicht kann sich dieses Verhältnis etwas verschieben, wenn, wie es den Anschein hat, der Trust die Rübenkultur in den Staaten selbst in die Hand nehmen sollte. Ist der Erfolg günstig, dann erwächst allerdings dem deutschen Rübenbauer ein neuer Konkurrent, aber in dem Maße, wie die Produktion an Bedeutung gewinnt, verliert sich auch das Interesse des Trusts an billigen Rohzuckerpreisen; ja es würde der Punkt kommen, wo er ein umgekehrtes Interesse haben würde.

Ob im Reiche der unbegrenzten Möglichkeiten, in den Vereinigten Staaten, die Rübenindustrie von Erfolg sein wird, läßt sich noch nicht sagen. Bezeichnend sind die Zahlen: Rübenzuckerproduktion

in 1895/6	unwesentlich
1900/1	75 000 Tonnen
1901/2	150 000 Tonnen,

aber gegen eine allzugroße Ausdehnung der Zuckergewinnung in den Staaten spricht die geringe Zunahme der Louisiana-Rohrzuckerernte, die sich seit Jahren zwischen 2 und 300 000 Tonnen hin- und herbewegt, trotz des gewaltigsten Schutzzolles.

Auch ist die Rübe ein eigenes Kraut, das ein ganz bestimmtes Klima erfordert, sodaß in England z. B. bisher noch alle Versuche fehlgeschlagen sind, sie zu kultivieren, obgleich es an kapitalkräftigen Unternehmungen nicht gefehlt hat.

Was immer nun die Erfolge in Amerika sein mögen, als Konsument von Rübenzucker wird es trotz seines Riesenverbrauchs für uns stets in zweiter Linie in Betracht kommen, weil einige der Hauptrohrzuckerländer den Staaten räumlich näher liegen und die Amerikaner auch alles thun werden, um in ihren eigenen Kolonien den Zuckerbau zu fördern, so auf den Philippinen, in Hawai und Porto Rico, ganz abgesehen von der eigenen Louisiana-Ernte.

Wir werden auch in Zukunft namentlich auf England und — uns selbst angewiesen sein. Hätten wir auch nur annähernd so viel zur Hebung des einheimischen Konsums gethan wie für den englischen, dann wären die Aussichten in dieser Beziehung nicht so schlecht. Aber man hat ja unsern Konsum geradezu mit Keulen totgeschlagen.

Trotz des Sinkens der Weltmarktpreise ist der deutsche Verbrauch von 8 342 000 Doppel-Zentner in 1899/1900 auf 7 735 000 Doppel-Zentner in 1900/1 zurückgegangen oder von 15,23 Kilo auf 13,67 Kilo pro Kopf der Bevölkerung.

Natürlich vom billigen Zucker merkt der deutsche Konsument nichts. Nicht allein ist der Artikel mit einer Konsumsteuer von 10,— Mk. per 50 Kilo be-

lastet, also ca. 140 Proz. seines Wertes, sondern er ist gegen die ausländische Konkurrenz noch mit weiteren Mk. 10,—, also im ganzen mit Mk. 20,— per Zentner geschützt, so daß ein starkes Kartell den Artikel einfach monopolisieren und außerhalb des Weltmarktpreises setzen konnte.

Dieser ist heute im August 1902 Mk. 6,10 in Hamburg. Rechnet man eine Spannung von Mk. 3,50 zwischen Rohzucker und Raffinade, was bei den niedrigen Preisen durchaus hinreichend sein sollte, so könnten heute die deutschen Konsumenten, wenn keine Prämien, keine Zölle, keine Kartelle beständen, ihren Kristallzucker zu 10 Pf. das Pfund auf die Tafel geliefert bekommen. Statt dessen ist der Engros-Preis in Magdeburg ca. 27½ Pf. und im Detail kostet das Pfund 30 Pf., wie jede Hausfrau zu ihrem Leidwesen erfährt. Das macht eine Mehrbelastung der deutschen Haushaltungen bei einem Jahreskonsum von 7 735 000 Doppel-Zentnern, wie im letzten Jahre, von Mk. 309 400 000. Hiervon erhob das Reich an Verbrauchsabgabe netto Mk. 115 691 000 und was vom Rest das Kartell nicht für sich behält, dient dazu, im Auslande den „zuviel gewachsenen" Zucker zu verschleudern.

Hieran kann man recht deutlich sehen, was das „zuviel gewachsen" bedeutet. Beim Detailpreis des Zuckers von 30 Pf. (um bei runden Zahlen zu bleiben) gab in 1900/1 der deutsche Konsum die Summe von Mk. 464 100 000 aus. Bei 10 Pf. das Pfund hätten unsere Haushaltungen ohne jegliche Mehrbelastung ihrer Budgets 23 205 000 Doppel-Zentner konsumieren können, also 15 470 000 Doppel-Zentner mehr als geschehen. Da die Gesamtausfuhr sich in 1900/1 auf 11 510 000 Doppel-Zentner belief, hätte Deutschland also statt einer Überproduktion noch nicht einmal genügend Zucker für den eigenen Bedarf gehabt.

Allerdings sind diese Zahlen etwas extrem und mehr schematisch gedacht, denn gänzliche Zoll- und Steuerfreiheit bleibt wohl noch lange ein schöner Traum, und dann vollziehen sich diese Verschiebungen von Preis und Konsum nie mit mathematischer Genauigkeit. Auch ist es sehr fraglich, ob Deutschland je den hohen Konsum der Engländer und Amerikaner erreichen wird, weil wir eine mehr Bier als Thee trinkende Nation sind; aber daß billiger Zucker einen ungeheuren Einfluß auf den Verbrauch auszuüben imstande ist, wird wohl von niemand geleugnet werden. Wie viele deutsche Hausfrauen scheuen sich nicht, Früchte einzukochen, weil sie für das Pfund Zucker 30 Pf. bezahlen müssen, während in England eine gute Fruchtsaison auch stets eine regere Nachfrage nach Zucker bedeutet.

Bei uns ist Zucker noch immer ein Luxusartikel, den sich die Reichen in unverhältnißmäßig höherem Maße leisten als die ärmeren Schichten, wie aus nachstehender Tabelle hervorgeht. So betrug der Verbrauch jährlich in Haushaltungen mit

über 10 000	Mk.	Einkommen	. . . 286	Pfund
4—10 000	„	„	. . . 153	„
2— 4 000	„	„	. . . 85	„
1200— 2 000	„	„	. . . 38	„
800— 1 200	„	„	. . . 32	„
unter 800	„	„	. . . 9	„

Man wird ohne weiteres zugeben, daß auf der untersten Stufe, ohne daß der Deutsche sein Bier aufzugeben braucht, eine erhebliche Steigerung des Konsums wohl möglich wäre, denn der Verbrauch von nur 9 Pfund auf den Kopf zeigt deutlich, welche Einschränkung in diesen Kreisen waltet. Eine Familie von 6 Köpfen gebraucht also in einem Jahre bei einem Preise von 30 Pf. für dieses Genußmittel, das in England und Amerika schon längst Volksnahrungsmittel geworden ist, Mk. 16,20, also nur 5 Pf. ihres Tagelohnes, während ein einzelner Arbeiter nicht einmal 1 Pf. den Tag für Zucker ausgiebt.

Wenn es bei ganz billigen Preisen erst wie in England gewohnheitsmäßig wird, mehr Zucker zu konsumieren, dann kann sich in diesen Schichten der Konsum leicht verdreifachen, ohne daß man ihn extravagant nennen könnte. Das allein würde schon beinahe den ganzen deutschen Export absorbieren.

Nun könnte man einwenden, der letztere sei unbedingt nötig, denn er bringe uns Geld ein vom Auslande; selbst heute bei den gesunkenen Preisen bedeute ein Export von 11 500 000 Doppel-Zentner zu Mk. 6,10 per 50 Kilo eine Einnahme von Mk. 140 300 000.

Ganz abgesehen davon, daß dieser Einwand allen sonstigen agrarischen Maximen schnurstracks zuwiderläuft, wonach ein jedes Land streben sollte, sich wirtschaftlich unabhängig vom Auslande zu stellen, ist hierzu zu bemerken, daß ein Export an sich noch keine Einnahme für ein Land bedeutet, ebensowenig wie ein Privatmann dadurch reicher wird, daß er irgend eine Sache verkauft. Es handelt sich in erster Linie darum, ob mit Nutzen oder mit Schaden auf den Produktionspreis verkauft wird. Kann Deutschland den Zucker mit Hilfe des Kartellnutzens und der Prämien zu Mk. 6,10 ans Ausland liefern, dann bedeutet dieser Export vielleicht eine Bereicherung des einzelnen Produzenten, aber nicht des deutschen Wirtschaftsgebietes, und dann wäre es besser, der Zucker bliebe im Lande und diente zur besseren Lebenshaltung unserer ärmeren Bevölkerung. Kann aber Deutschland noch unter Mk. 6,— produzieren, dann wird der Export ganz von selbst weitergehen, auch wenn der inländische Konsum sich hebt und wir brauchen uns darum keine Sorge zu machen.

Wohl nur wenigen ist es bei den hohen Detailpreisen zum Bewußtsein gekommen, daß dieser Luxusartikel, der in kleinen vorsichtigen Stücken auf

unserer Tafel erscheint, heute auf dem Weltmarkt billiger ist als die meisten Nährmittelstoffe, billiger als Viehfutter, ja sogar als einige Düngmittel. Es kosteten am selben Tage 100 Pfund

Weizen	8,50	Mk.
Roggen	8,—	„
Mais	6,50	„
Hafer	9,—	„
Futtererbsen	8,50	„
Rübenrohzucker 1 Produkt	6,10	„
und das Nachprodukt nur	4,70	„
Chilisalpeter	9,00	„

Ohne Zölle und Steuern könnten wir also heute unsere Schweine billiger mit Zucker füttern als mit irgend einer andern Substanz; ja, wenn er sich als Dünger eignen sollte, stände seiner Verwendung vom Kostenpunkt aus nichts im Wege, denn das Nachprodukt kostet ungefähr die Hälfte des Düngers, den man zu seiner Erzeugung mit verwendet.

Interessant ist ein Vergleich mit dem Roggen und Hafer. Beide Getreidearten machen sehr geringe Ansprüche an den Boden, ihre Kultur ist verhältnismäßig einfach, die auf die Pflege während des Wachstums verwendete Arbeit gleich Null, der Prozeß des Erntens und Ausdreschens ist der denkbar einfachste, und dabei ist es eine ständige Klage unserer Landwirtschaft, daß die Preise von 8 und 9 Mk. der Zentner unrentabel seien. Den Zucker aber, der guten Boden, sorgfältigste Beackerung, teuren Dünger, und viel Arbeit bis zur Aberntung erfordert, der zu seiner Herstellung die großartigsten und kostspieligsten Maschinen mit enormen Kohlenverbrauch verlangt, stellt man in ungeheuren Quantitäten zu 6 Mk. her, und einige behaupten, Deutschland könne ihn zu 5 Mk. auf den Weltmarkt werfen.

In Kohlehydrateinheiten zurückgerechnet, stellt sich der Zucker noch günstiger zu den übrigen Nährstoffen. Der Mensch braucht täglich ca. 500 Gramm Kohlehydrate zu seiner gesunden Ernährung. Da Zucker nun bekanntlich 95 Proz. dieser Substanz enthält, so würde bei einem Preise von 10 Pf. das Pfund Raffinade dieses Bedürfnis mit $10^1/_2$ Pf. den Tag befriedigt werden können, während in Form von Erbsen, mit 53 Proz. Kohlehydrat, dasselbe Quantum 16 Pf. kosten würde und so ähnlich bei Reis, Grütze u. s. w.

Allerdings enthalten diese Nährmittel auch noch einen Teil des zur Ernährung notwendigen Eiweißstoffes, der dem Zucker mangelt, aber diese eine Nährsubstanz kann nicht billiger erworben werden als durch den Zucker, selbst nicht durch die Kartoffel, immer vorausgesetzt natürlich vollständige Zoll- und Steuerfreiheit. Ihre Beseitigung würde also einen ungeahnten Aufschwung des Konsums zur Folge haben können.

Wenn der Staat aber nicht auf seine Verbrauchssteuer verzichten kann dann wäre es der Überlegung wert, ob nicht in der Art wie beim denaturierten Spiritus ein steuerfreier Übergang, wenigstens der Nachprodukte, in den Handel stattfinden könnte, wenn es der Chemie gelänge, eine kombinierte Substanz herzustellen, die sich nur zum Viehfutter eignen würde, eine vielleicht nicht undankbare Aufgabe der Chemiker. Daß z. B. Pferde sehr gut mit Zuckerfütterung gedeihen, weiß der Verfasser aus seiner Erfahrung in Brasilien, wo der Syrup einen wesentlichen Bestandteil des Pferdefutters ausmacht. Es würde gar nichts schaden, wenn auch bei uns einmal diesbezügliche Versuche gemacht würden. Aber freilich, bei Zöllen, Prämien und Kartellen geht so etwas nicht und nützt auch nichts.

Es scheint wirklich an der Zeit, einmal die menschliche Erfindungsgabe dahin auszunützen, ein wertsteigerndes Moment in's Dasein zu rufen; denn alles, was bisher geschehen ist, wirkte nur immer preisdrückend, wie eine kurze Rekapitulation zeigt: die Produktion durch ihre ungesunde Ausdehnung, die Prämien und die Kartelle durch ihre Schleuderkonkurrenz im Weltmarkte, der amerikanische Trust durch die ihm innewohnende Tendenz, die Verbrauchsabgaben und Schutzzölle durch Hemmung des Konsums.

So viel national-ökonomische Weisheit war zu viel selbst für den gesundesten Artikel. Er mußte erliegen. Hoffentlich dient seine Leidensgeschichte dazu, andere Zweige menschlicher Produktionskraft vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren.



Anmerkung. Für den Fall, daß es den einen oder anderen unserer Leser interessieren sollte, wie ein solches Kartellabkommen aussieht, geben wir nachstehend den Entwurf des Zuckerkartells, wie im Wochenbericht der Herren Reichardt & Tübner, Magdeburg, vom 22. April 1899, erschienen:

Jede Fabrik behält beim Zuckerverkauf vollständige Bewegungsfreiheit, abgesehen von der Bedingung, daß sie nicht an eine außerhalb des Kartells stehende Raffinerie verkaufen darf. Die Raffinerien verpflichten sich ihrerseits nur von Fabriken, die dem Kartell angehören, zu kaufen und an das Inland nur ein vereinbartes Quantum abzugeben. Der Verkaufspreis für die an das Inland gehende Raffinade soll auf einen Rohzucker-Preis von 12,75 Mk. basiert werden. Darüber hinaus giebt es für die Rohzuckerfabrik einen Kartellnutzen nicht mehr. Die Raffinerien geben von jedem Zentner, den sie in den inländischen Verkehr bringen, eine Abgabe, die aus dem Unterschied zwischen dem Inlandsnormalpreise und dem

durchschnittlichen Monatspreise besteht. Diese Abgabe erfolgt aber nur auf den Inlands-Konsum. Wenn also in einem Jahr der Rohzucker durchschnittlich zu Mk. 10,— verkauft wurde und der Inlandsverbrauch 14 Millionen Zentner Rohzuckerwert betragen hat, so erhält nach einem ebenfalls von genannten Herren gegebenen Beispiele die Rohzuckerindustrie 14 Millionen × Mk. 2,75 = 38½ Millionen Mark, also bei einer Produktion der Rohzuckerfabriken von 35 Millionen Zentner Mk. 1,10 pro Zentner. Der Erlös beträgt dann nicht Mk. 12,75 sondern Mk. 11,10 pro Zentner. Bei einem Jahresdurchschnitt von Mk. 9,50 würde also der Kartellnutzen für die Rohzuckerfabrikanten Mk. 1,30 und der Erlös Mk. 10,80 betragen; bei Mk. 10,50 Kartellnutzen Mk. 0,90, Erlös Mk. 11,40; bei Mk. 11,50 Kartellnutzen Mk. 0,50, Erlös Mk. 12,—; bei Mk. 12,50 Kartellnutzen Mk. 0,10, Erlös Mk. 12,60 und bei Mk. 12,75 Kartellnutzen Mk. 0,0, Erlös Mk. 12,75. Es ist der Fabrikant also thatsächlich auch bei dem Kartell immer besser daran, wenn der Weltmarktpreis höher ist. Der Kartellnutzen der Raffinerie ist ein feststehender uud ist mit 50 Pf. pro Zentner für Brotraffinade I. angenommen. Es läßt sich der Preis für inländische Raffinade demnach wie folgt konstruieren:

Der Rohzucker kostet Mk. 12,75 + Mk. 4,— angenommene Spannung zwischen Rohzucker- und Raffinadepreis (die thatsächlich bisher zwischen Mk. 3,50 bis Mk. 3,85 schwankte) + Mk. 10,— Konsumsteuer und 50 Pf. Kartellnutzen ergiebt zusammen Mk. 27,25 als Minimalpreis. Als Maximalpreis ist Mk. 29,25 angenommen, doch ist anzunehmen, daß sich die Inlandspreise in der Nähe der unteren Grenze bewegen werden. Der Unterschied gegen die jetzigen Preise würde demnach ca. 2½ Pf. betragen. Da die Raffinerien angesichts der noch im Inland befindlichen Bestände den Aufschlag nicht sofort durchholen können, haben sie im ersten Jahre nur die Hälfte, im zweiten drei Viertel und erst in den drei weiteren Jahren, die vorläufig für das Kartell vorgesehen sind, den ganzen Kartellnutzen zu zahlen, und zwar wird dieser auf Grund des für 1900 und 1901 festgesetzten Kontingents bezahlt, damit nicht ein wechselnder Verteilungsmaßstab Anlaß zur Überproduktion giebt.

Nach diesen anscheinend sehr reiflich durchdachten Bestimmungen wird der Kartellnutzen also eine sich den Preisen selbstthätig anpassende Prämie sein, immerhin auf den Weltmarkt aber auf die Dauer auch wie eine Ausfuhrprämie wirken.





Shakespeare als Musikphilosoph.

Von

Paul Zschorlich.

Bei der Beurteilung eines litterar-historischen Aufsatzes kommt viel auf den Standpunkt des Lesers an. Es ist von Wichtigkeit, daß er von vornherein den richtigen Gesichtswinkel finde, unter dem er den Beitrag zur Litteraturgeschichte kritisch betrachtet. Ich glaubte mich einer Unterlassungssünde schuldig zu machen, wollte ich nicht gleich hier am Anfang alles thun, um den Leser auf den Platz zu führen, auf dem ich ihn zu sehen wünsche.

Was ich im Nachfolgenden zu sagen habe, beansprucht nicht als ein wesentlicher Beitrag zur Shakespeare-Kunde zu gelten. Obwohl das, was ich vorbringe, in dieser Weise noch nicht behandelt ist und gerade deshalb auf einiges Interesse unter den Shakespeare-Freunden stoßen dürfte, so wäre es doch ganz verfehlt, es irgendwie als unentbehrliches Glied in die lange Reihe der Beiträge einschalten zu wollen, die von Shakespeares Leben handeln und deren letzter noch immer nicht gekommen ist. Nicht einmal ein weiteres Ausbauen des Gedankens „Shakespeare als Musikphilosoph" dürfte sich verlohnen und ich selbst würde es sehr bedauern und als eine völlige Verkennung dessen, was ich mit diesem Beitrag bezwecke, verurteilen müssen, wenn diese vielleicht nicht uninteressanten, aber für die Erkenntnis des Dichters und des Menschen Shakespeare ganz nebensächlichen Feststellungen haarspaltender wissenschaftlicher Kleinkrämerei und nörgelnder, nervös-gewissenhafter Fachkritik als Grundlage zu weiteren Forschungen dienen sollten. Ich behaupte allen Ernstes: es giebt

gewisse Kapitel, die man nur nebenher schreibt und nur nebenher genießt. Eine gelehrte Dissertation über das vorliegende Thema, die noch dazu von keinem Menschen als dem Professor, dem sie zur Begutachtung vorlag, und einigen nahen Freunden gelesen wird, die ein persönliches Interesse am Verfasser nehmen, ist absolut sinnlos. Hier handelt es sich nicht um wissenschaftliche Konjekturen im ernsten Sinne und ich glaube meinem Thema weit besser gerecht zu werden, wenn ich es herzhaft und frisch anpacke, als wenn ich es peinlich und gewissenhaft abhandle.

Es gilt also eine litterar-historische Plauderei. Nichts weiter. Mehr soll und braucht nicht zu dem Thema gesagt werden, als sich in einer guten Stunde von einem gebildeten Menschen verdauen läßt. Mehr schreiben hieße weniger sagen. Und einer Besorgnis kann ich mich, selbst wenn ich kurz zu sein mich bemühen will, ohnedies nicht entschlagen: daß das Kapitel etwas trockener ausfallen möge als der Titel verspricht. Mir selbst fiel das auf, während ich das Material sammelte. Es läßt sich nicht anders als mit Zitaten operieren. Ohne Zitate wäre mein Aufsatz wie ein Mensch ohne Skelett. Er wäre lebensunfähig. Das wenige, was bewiesen werden soll, erweist sich nur an der Hand der Zitate. Ewiges Zitieren aber ermüdet leicht. Selbst wenn es Shakespeare ist, den man zitiert, und wenn man ihn unter einem bestimmten Gesichtspunkte auszieht. Ich kann also mit gutem Gewissen dem Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, nur raten, das Buch zuzuklappen, wenn er zu einer Wanderung auf der lang und weit vor uns liegenden Straße der Zitate keine Neigung hat. Alles, was ich versprechen kann, ist hin und wieder ein hübscher Ausblick.

Es empfiehlt sich schließlich ganz und gar nicht, diesen Aufsatz gleich nach dem Mittagessen zu lesen. Es sei denn, daß der Leser sich eine Wirkung von ihm verspricht, die ich zwar vorausgesehen, aber nicht erstrebt habe.

* * *

Ich sehe zu meiner Freude, der Leser hat den Stecken genommen und ist bereit mir auf meiner Wanderung durch die zehn Bände der Tieck-Schlegel'schen Ausgabe der dramatischen Werke Shakespeares zu folgen, die Alois Brandl im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig neu herausgegeben hat. Ich sehe es daran, daß er diesen Satz noch liest und hoffe nur, daß er mir nicht vor der Zeit müde wird.

Ganz unbekannt ist die Straße, die wir mitsammen gehen, dem Leser ja nicht. Er wird hie und da eine Stelle finden, die ihm aus irgend einem (heute nicht mehr zu ergründenden) Anlaß in Erinnerung ist. Auch über ein oder zwei

Gemeinplätze führt unser Weg. Die berühmte Stelle aus dem „Kaufmann von Venedig“ (V, 1)[1])

Drum lehrt der Dichter,
Gelenkt hab' Orpheus Bäume, Felsen, Fluten,
Weil nichts so stöckisch, hart und voll von Wut,
Das nicht Musik auf eine Zeit verwandelt.
Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken;
Die Regung seines Seins ist dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düster wie der Erebus.
Trau' keinem solchen!

ist wohl vielen bekannt. Nie ist die ethische Macht der Musik und die Wichtigkeit der musikalischen Erziehung stärker betont worden. Man wird diese Auffassung Shakespeares als einseitig bezeichnen, man wird ihr mit Argumenten der psychologischen Wissenschaft zu Leibe rücken, gleichwohl steckt ein wahrer Kern in solchen Anschauungen. Was Shakespeare hier in so bedeutsamer Schärfe von der Musik sagt, gilt auch bei uns im 20. Jahrhundert. Und zwar für die Kunst im allgemeinen. Der Gedanke, daß die künstlerische Erziehung veredelnd auf den einzelnen Menschen wirke, ist weitverbreitet und die systematischen Versuche, die Erziehung nach der Seite der Kunst hin zu bereichern und zu vertiefen, sind ganz neuen Datums. Wir gehen sogar weiter als Shakespeare, wenn wir von „Volkserziehung“ im künstlerischem Geiste reden. Nicht des Vergnügens wegen soll dem Volke in seiner Masse die Kunst zugänglich gemacht werden. Der leitende Gedanke in diesen Bestrebungen ist ein ausgesprochen erzieherischer.

Gerade aus England, dem notorisch unmusikalischsten Lande Europas, stammt jenes schöne Wort, das Händel dort geprägt haben soll. Es war nach einer Aufführung des „Messias“, welcher auch der König Georg II. beigewohnt hatte. Als die letzten Töne des Oratoriums verklungen waren, befahl der König Händel zu sich und sagte zu ihm: „Sie haben uns sehr ergötzt“ und Händel erwiderte: „Majestät, ich wollte nicht ergötzen, sondern — bessern“. In dieser Frage berührt sich die Musik ja auch mit dem Theater und den von Schiller mit Nachdruck vertretenen Gedanken der Erziehung durch die Bühne. Dabei darf indessen eins nie vergessen werden: Die weichen und gefühlsinnigen Stimmungen, in denen wir beim Anhören eines tüchtigen Schauspieles ebenso sehr leben wie beim Anhören guter Musik, erzeugen wohl Gefühle, aber es sind ästhetische Scheingefühle. Bis sie sich zu Handlungen realisieren können, das ist noch ein weiter Weg. Auch die Musik hat aus

[1]) Die römischen Ziffern bedeuten die Akte, die arabischen die Szenen.

einem Mörder noch keinen Heiligen gemacht. Aber daß sie berufen ist sittliche Empfindungen zu heben und zu stärken, das kann man füglich behaupten.

Über die Wirkungen der Musik läßt sich aus Shakespeare manches Interessante zusammenstellen. Es ist kein eigentlich Shakespeare'scher Gedanke, aber ein Gedanke, dem wir in seinen Dramen des öfteren begegnen, daß die Musik in der Schlacht anfeuernd und ermutigend wirkt. In den Königsdramen finden wir solche Stellen. Besonders charakteristisch für diese Auffassung ist die Stelle in „Macbeth" (V, 6):

Trompeten blast, befeuert kühnen Mut,
Herolde ruft ihr uns in Tod und Blut.

Und in „Troilus und Cressida" (IV, 5) sagt Agamemnon zu Ajax, die Drommete solle laut schmettern, daß die Luft scharf das entsetzte Ohr des Feindes durchbohre, und zum Trompeter gewendet fügt er hinzu:

Nun spreng' die Lung' und brich dein erzenes Rohr!
Blas, Kerl, bis deine aufgeschwellte Wange
Noch straffer sei als Pausback Aquilo —
Du schmetterst Hektorn mir heran!

In umgekehrtem Sinne braucht die Musik nicht dazu zu dienen Aufregung und Verwirrung anzurichten, sie ist auch imstande Ordnung und Ruhe herzustellen. Im „König Heinrich V." (III, Chorus) heißt es von dem bewegten Treiben an Bord eines Schiffes, daß die helle Pfeife „verwirrten Lauten Ordnung zu schaffen" vermöge.

Will man Frauengunst gewinnen, darf man auf die Musik als einen einflußreichen Helfershelfer bauen. Kleopatra sagt in „Antonius und Kleopatra" (II, 5) von ihr, sie sei „schwermüt'ge Nahrung für verliebtes Volk" und gleich die ersten Worte in „Was ihr wollt" besagen, daß Musik „der Liebe Nahrung" ist. Im „König Heinrich VIII." (I, 3) thut eine Fiedel, ein französisch Lied Wunder. Süße Lieder bezaubern, besonders wenn sie ein weiblicher Mund singt. In der „Komödie der Irrungen" (III, 1) wird als einziges Mittel der Abwehr angegeben, daß man in so verführerischen Fällen die Ohren schließe. Im Altertum finden wir denselben Gedanken bei den Sirenen des Odysseus. Die Wirkung des weiblichen Gesanges wird dort bekanntlich als so übermächtig geschildert, daß selbst ein energischer Mann wie Odysseus sich am Maste seines Schiffes festbinden lassen muß, um der Verführung nicht zu erliegen. Auch Ferdinand klagt im „Sturm" (III, 1):

Gar manches Fräulein
Betrachtet' ich mit Fleiß, und manches Mal
Bracht' ihrer Zunge Harmonie in Knechtschaft
Mein allzu emsig Ohr

und in „Cymbeline“ (II, 3) heißt es:

sie haben mir geraten, ihr des Morgens Musik zu bringen; sie sagen, das würde durchdringen ..... Na kommt, stimmt! Wenn ihr mit eurer Fingerei bei ihr durchdringen könnt, gut; dann wollen wir es auch mit der Zunge versuchen .... Erst ein vortreffliches, gut gespieltes Ding, nachher ein wunderbar süßer Gesang, mit erbaulichen übermächtigen Worten dazu.

Schließlich ist, und zwar in schärfster Form, die Ansicht, daß ein geliebtes Weib durch Musik zu erringen sei, ausgesprochen in den „beiden Veronesern“. Dort lesen wir (III, 2):

— — — — — — — — — — — —
Dem goldnen Ton erweicht sich Stein und Erz.
— — — — — — — — — — — —
Habt ihr ein rührend Klagelied gesungen,
So bringt in stillen Nächten vor ihr Fenster
Harmon'schen Gruß, weint zu den Instrumenten
Ein weiches Lied; das Schweigen toter Nacht
Wird gut zum Laut der süßen Wehmut stimmen:
So, oder niemals, ist sie zu erringen.

In „Liebes Leid und Lust“ (IV, 1) wird die Liebe in einen eigenartigen Vergleich zur Musik gesetzt. Es heißt dort, weiche, sie sei „schlauer wie die Sphinx, so süß und musikalisch wie Phöbus' Leier. Wenn Liebe spricht, dann lullt der Götter Stimme den Himmel ein durch ihre Harmonie“.

Schließlich muß es nicht einmal die Stimme sein, die solche Zauberwirkungen hervorbringt. Eine Trommel genügt. Ariel erzählt (IV, 2), wie er, einem Orpheus gleich, seine begeisterten Hörer durch Disteln, Dorn und Strauch gelockt habe und sagt:

Da rührt' ich meine Trommel:
Wie wilde Füllen spitzten sie das Ohr
Und machten Augen, hoben ihre Nasen,
Als röchen sie Musik.

Musik als Schlafmittel finden wir in König Heinrich IV, (Erster Teil, III, 1) empfohlen[1]) und ebenda hören wir auch, daß Musik launisch macht. Percy sagt:

Und 's ist kein Wunder, daß er launisch ist.
Mein Seel', er ist ein guter Musikant.

Worauf Lady Percy antwortet:

Dann solltet ihr ganz und gar musikalisch sein,
Denn ihr werdet ganz von Launen regiert.

---

[1]) Auch Titania ruft im „Sommernachtstraum“ (IV, 1):

Musik her! Schlaf beschwörende Musik!

Vgl. auch „Titus Andronicus“ II, 5.

Eine beruhigende, erlösende Wirkung wird der Musik im „König Heinrich IV", (Zweiter Teil, IV, 4) zugeschrieben. Der kranke König Heinrich wünscht, daß kein Lärm um ihn sei, es sei denn, daß eine „dumpfe günst'ge Hand seinem müden Geist Musik flüstern wolle". Auch aus dem Munde Catharinas im „König Heinrich VIII", (IV, 2) ließe sich eine ähnliche Stelle zitieren. In einer Melodie findet Catharina etwas wie das Grabgeläute bei ihrem eigenen Tod, eine andere dünkt ihr „rauh und lästig". Der Herzog in „Was ihr wollt" will ein altes schlichtes Lied hören, das ihm in den Ohren klingt, und sagt:

Mich dünkt, es linderte den Gram mir sehr,
Mehr als gesuchte Wort' und luft'ge Weisen
Aus dieser wirbelfüß'gen Zeit.

Schließlich wird im „Sturm" (V, 1) ein feierliches Lied „der beste Tröster zur Heilung irrer Phantasie" genannt.[1])

Andererseits ist die Musik auch fähig zu erheitern („Der Widerspänstigen Zähmung", I, 1). Im „Kaufmann von Venedig" (I, 2) wirkt sie sogar so stark auf den empfänglichen Le Bon, daß er „gleich Luftsprünge macht, wenn eine Drossel singt" und schließlich belehrt uns ein derbes Wort in demselben Stück (IV, 1) darüber, daß es Leute giebt, die den „Urin vor Anreiz nicht bei sich halten können", sobald sie die Sackpfeife hören.

Genug. Der Wirkungen sind, wie man sieht, viele und eigenartige. Die verhältnismäßig reiche Zahl der Stellen, aus denen deutlich ersichtlich ist, daß es sich um Wirkungen handelt, die nur der Musik und nur ihr allein zukommen, läßt uns vermuten, daß die Musik auch als Erziehungsmittel bei Shakespeare eine Rolle spielen könnte. Und sehen wir etwas genauer nach, so läßt sich auch für den Gedanken der pädagogischen Musik manche Stelle beibringen. Im „König Lear" (I, 4) wird ganz unverhüllt gesagt, daß derjenige, welcher den Stein der Weisen zu finden bestrebt sei, Dirnen und Wein und Tanz und Schalmeien bei Seite lassen soll. Der Musik wird hier also ein verweichlichender Einfluß zugeschrieben. Ein Gedanke, den wir ebenfalls bereits im Altertum antreffen. Ernste und trockene Wissenschaft verträgt sich also nicht mit Musik, die an die Phantasie ihre Ansprüche stellt und damit eine Kollision zwischen Geist und Phantasie, zwischen logischem und ungebundenem Denken heraufbeschwört. Wie es aber in der altberühmten Stelle im „Kaufmann von Venedig" (V, 1) heißt, daß man keinem Menschen trauen solle, den nicht die Eintracht süßer Töne rührt, so wird auch im „Titus Andronicus" die Musik als eine Macht gezeichnet, die selbst das Herz des verstocktesten Bösewichts rühren kann. Dort (II, 5) heißt es:

[1]) Vgl. auch „Sturm" I, 2 („und lindert meinen Schmerz mit süßer Melodie.")

O, sah der Unhold diese Lilienhand
Wie Espenlaub auf einer Laute zittern,
Daß sie mit Lust die Silbersaiten küßte —
Nicht für sein Leben hätt' er sie berührt!
Und hört' er je die Himmelsharmonie,
Die jener süßen Zunge sanft entströmt —
Sein Dolch entfiel ihm und er sänk' in Schlaf.

Daß die Musik auch im pädagogischen Lehrplan eine Rolle spielen soll, läßt sich aus dem ersten Akt der „Widerspänstigen" lesen. Weil Bianca am meisten Freude hat an Poesie, Musik und Instrumenten, so ist Baptista willens, ihr einen Lehrmeister zu halten „zur Bildung ihrer Jugend". Auch im „König Heinrich IV." (Erster Teil, III, 1) ist die Musik im Erziehungsplan berücksichtigt. Glendower erzählt, daß er an Englands Hof erzogen sei, wo er in seiner Jugend gelernt habe, ein englisch Liedlein zur Harfe zu setzen, er rühmt sich dessen ganz besonders vor Percy, der ihm allerdings zurückgiebt:

Ich wär' ein Kätzlein lieber und schrie' Miau
Als einer von den Vers-Balladen-Krämern.

* * *

Es fragt sich nun: ist Shakespeare selbst sich bewußt gewesen, daß er über die Musik manches gute und schöne Wort gesagt oder sollen wir das als Zufall ansehen? Ich meine, das letztere geht doch nicht an. Einmal nicht wegen der ziemlich großen Anzahl derjenigen Stellen, die sich mit musikalischen Dingen beschäftigen. Dann aber vor allem auch deshalb nicht, weil sich unter diesen Stellen wieder zahlreiche finden, die von wirklichem Nachdenken über musikalische Probleme zeugen. Ich glaube nicht, daß ein Dichter, mag er als Dichter noch so bedeutend sein, auch ohne weiteres für die Musik eine solche Fülle von Gedanken aufweisen kann, wenn er nicht selbst musikalisch ist. Gerade aus der Wiederkehr einiger Gedanken glaube ich schließen zu dürfen, daß diese Gedanken dem Dichter am Herzen lagen, daß er sie nicht etwa als geistreiche Füllsel in den Dialog aufnahm, sondern sie um ihres Inhalts willen ausgesprochen zu sehen wünschte.

Shakespeare redet zu oft und redet zu schön über Musik, als daß man nicht annehmen sollte, er habe etwas von Musik verstanden. Dergleichen Stellen, wie beispielsweise die berühmte aus dem „Kaufmann von Venedig" (V, 1), lassen sich nicht aus dem Ärmel schütteln. Aus ihnen scheint mir ein wahrhaft musikalisches Empfinden und vielleicht sogar eine musikalische Schulung zu sprechen. Ich habe in den Shakespeare-Biographieen nichts darüber finden können. Es ist eben offenbar nichts überliefert. Wir haben

keine äußeren Anhaltspunkte und es muß daher bei der Hypothese bleiben, daß Shakespeare musikalisch war.

Ich würde nicht wagen aus den philosophisch bedeutsamen Stellen allein diesen Schluß zu ziehen. Dazu veranlassen mich auch die Beobachtungen, die ich im Folgenden mitteile. Shakespeare philosophiert nicht blos über Musik. Das könnte allenfalls auch ein Dichter, der selbst nicht sehr musikalisch zu sein brauchte. Aber er gefällt sich des öfteren im Ausmalen gerade musikalischer Beschreibungen. Er hat Blick für musikalische Dinge. Das scheint mir bedeutsam. Denn musikalisch beobachten kann schließlich doch nur, wer musikalisch denkt und fühlt. Man nehme eine Stelle wie die nachfolgende aus „König Johann“ (V, 2):

Ja, schlagt die Trommel und sie werden schrei'n;
Ihr auch, wenn wir euch schlagen. Wecke nur
Ein Echo auf mit deiner Trommel Lärm,
Und eine Trommel ist bereit zur Hand,
Die laut wie deine wiederschallen soll.
So laut wie dein' ans Ohr des Himmels schmettern,
Des tiefen Donners spottend — — —

Es ist nicht nötig, daß Shakespeare selbst trommeln konnte, um solche Verse schreiben zu können. Aber über das — ich möchte sagen: Wesen der der Trommel war er sich ohne Frage innerlich klar. Die Trommel als Instrument muß ihn interessiert haben. Ein Dichter, der in musicalicis ganz empfindungslos ist, malt nicht ein Bild so breit und farbig aus. Thut er es, so ist er innerlich an ihm interessiert. So glaube ich wenigstens. Auch die Stelle aus „König Richard II.“ (V, 4):

Hör' ich da Musik?
Ha, haltet Zeitmaß! — Wie so sauer wird
Musik, so süß sonst, wenn die Zeit verletzt
Und Maß und Eintracht nicht geachtet wird!
So ist's mit der Musik des Menschenlebens.
Hier tadl' ich nun mit zärtlichem Gehör
Verletzte Zeit an einer irren Saite,
Doch für die Eintracht meiner Würd' und Zeit
Hatt' ich kein Ohr, verletztes Maß zu hören.

scheint mir nur aus dem Munde eines wahrhaft musikalischen Menschen kommen zu können. Dieser tiefsinnige Vergleich — wohl einer der herrlichsten, die je Musik und Leben in Beziehung gesetzt haben — fällt schwerlich einem Dichter bei, der nicht innere Beziehungen zur Musik hat.

Das menschliche Leben setzt Shakespeare gern in Vergleich zur Musik. In „König Heinrich VI.“ (Zweiter Teil, II, 1) heißt es:

Wie wäre Harmonie zu hoffen da,
Wo solche Saiten einen Mißlaut machen!

Das Ganze ist ein Bild und will sagen: wo kann Frieden da bestehen, wo solche Anlässe zum Zwist vorliegen!

Eine hervorragend schöne Stelle steht im „König Richard II.“ (II, 2). Es sind die Worte des kranken Gaunt:

O sagt man doch, daß Zungen Sterbender
Wie tiefe Harmonie Gehör erzwingen.
Wo Worte gelten, haben sie Gewicht.
— — — — — — — — — — —
Der wird gehört, der bald nun schweigen muß.[1])
Beachtet wird das Leben mehr zuletzt:
Der Sonne Scheiden und Musik am Schluß
Bleibt, wie der letzte Schmack von Süßigkeiten,
Mehr im Gedächtnis als die früheren Zeiten.

Und wie sich Shakespeare geradezu versteift, einen musikalischen Vergleich in allen Punkten durchzuführen, ersieht man aus der bekannten Kästchen-Szene im „Kaufmann von Venedig“ (III, 2), wo Porzia sagt:

Laßt nun Musik ertönen, weil[2]) er wählt!
So, wenn er fehltrifft, end' er schwanengleich
Hinsterbend in Musik; daß die Vergleichung
Noch näher passe, sei mein Aug' der Strom,
Sein wäss'rig Totenbett. Er kann gewinnen,
Und was ist dann Musik? Dann ist Musik
Wie Paukenklang, wenn sich ein freies Volk
Dem neugekrönten Fürsten naht; ganz so
Wie jene süßen Tön' in erster Frühe,
Die in des Bräut'gams schlummernd Ohr sich schleichen
Und ihn zur Hochzeit laden ....

Wäre vom ganzen Shakespeare nichts als diese Stelle erhalten, so würde man geneigt sein zu schließen, der Dichter habe von Musik nicht allzuviel verstanden. So tiefsinnige Aussprüche wir auch von Shakespeare über das Wesen und die Eigenschaften der Musik haben und so herrliche und originale Bilder und Vergleiche er, wie wir gleich sehen werden, geprägt hat, diese Stelle ist ihm offenbar verunglückt. Der Vergleich ermangelt der Gestaltungskraft. Das Tertium comparationis ist kaum zu finden, so versteckt ruht es im Gedanken drin und vor allem: Das eine Bild (der Pauken) stört das andere (die süßen Töne) in seiner Wirkung. Die Stimmung des Hörers wird nicht auf einen Punkt gelockt, sondern, entgegen der Absicht des Dichters, zersplittert.

---

1) schweigen = sterben.

2) weil = während.

Auch auf den Geist ist nach Shakespeare die Musik nicht ohne Einfluß. Eine Stelle im „König Richard II." (V, 4) besagt, daß sie „Tollen schon zum Witz (= Verstand) verholfen" und von sich selbst sagt König Richard:

In mir, so scheint's, macht sie den Weisen toll.
[Und doch, gesegnet sei, wer mir sie bringt!]

Auffallend ist auch Shakespeares feiner Sinn für die geheimen Beziehungen zwischen Musik und Natur. Valentin klagt in den „Beiden Veronesern" (V, 4) sein Leid dem Wald und den Nachtigallen und spricht es eindeutig aus, daß er nur in dieser Umgebung seinem Schmerz Luft machen könne. Und im „Kaufmann von Venedig" (V, 1) heißt es an jener berühmten Stelle im Dialog:

Lorenzo.
Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!
Hier sitzen wir und lassen Musik
Zum Ohre schlüpfen; sanfte Still' und Nacht,
Sie werden Tasten süßer Harmonie.
Komm, Jessica! Sieh', wie die Himmelsflur
Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes!
Auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt,
Zum Chor der hellgeäugten Cherubin.
So voller Harmonie sind ew'ge Geister.
Nur wir, weil dies hinfäll'ge Kleid von Staub
Uns grob umhüllt, wir können sie nicht hören.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Jessica.
Nie macht die liebliche Musik mich lustig.

Lorenzo.
Der Grund ist, Eure Geister sind gespannt.
Bemerkt nur eine wilde flücht'ge Herde,
Der ungezähmten jungen Füllen Schar:
Sie machen Sprünge, blöken, wiehern laut,
Wie ihres Blutes heiße Art sie treibt;
Doch schallt uns die Trompete oder trifft
Sonst eine Weise der Musik ihr Ohr,
So seht Ihr, wie sie miteinander steh'n;
Ihr wildes Auge schaut mit Sittsamkeit,
Durch süße Macht der Töne. Drum lehrt der Dichter,
Gelenkt hab' Orpheus Bäume, Felsen, Fluten,
Weil nichts so stöckisch, hart und voll von Wut,
Das nicht Musik auf eine Zeit verwandelt.
Den Mannder, nicht Musik hat in sich selbst ....
— — — — — — — — — — —

(S. Seite 145.)

An dieser Stelle badet sich Shakespeare förmlich in Musik. Es kann gar kein Zweifel sein, daß er diese Verse rein um ihres Inhalts willen niederschrieb. Denn der ist viel zu originell und tiefgründig, um sie etwa als bloßes Füllsel erscheinen lassen zu können. Wes das Herz voll, des fließt der Mund über. Auch vom Dichtermund gilt das. Unmittelbar nach diesen Ausführungen heißt es von einer abendlichen Musik:

Mich dünkt, sie klingt viel schöner als bei Tag.
Die Krähe singt so lieblich wie die Lerche,
Wenn man auf keine lauscht; und mir däucht,
Die Nachtigall, wenn sie bei Tage sänge,
Wo alle Gänse schnattern, hielt' man sie
Für keinen bessern Spielmann als den Spatz.

Unendlich mannigfaltig sind die Vergleiche und Bilder, die Shakespeare dem Gebiete der Musik entnimmt. Selbst die einzelnen Instrumente finden wir bei ihm charakterisiert durch geschickt gewählte Beiworte. In „König Johann" (II, 1) ist von „frechen Trommeln" die Rede und im „König Richard II." (I, 3) von „lärmigen" und (III, 4) „drohenden". Die Trompete wird im „König Johann" (V, 3) „mutig" genannt und im „König Richard II." (I, 3) ist sie „heiser". Sie ist nicht nur schärfer und starker, sondern auch zarter und weicher Töne fähig nach Shakespeares Auffassung, denn sie sendet „Hauch des Friedens" (König Richard II., III, 4). Weniger glücklich ist der Vergleich im „König Heinrich IV." (Erster Teil, III, 1), wo es von der Sonne heißt:

Der Wind aus Süden
Thut, was sie vorhat, als Trompeter kund,
Und sagt, durch hohles Pfeifen in den Blättern,
Uns Sturm vorher und einen rauhen Tag.

Man kann unmöglich das hohle Pfeifen des Windes in den Blättern mit dem Klang einer Trompete zusammenreimen.

Es ist nichts spezifisch Shakespearisches, wenn in „Troilus und Cressida" (I, 3) vom „ehernen Schall" der Trompete gesprochen wird. Dagegen ist die Verbindung von Musik und Krieg ganz ungewohnt, die wir im „König Heinrich V." (I, 1) in den Worten finden, die vom König Heinrich sagen, daß sein Kriegsgespräch klinge wie „grause Schlachten, vorgetragen in Musik". Daß die Musik für Shakespeare nicht nur Form, sondern auch Ausdruck ist, scheint mir aus diesem Vergleich deutlich hervorzugehen. Er könnte das Bild nicht anwenden, wenn er nicht eine Musik spezifisch kriegerischen Charakters kännte. Bei einem Bankett (im „Timon von Athen", III, 6) wird die Trompete als zu „harte Speise" empfunden. Sie gehört ins Freie, nicht in den geschlossenen Raum.

Eigenartig ist ein Vergleich in „Troilus und Cressida" (I, 3), wo es von Patroklus Stimme heißt, sie klinge wie „geborstene Glocken". Auch hier ist das tertium comparationis (die Klanglosigkeit) versteckt wie öfters bei Shakespeare. Rein äußerlich betrachtet sagt dieser Vergleich ja gar nichts. Die widerliche Stimme des Thersites wird in „Troilus und Cressida" (I, 3) von Agamemnon als „Gebell" bezeichnet.

Die menschliche Stimme wird mit der Musik an sehr vielen Stellen in Verbindung gebracht. Von Marc Anton heißt es in „Antonius und Cleopatra" (V, 2), daß „sein Wort Harmonie sei wie aller Sphären Klang, doch Freunden nur; denn galt's den Weltkreis stürmisch zu erschüttern, ward es ein donnernd Schelten". Die Gewalt des gesprochenen Wortes veranschaulicht treffend eine Stelle aus den „Beiden Veronesern" (III, 1):

Nichts mehr! wenn nicht dein nächstes Wort, gesprochen,
Mit tötender Gewalt mein Leben trifft.
Ist's so, dann bitt' ich, hauch' es in mein Ohr
Als Klageschluß endlosen Wehgesangs.

König Heinrich V. bittet (V, 2) Catharina, ihm eine Antwort in „gebrochener Musik" zu geben. Denn ihre Stimme sei Musik und ihr Englisch gebrochen. Hochpoetisch sagt Shakespeare in „Titus Andronicus" (III, 1) von der Zunge der Lavinia:

Ach! Der Gedanken lieblich Instrument,
Das süße Redekunst so hold geplaudert,
Riß man aus seines zarten Käfigs Haft,
Wo's wie ein süß melod'scher Vogel sang,
Im Wechselton entzückend jedes Ohr.[1])

Aus demselben Geiste geboren ist die Stelle aus „König Richard II." (I, 3), wo Norfolk sagt:

Und meine Zunge nützt mir nun nicht mehr
Als eine Harfe ohne Saiten, als
Ein künstlich Instrument im Kasten oder
Das, aufgethan, in dessen Hände kommt,
Der keinen Griff kennt, seinen Ton zu stimmen.

Von einer Stimme die durch die Nase singt, heißt es in „Was ihr wollt" (II, 3) sie sei „süß bis zum übelwerden" und in „König Richard II." (II, 2) wird die Zunge ein „entsaitetes Instrument" genannt. Eine an und für sich unsympathische Sprache, eine wälsche Sprache, kann durch den Klangreiz einer melodischen Stimme so „süß wie hoher Lieder Weisen" werden, „die eine schöne

---

[1]) Vergl. auch „Sommernachtstraum" I, 1.

Königin entzückend zu ihrer Laute in Sommerlauben singt" („König Heinrich IV., erster Teil, III, 1).[1]) In „Cymbeline" (IV, 2) heißt es: Töne, die der Schmerz verstimmt, seien „schlimmer als Priesterlug im Tempel". Von der Stimme von Jagdhunden wird im „Sommernachtstraum" (I, 1) gesagt, „ihrer Kehle Ton folge aufeinander wie ein Glockenspiel". (!)

Schließlich finden wir einzelne Instrumente in Beziehung zum Leben gesetzt, hin und wieder auch in der Form von Wortspielen wiedergegeben. So in den „Beiden Veronesen" (IV, 2): „er reißt so in die Saiten, daß er die Saiten meines Herzens zerreißt." Im „Coriolan" wird von der Posaune und der Trommel gesagt, wenn sie im kriegerischen Lager „Schmeichler" seien, dann möge Hof und Stadt „ganz Lüge sein und Gleisnerei". In „Macbeth" (II, 1) wird das Tönen einer Glocke ein „Grabgeläut" genannt, das „zu Himmel oder Hölle entbeut", und im „Sturm" (III, 3) ist der Donner eine „tiefe grause Orgelpfeife". Heulen unmittelbar nach schöner Musik wird (in „Was ihr wollt" V, 1) als widerwärtig empfunden. Einen höchst possierlichen Vergleich macht Jacques in „Wie es euch gefällt" (II, 5), wenn er sagt: „Ich kann Melancholie aus einem Liede saugen, wie ein Wiesel Eier saugt." Und zwar gilt das auch vom kunstlosen und vom Volksliede. Das geht aus den nachfolgenden Worten hervor:

Jaques: Nennt ihr's Strophen?
Amiens: Wie es Euch beliebt, Herr.
Jaques: Ich kümmere mich nicht um ihren Namen;
Sie sind mir nichts schuldig.

Ebendort heißt es (IV, 3) auch:

Willst du solch ein Weib lieben? Was? Dich zum Instrument zu machen, worauf man falsche Töne spielt? Nicht auszustehen!

Eine unserem Empfinden recht fern stehende Stelle sei ebenfalls herangezogen, da sie zeigt, daß Shakespeare dann, wenn er etwas Umfassendes, Erschöpfendes sagen will, die Musik nicht außer Acht läßt. In „Ende gut, Alles gut" (I, 1) lesen wir:

Nun warten tausend Liebsten deines Herrn,
Eine Mutter — eine Freundin — eine Braut —
Ein Phönix — eine Feindin — . . . Monarchin,
Göttin, Führerin, Königin, Ratgeberin, Verräterin,
Liebchen, demüt'ger Ehrgeiz und ehrgeiz'ge Demut,
Harmonische Dissonanz, verstimmter Einklang.

---

[1]) Porzia spricht im „Kaufmann von Venedig" (III, 4) von einem „heiseren" Diskant und in „Wie es euch gefällt" (II, 7) ist von einem „kindischen" Diskant die Rede.

Das Gerücht wird in König Heinrich IV. (Zweiter Teil, Prolog) eine Pfeife genannt, die:

Argwohn, Eifersucht, Vermutung bläst,
Und von so leichtem Griffe, daß sogar
Das Ungeheuer mit zahllosen Köpfen,
Die immer streit'ge wandelbare Menge,
Drauf spielen kann.

Ein „Regiment“ (= eine Regierung), das an Gliedern verteilt ist, „hält den Einklang und stimmt zu einem vollen reinen Schluß so wie Musik.“ Es wird daraus („König Heinrich V.“, I, 2) gefolgert, daß „viele Dinge, die zusammenstimmen zur Harmonie, verschieden wirken können“. Auch in „Troilus und Cressida“ (I, 3) findet sich eine ähnliche Stelle. Dort sagt Ulysses von der Abstufung im Kommando:

Tilg' Abstufung, verstimme diese Saite,
Und höre dann den Mißklang . . .

Im „König Johann“ (V, 7) tritt auch die Ansicht, daß der Schwan kurz vor seinem Tode herrlich singt, zu Tage und wird durch den sehr gezwungenen Vergleich ausgedrückt, daß er „aus der Orgelpfeife seiner Schwäche Leib und Seele zu ewiger Ruhe singe.“ Verbuhlte Lieder haben in „König Richard II.“, II, 2) „giftigen“ Klang. In der „Komödie der Irrungen“ (IV, 3) heißt es von einem, daß er wie „eine Baßgeige in seinem ledernen Futteral gehe.“ Auch einem Ausdruck „Schuhflickermelodieen“ begegnen wir (in „Was ihr wollt“ II, 3). Daß auch (in „Wie es euch gefällt“, III, 1) von einer „Musik der Sphären“ die Rede ist, dürfte bei einem Dichter, der das Altertum in sich aufgenommen, nicht weiter befremdlich erscheinen.

Im „Wintermärchen“ (IV, 3) wird ein Hausierer wegen seines Gesanges sehr gerühmt. Wenn man ihn höre, heißt es dort, so verlange man nie mehr nach Trommel und Pfeife. Selbst der Dudelsack bringe dann keinen mehr auf die Beine. Dieser Hausierer singt Melodien „schneller, als ihr Geld zählt;“ sie kommen ihm aus dem Munde, „als hätte er Balladen gegessen.“

Im „Sturm“ (II, 2) wird ein Lied eine „lausige“ Melodie genannt, „gut bei einer Beerdigung zu singen.“ In „Viel Lärm um nichts“ finden wir, um diesen Weg durch die musikalischen Bilder und Vergleiche bei Shakespeare zu beenden, drei Stellen, die noch Erwähnung verdienen. Nur lose mit der Musik zusammen hängen die Worte der Beatrice (II, 1):

Die Schuld wird an der Musik liegen, Muhme, wenn er nicht zur rechten Zeit um dich anhält . . . Denn siehst du, Hero, freien, heiraten und bereuen sind wie eine Kourante, ein Menuett und eine Pavana: der erste Antrag ist heiß und rasch wie eine Kourante und ebenso phantastisch,

die Hochzeit manierlich, sittsam wie ein Menuett, voll altfränkischer Feierlichkeit; und dann kommt die Reue und fällt mit ihren lahmen Beinen in die Pavana immer schwerer und schwerer, bis sie ins Grab sinkt.

Von Claudios Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit wird (II, 3) durch die Blume gesagt, es habe eine Zeit gegeben, wo ihm keine Musik recht gewesen als Trommel und Querpfeife und nun höre er lieber Tambourin und Flöte. Mit andern Worten: Claudio weiß nicht, was er will. Und ebendort findet sich auch ein Wortspiel: „Welche Not! Die Noten sind der Notiz nicht wert, notiert euch das."

* * *

So viel sieht ein jeder: man hält reiche Ernte, wenn man unter rein musikalischen Gesichtspunkten seinen Shakespeare lesen will. Es erübrigt sich noch einiges mehr Äußerliche anzufügen, das indessen charakteristisch genug dafür ist, daß Shakespeare nicht nur über Musik viel redet, sondern sie auch oft und gern anwendet. Die Musik muß ihm vor allem zur Belebung des Bühnenbildes dienen. Shakespeare macht von der Musik zur Hebung der scenischen Wirkung einen sehr ausgiebigen, vielleicht zu ausgiebigen Gebrauch. Man vernehme einige Zahlen.

Ich habe die Mühe nicht gescheut und einmal sämtliche Trompetenstöße und Trommelwirbel zusammengezählt, die sich in den Shakespeareschen Dramen finden. Trompetenstöße sind es im Ganzen 123. Davon entfallen auf „Coriolan" allein 13, auf „König Heinrich VI.", dritter Teil 14. Sehr oft werden Trompeten in Verbindung mit Trommelwirbel angewandt. Öfters auch Trommeln allein. An vorgeschriebenen Trommelwirbeln konnte ich im ganzen 50 zählen. Im „Sturm" und im „Timon von Athen" finden wir auch Trommeln mit Pfeifen.

Außer diesen für unseren Geschmack etwas sehr monotonen Hilfsmitteln zur Belebung der Szene, die gleichwohl der Zeit Shakespeares durchaus entsprechen und für sie charakteristisch sind, finden wir noch alle möglichen Angaben musikalischer Art für die Szene. Am häufigsten heißt es einfach: Musik. Dann aber auch spezialisiert: Kriegsmusik, Truppen mit klingendem Spiel, Totenmarsch, Hifthorn, ein englischer Marsch, Hoboen, Trompeten mit Pauken, eine traurige und feierliche Musik, eine feierliche und seltsame (!) Musik, Posthorn, Feldmusik in der Ferne, Zinken und Hörner, Musik unter der Bühne, Lärmglocke, Jagdhörner. Alle diese Bezeichnungen lassen sich belegen. Ich unterlasse es lediglich aus räumlichen Rücksichten. Im „König Heinrich IV. (erster Teil, IV, 3) sind Trompeten verzeichnet, „die eine Unterhandlung ankündigen". Offenbar also eine bestimmte Art von Trompeten. In „Cymbeline" (IV, 2)

finden wir feierliche Musik, die aus einer Höhle tönt, und im „Sturm“ (II, 1) ist von der unsichtbaren Musik Ariels die Rede.[1])

Shakespeare legt oft auch Lieder ein in die Handlung. Fast in allen seinen Stücken finden wir solche Einschiebsel, solche Ruhepunkte der dramatischen Handlung. In „Was ihr wollt“, einem in dieser Hinsicht besonders reich bedachten Stücke, wird sogar ein Kanon gesungen. Auch in dem Personenverzeichnisse finden wir Musikanten gelegentlich mitverzeichnet.

Diese Angaben sind freilich wenig beweiskräftig für die Hypothese, daß Shakespeare musikalisch war. Erst im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden erhalten sie Bedeutung. Sie wollen in der That auch nichts weiter sagen als daß Shakespeare schon rein äußerlich unter den Gesichtspunkt der Musik einmal gestellt werden darf.

Wenig beweiskräftig sind auch die noch anzuführenden Stellen, die durch manches kluge Wort über die Musik bemerkenswert sind, sich aber nicht über das Niveau einer allgemeinen Bildung erheben und ebenso gut aus dem Munde eines unmusikalischen, aber umfassend gebildeten Dichters stammen können wie aus dem eines sehr musikalischen.

In „Was ihr wollt“ (V, 1) sagt der Narr:

> Wie das alte Sprichwort sagt, sind aller guten Dinge drei; der Dreiachteltakt, Herr, ist ein guter, lustiger Takt; die Betglocke kann's euch zu Gemüte führen, sie sagt immer: eins, zwei, drei.

In „Wie es euch gefällt“ (II, 7) wird der Gelehrte melancholisch, der Musiker phantastisch genannt und wenn in „Ende gut, alles gut“ (V, 3) gesagt wird: „Er ist ein guter Trommler, mein König, aber ein nichtsnutziger Redner“, so deutet das alles nicht auf ausgesprochen musikalische Eigenschaften bei Shakespeare hin. Die letztere Redewendung dürfte in England damals ebenso populär gewesen sein wie heute bei uns die ähnlich lautende: er ist ein guter Kerl, aber ein schlechter Musikant. Wir drehen das Bild einfach um. In „Cymbeline“ (III, 5) wird ein musikkundiger Mensch als besonders empfehlenswert für Dienstleistungen genannt. Im „Sturm“ (IV, 2) heißt es sehr schön von einer unsichtbaren, geheimnisvollen Musik:

> Sei nicht in Angst! Die Insel ist voll Lärm,
> Voll Tön' und süßer Lieder, die ergötzen
> Und niemand Schaden thun. Mir klingen manchmal
> Viel tausend Stimmen, die mich, wenn ich auch
> Nach langem Schlaf erst eben aufgewacht,
> Zum Schlafen wieder bringen.

---

[1]) vgl. auch „Sturm“ I, 2: „Wo ist wohl die Musik? In der Luft? Auf Erden?“ Ebenso daselbst: „Das Liedlein spricht von meinem toten Vater. Dies ist kein sterblich Thun. Der Ton gehört der Erde nicht.“

Selbst von der anatomischen Seite hat Shakespeare die Musik einmal beleuchtet. In „Viel Lärm um nichts" (II, 3) sagt Benedikt:

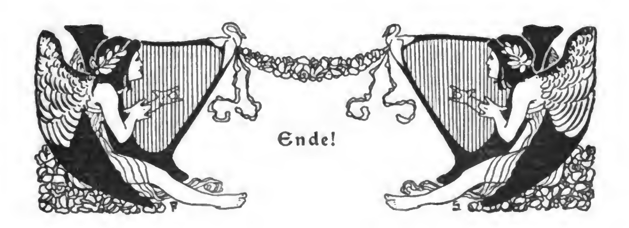
> Ist es nicht seltsam, daß Schafdärme die Seele aus eines Menschen Leib ziehen können!

* * *

Nicht die gelegentlichen feinen Aussprüche über Musik, nicht die große Zahl der Trompetenstöße und Trommelwirbel, nicht die Menge der bei Shakespeare sich findenden musikalischen Bilder und Vergleiche veranlassen mich zu der Hypothese: Shakespeare war musikalisch. Alles zusammengenommen, mein' ich, erweckt den Eindruck, daß er es war. Besonders aber, wiederhole ich, die auffallend reiche Zahl der auffallend tiefsinnigen Aussprüche über die Musik, ihr Wesen und ihre Wirkungen scheint mir diesen Schluß als berechtigt erscheinen zu lassen.

Ich weiß nicht, ob ich dem Leser, der die Freundlichkeit hatte, mir bis hierher zu folgen, den Genuß eines schönen Spazierganges verschafft habe. Mit unserem Wege geht es wie mit einer etwas monotonen Landstraße. Wer zu wandern versteht, der wird tausend Schönheiten zu beiden Seiten des Weges erblicken, die dem verborgen bleiben, der nur auf die gerade Länge und die sonnenbeglänzte Weißheit schimpft. Ich hielt es für überflüssig, den Leser durch philologische oder ästhetisch-instruierende Bemerkungen über die einzelnen Aussprüche zu bevormunden. Wer bei Shakespeare unter dem Gesichtspunkt der Musik zwischen den Zeilen lesen kann, den würde diese Gouvernantenthätigkeit verdrießen. Und wer es nicht kann, dem würde ich so gut wie nicht geholfen haben.

Mir kam es nur darauf an, meinem musikalischen Gefährten den Weg zu weisen. Ich gab ihm Richtung an, in der er gehen möge. Wie er sich mit dem Terrain abfindet, das muß ich ihm überlassen.





Warum mußte die Bernsteindebatte versanden?

Von

Max Maurenbrecher.

Die Bernsteindebatte ist in der deutschen Sozialdemokratie vorläufig zu Ende. Der Parteitag, der in München abgehalten wird, während diese Zeilen geschrieben werden, ist nur noch erfüllt von den persönlichen Zänkereien und Verstimmungen, die als das Satyrspiel jeder großen sachlichen Debatte zu folgen pflegen. Vor seinem Zusammentritt schon ist von allen Seiten der Genugthuung darüber Ausdruck gegeben worden, daß die theoretischen Auseinandersetzungen der letzten Jahre auf diesem Parteitage nicht wieder in Fluß gebracht werden.

So kann man heute auf die Bernsteindebatte als auf eine abgeschlossene, in ihren Wirkungen deutlich erkennbare Aktion zurückblicken. Die Welle, die 1896 mit Bernsteins Artikeln in der „Neuen Zeit" (Probleme des Sozialismus) begann, die 1898 durch den Stuttgarter Parteitag mächtig in's Schwellen kam, deren Höhepunkte litterarisch Bernstein's Buch („Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie", März 1899) und Kautsky's Gegenschrift („Bernstein und das sozialdemokratische Programm", Oktober 1899), politisch der Hannoversche Parteitag mit den großen Reden von Bebel und David waren, die dann zunächst abebbte, um nach Bernstein's Rückkehr nach Deutschland (Februar 1901) noch einmal bis zum Lübecker Parteitag (1901) etwas zu steigen: Diese ganze Welle ist nun zur Ruhe gekommen. Vielleicht, daß später noch einmal eine ähnliche Bewegung entsteht; aber diese an Bernsteins Namen anknüpfende Debatte über Programm und Taktik der deutschen Sozialdemokratie ist nun endgiltig zu Ende.

Was hat der ganze Streit an politisch-praktischem Ertrage gebracht? Was ist die Errungenschaft, die aus all dem Lärm übrig geblieben ist? Den

Beschluß, daß die Sozialdemokratie sich an den preußischen Landtagswahlen beteiligen wolle, wird man nicht nennen können; denn wenn auch Bernstein früher einmal (1893) der erste litterarische Verfechter dieses Gedankens war, so hat doch jetzt sein Eingreifen wenig dazu beigetragen, die Frage in bejahendem Sinne zu entscheiden. In derselben Bebel'schen Resolution, die den Gedanken Bernsteins verdammen sollte, wurde die Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen gefordert.

Es ist eigentlich von allen Seiten anerkannt, daß die Bernsteindebatte zu einem praktischen Ergebnis nicht geführt hat. Die Gegner Bernsteins, so jüngst wieder Karl Liebknecht in der „Neuen Zeit", warfen ihm ja gerade vor, daß er praktische Bethätigungen predige (Gewerkschaften, Genossenschaften, Gemeindepolitik), die längst in anerkannter Übung stehen. Und Bernstein und seine Freunde selbst beteuern ein über das andere Mal, sie dächten garnicht daran, der Partei eine neue Taktik aufdrängen zu wollen. Aber was ist denn der Zweck der ganzen Schreiberei gewesen? Nur um einigen Agitatoren zweiten bis vierten Grades etwas Wasser in ihren Wein zu schütten, beginnt man doch nicht eine, sich durch Jahre hindurchziehende, gelegentlich bis nahe an die Gefahr des Bruches heranführende Bewegung.

In der That, wenn man den Verlauf der ganzen Bewegung sich heute noch einmal vergegenwärtigt, sieht man, daß ihr ursprüngliches Ziel etwas ganz anderes war, als das, was schließlich herausgekommen ist. Mit einer durchaus praktischen Tendenz beginnend, ist die Debatte schließlich immer mehr in öden theoretischen Haarspaltereien versandet.

Was ist eigentlich die ursprüngliche Absicht bei der Abfassung der Artikelreihe: „Probleme des Sozialismus" gewesen? In dem ersten Artikel, der diese Überschrift trägt, und der im Jahre 1896 erschienen ist, steht in der Einleitung folgende Stelle:

> Wir nähern uns mit Riesenschritten der Zeit, wo die Sozialdemokratie ihren heute noch wesentlich kritischen Standpunkt wird in dem Sinne modifizieren müssen, daß sie über das Gebiet von Lohn-, Arbeiterschutz- und ähnlichen Forderungen hinaus mit *positiven Reformvorschlägen* herauszutreten haben wird. Wir stehen in den vorgeschrittensten Ländern am Vorabend, wenn nicht der „Diktatur", so doch *eines sehr maßgebenden Einflusses der Arbeiterklasse*, resp. der sie vertretenden Parteien, und es kann deshalb nicht überflüssig sein, einmal das geistige Rüstzeug zu untersuchen, mit dem wir dieser Epoche entgegengehen. (Neue Zeit, XV, 1, Seite 165.)

Ähnliches kehrt im Verlauf der Artikel noch oftmals wieder.

Die praktische Tendenz der Revisionsarbeit ist damit unverkennbar bezeichnet. Weil die Arbeiterparteien bald einen maßgebenden Einfluß im Staat gewinnen können, müssen sie wissen, was sie eigentlich zunächst sollen, müssen sie systematisch die Frage nach der schrittweisen Verwirklichung des Sozialismus diskutieren, müssen sie neben dem sozialistischen Prinzipienprogramm ein Aktionsprogramm des Sozialismus aufstellen, nach dem parlamentarische Parteien wirklich im einzelnen zu handeln vermögen.

Noch stärker, weil knapper, als an verschiedenen Stellen der Artikel selbst, kommt in der Erklärung an den Stuttgarter Parteitag (1898) die praktische Tendenz des Vorstoßes zum Ausdruck. Es wird ausgeführt, daß es irrig sei, wenn die Sozialdemokratie ihre Taktik durch die Aussicht auf eine bevorstehende große soziale Katastrophe bestimmen, beziehungsweise von ihr abhängig machen wollte. Eine solche einmalige einzelne Katastrophe, bei der die Arbeiterklasse die politische Macht erobern könne, sei durch den Verlauf der wirtschaftlichen Entwickelung immer unwahrscheinlicher geworden. Darum müsse man allen Nachdruck legen auf „die nächsten Aufgaben der Sozialdemokratie“, „auf den Kampf um das politische Recht der Arbeiter, auf die politische Bethätigung der Arbeiter in Stadt und Gemeinde für die Interessen ihrer Klasse, sowie auf das Werk der wirtschaftichen Organisation der Arbeiter.“ Am Schluß heißt es dann wörtlich:

> Die wichtigste Frage der Taktik, welche die deutsche Sozialdemokratie zur Zeit zu lösen hat, scheint mir die nach dem besten Wege der Erweiterung der politischen und gewerblichen Rechte der deutschen Arbeiter zu sein. Ohne daß auf diese Frage eine befriedigende Antwort gefunden wird, würde die Bedeutung der anderen schließlich nur Deklamation sein.

Es ist dasselbe Problem, das in jener ersten Stelle aus den „Problemen des Sozialismus“ gestellt war. Die geschichtliche Erfahrung in allen Kulturländern lehrt, daß die Eroberung politischer Macht durch das Proletariat langsam und wachsend vor sich geht, sie ist nicht das Werk eines Augenblicks, sondern besteht in einem langen Fluß einzelner kleiner, an sich ganz unbedeutender Ereignisse. Diese geschichtliche Erfahrung will verstanden und benutzt sein; sie legt die Doppelfrage auf: wie vermehren wir unsere Macht und wie benützen wir die vorhandene Macht? Die Macht, die die Arbeiterklasse bisher errungen hat, soll fruchtbar gemacht werden zur Erlangung positiver Reformen und damit zur Erringung von immer größerer Macht zur Durchsetzung von immer größeren Reformen. Man kann sagen: Die Arbeiterpartei ist die Leiterin der „gesellschaftlichen Gegenaktion gegen die ausbeuterischen

Tendenzen des Kapitals", die Frage: wie kann sie heute diese Rolle am besten spielen, das ist das eigentliche Problem, das Bernstein gestellt hatte.

Die Voraussetzungen dieses Problems ist die Erkenntnis, daß die „Katastrophentheorie" falsch ist, daß die einfachen Thatsachen der geschichtlichen Erfahrung ihr widersprechen. Bernstein nennt in jener Erklärung an den Stuttgarter Parteitag drei Thatsachenreihen, die seiner Meinung nach dieser Theorie widersprechen (er rekapituliert damit den Hauptinhalt der Artikelreihe „Probleme des Sozialismus"): erstens: die Zahl der Besitzenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden; zweitens: die Konzentration der Betriebe in den einzelnen Industrieen ist sehr verschieden, in der Landwirtschaft überhaupt nicht nachzuweisen; drittens: die Demokratie wächst in allen Kulturländern, und sie verhindert politische Revolutionen. Die Darlegung dieser Thatsachen füllt den größten Raum in der Erklärung; aber sie ist nicht Selbstzweck, sie ist Hilfszweck zur Beantwortung des obigen Problems. *Der Zweck des Auftretens ist ein politisch-taktischer; alle Ausführungen wirtschaftlich-statistischen Inhalts sind nur Hilfslinien dazu.*

Und das ist nun ein Hauptgrund für das gänzliche Fiasko der Bernsteinbewegung, daß dieser Zweck im weiteren Verlauf der Debatte gänzlich verschwindet, und daß die Hilfslinien in die Reihe des Selbstzweckes einrücken.

Es ist leicht erklärlich, daß die Gegner sich zunächst an die thatsächlichen Feststellungen hielten und diese kritisierten. Das politische Problem, das Bernstein anregen wollte, galt ja nur, wenn die thatsächliche Feststellung richtig war, daß auf einen plötzlichen sozialen oder politischen Zusammenbruch nicht zu rechnen sei; und bei derartig komplizierten Vorgängen, wie die von Bernstein angezogenen, wird es immer möglich sein, auch andere, der angeführten Tendenz widersprechende Thatsachen ins Licht zu rücken. Was aber mehr verwundern muß, als diese Haltung der Gegner, ist, daß auch bei Bernstein selbst und seinen Freunden eine scharfe Konzentration auf das politische Problem nicht zu finden ist.

Noch als Bernstein an die Abfassung seines Buches ging, schrieb er im „Vorwärts", er habe sich entschlossen, seine „Auffassung *von Ziel und Aufgaben der Sozialdemokratie* in einer Schrift systematisch zu entwickeln". Also noch durchaus ist die Sozialdemokratie, die politische Partei, das Subjekt seines Problems; die Frage ist: was soll die Sozialdemokratie heute in Deutschland wollen, was kann sie erreichen? Aber als nun im März 1899 das Buch selbst erschien, da war aus der Sozialdemokratie der „Marxismus", aus der politischen Partei die gesellschaftliche *Theorie* geworden: Kritik und Revision des Marxismus, das war nun die Losung. „Bekämpfung der Reste der utopistischen Denkweise in der sozialistischen Theorie", das war nun

nach dem Vorwort „der Hauptzweck dieser Schrift" geworden. Man vergleiche, was er vor Abfassung des Buches als seinen Zweck angegeben hatte, man vergleiche, was noch im September 1898 für ihn „die wichtigste Frage der Taktik" war, und man wird den Umschwung des Zieles deutlich erkennen.

Es ist zu verstehen, wie Bernstein unbewußt zu dieser Verschiebung seines Problems kam. Er selbst deutet im Vorwort an, wie stark er persönlich gelitten hat unter der langsamen Selbstbefreiung von der Formel des Marxismus und unter dem ihm aufgedrungenen Kampf mit früheren Geistesverwandten. Es scheint ihm Herzenssache gewesen zn sein, endlich einmal ganz seinem Herzen Luft zu machen. Aber so verständlich das auch aus persönlichen Gründen sein mag, so stark muß man doch betonen, daß zu einer so großen Aufgabe dieses kleine Büchlein gänzlich unzureichend war.

Zunächst ist es Bernstein nicht gelungen, die drei seiner Meinung nach entscheidenden Thatsachen der wirtschafts-geschichtlichen Erfahrung völlig einwandfrei und vollständig zu analysieren. „Das absolute uud relative Anwachsen der Zahl der Besitzenden" beweist er aus den Einkommensteuerlisten verschiedener Kulturstaaten; aber in jener Erklärung hatte er nicht von „Besitzenden", sondern von „Kapitalisten" gesprochen und dadurch dauernd diese ganze Gedankenreihe getrübt und verwirrt. Die Entwickelung der Konzentration der Betriebe ist aus der Betriebsstatistik allein nicht zureichend zu ersehen (Hausindustrie, vom Handel abhängiges Handwerk u. a., landwirtschaftliche Parzellenwirtschaft industrieller Arbeiter werden als „selbständig" in der Statistik gezählt). Die Konzentration des Besitzes ist kaum gestreift. Und bei der Besprechung der Ausdehnung der Demokratie fehlt die wichtige Untersuchung, wie diese in den einzelnen Staaten erreicht worden ist, und wie sie in Deutschland erreicht werden soll — also gerade das einzige, was nach dem früheren praktischen Programm hätte verhandelt werden müssen.

Noch weniger genügend aber sind die Abschnitte über die „grundlegenden Wissenschaftselemente des Marxismus", die materialistische Geschichtsauffassung und die Werttheorie, die zum ersten Male in dieser Form auftauchen. Will man heute in der Analyse der materialistischen Geschichtsauffassung weiter kommen, so darf man nicht mit dem metaphysischen Begriff der geschichtlichen Notwendigkeit, sondern man muß mit dem psychologischen Begriff der Kausalität des Willens und der Entstehung der Motive beginnen und daran die psychologische Untersuchung knüpfen, welche Motive erfahrungsgemäß durchschnittlich die stärksten zu sein pflegen. Stellt man aber an die Spitze der Erörterung den Satz: „Die Frage nach der Richtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung ist die Frage nach dem Grade der geschichtlichen Notwendigkeit," unterstellt man also, daß es überhaupt verschiedene Grade der Notwendigkeit

giebt, daß irgend ein Ereignis „mehr oder weniger" notwendig aus einem andern folge, so zeigt man damit eben nur, daß das Begriffsmaterial, mit dem man an die Behandlung der Frage herantritt, zur Vertiefung des Problems durchaus unzureichend ist.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß das Buch Bernsteins nicht auch sehr gute und treffende Ausführungen enthielte, die durchaus im Rahmen der früheren praktisch-politischen Abzweckung liegen. Die Ablehnung des „Blanquismus" d. h. des Gedankens, daß die Arbeiterklasse plötzlich, mit einem Schlage, siegen und dann durch Staatsgesetz den Sozialismus einfach einführen könne, dieses Gedankens, der zum mindesten das kommunistische Manifest noch ganz beherrscht, ist durchaus gut und überzeugend, wenn hier auch der Hauptteil der vorgetragenen Gedanken auf Engels' Konto kommt. Gut ist auch das Aktionsprogramm, das er als den Stoff der politischen Arbeit des Proletariats angiebt: Ausbau der Arbeitsstatistik, Erleichterung des Arbeitswechsels, Sicherung der Existenz und Erleichterung der Berufswahl durch ein neues Arbeitsrecht, Erweiterung der öffentlichen Dienste (Erziehung, Versicherung), Dezentralisation nnd Selbstverwaltung u. ä. m. (Seite 130 und 132.) Es steht durchaus auf dem Boden dessen, was heute zu verwirklichen ist, wenn es vielmehr Sicherung der Existenz und Erhöhung des durchschnittlichen Existenzminimums, als Vergenossenschaftung oder Vergesellschaftung aller Produktion fordert, die dazu noch lange nicht reif ist. In diesen Zusammenhang gehören einige recht treffende Aussprüche, die die praktische Tendenz der Revisionsarbeit gut bezeichnen; z. B:

> Nicht vom Rückgang, sondern von der Zunahme des gesellschaftlichen Reichtums hängen die Aussichten des Sozialismus ab. (S. 51.)
>
> Die Sozialdemokratie will nicht diese Gesellschaft auflösen und ihre Mitglieder allesamt proletarisieren, sie arbeitet vielmehr unablässig daran, den Arbeiter aus der sozialen Stellung eines Proletariers zu der eines Bürgers zu erheben und so das Bürgertum oder Bürgersein zu erweitern. Sie will nicht an die Stelle der bürgerlichen eine proletarische Gesellschaft, sondern sie will an die Stelle der kapitalistischen eine sozialistische Gesellschaftsordnung setzen. (S. 178.)

Diese und ähnliche Gedanken lassen sich gut zur theoretischen Grundlage eines heutigen Aktionsprogramms für den Sozialismus machen. Aber sie sind nirgend systematisch verarbeitet und bis zum Ende durchgedacht. Jener Satz über die Zunahme des gesellschaftlichen Reichtums z. B. fordert geradezu dazu auf, ihn weiter zu denken und ehe man aus der Statistik herausrechnet, daß schon immer mehr Menschen am Steigen dieses Reichtums interessiert sind, d. h. ehe man an das Problem der Verteilung geht, das Problem der

Erzeugung dieses Reichtums zu untersuchen. Soweit die Wertlehre in dieses Gebiet gehört, soweit die Entstehung des Mehrwertes in der Produktion analysiert wird, hat natürlich auch die Betrachtung der Produktion bei Bernstein wie bei allen Sozialisten eine Stelle. Aber diese Betrachtung, so notwendig sie für die theoretische Erfassung des Wesens des Kapitals auch ist, so wenig genügt sie in dem Augenblick, wo die praktische Frage entsteht: wie kann „der gesellschaftliche Reichtum", d. h. das Gesamtprodukt dieses bestimmten Volkes in dieser bestimmten Zeit gesteigert werden? Calwer und Schippel haben in ihren handelspolitischen Erörterungen gut betont, daß es für den deutschen Arbeiter nicht genug sei, daß deutsches Kapital irgendwo in der Welt sich rentabel verlegen lasse, sondern daß hier in Deutschland damit gearbeitet werden könne. Das Kapital ist international, die Arbeitermassen aber sind national gebunden. Sie können nicht überall hinfließen, wo gerade heute viel Arbeit ist; sie sind durch Sprache, Lebensgewohnheiten und Transportverhältnisse an die deutsche Erde gebunden. Liegt aber die Steigerung des deutschen Nationalproduktes im Interesse der Arbeiter, so entsteht von hieraus ein ernstliches positives Interesse an Handelspolitik, Einfuhr und Ausfuhr, Flotte und auswärtiger Politik. Die internationale Solidarität der Arbeiter kann dann leicht einmal einer Situation weichen, in der die Arbeiter an dem internationalen Interessengegensatz der Kapitalisten teilnehmen. Die Verfolgung dieser Gedankenreihe fehlt aber gänzlich bei Bernstein, und, was damit zusammenhängt, von den Problemen der steigenden Bevölkerung ist bei ihm überhaupt keine Rede.

So muß man schließlich sagen, daß für die theoretischen Aufgaben, auf die im Buche der Hauptnachdruck gelegt wird, keine befriedigenden, endgültigen, wirklich lösenden Resultate gefunden werden. Was brauchbar ist, sind Bausteine zu einer künftigen systematischen Durcharbeitung, vermischt und durchsetzt mit vielem, was im Rahmen einer kurzen, rasch hingeschriebenen Streitschrift überhaupt nicht zureichend erledigt werden kann.

Daneben aber, und das bleibt die Hauptsache, sind die Probleme, von denen Bernsteins Gedankengang ausging, erst recht nicht gefördert, kaum überhaupt noch im Zusammenhang behandelt. Die Frage ist: wie erweitern und vermehren wir die politischen und gewerblichen Rechte des Arbeiters im heutigen deutschen Staat? Wie gewinnen wir Macht? Die Antwort, die Bernstein giebt, müssen wir aus verschiedenen Stellen seines Buches uns zusammensuchen. Uns scheinen vor allem drei Gedanken hierher zu gehören, die im Buche an verschiedenen Stellen stehen:

1. Die Sozialdemokratie muß sich „rückhaltlos, auch in der Doktrin, auf den Boden des allgemeinen Wahlrechts, der Demokratie, stellen, mit allen sich daraus für die Taktik ergebenden Konsequenzen (Seite 127).

2. Die Sozialdemokratie muß mindestens einen großen Teil der Bauern am Siege ihrer Kandidaten interessieren, d. h. für Maßregeln eintreten, die ihnen in unmittelbarer Zukunft Besserung in Aussicht stellen, ihnen unmittelbare Erleichterung bringen; denn beim allgemeinen Wahlrecht giebt in sehr vielen Kreisen die Stimme der Bauern den Ausschlag zwischen kapitalistischen und sozialistischen Parteien (Seite 153).

3. Die Sozialdemokratie muß versuchen, einen Teil des Bürgertums zu gewinnen, nämlich die Elemente, die sich von anderer Seite her bedrückt fühlen und lieber gegen diese, deren Druck auch auf der Arbeiterklasse lastet, als gegen die Arbeiter Front machen, lieber der letzteren als der ersteren Bundesgenossen sein wollen, sobald sie die Gewißheit haben, daß sie in ihren ideologischen Interessen (Religion, Patriotismus, Scheu vor Bürgerkrieg) sich durch die Arbeiterklasse nicht mehr bedroht zu sehen brauchen. Hier steht der berühmt gewordene Ausdruck, daß man der thatsächlich veralteten „Freßlegende" auch in der Presse den Abschied geben solle (Seite 139).

Kurz gesagt, die Arbeiterschaft soll sich die Kleinbauern angliedern, um die Mehrheit im Parlament zu erringen, und sie soll die Gebildeten für sich gewinnen, um die öffentliche Meinung auf ihrer Seite zu haben. Sie soll nicht reine Arbeiterpartei d. h. „politische Ergänzung zur Gewerkschaftsbewegung" bleiben, sondern „sozialistisch-demokratische Reformpartei" im Großen werden.

Abgesehen davon, daß auch hier die positiven Einzelausführungen fehlen (der Raum dazu hätte durch Weglassen alles rein Theoretischen leicht gewonnen werden können), ist zu diesem Programm wenig zu sagen. Es ist sachentsprechend und gut und liegt durchaus in der Linie der ursprünglichen Absichten. Aber — es fehlt die andere Hälfte des Gedankenganges ganz! Dieses Programm handelt nur von den Wahlen zum Parlament. Welche Taktik innerhalb des Parlamentes soll nun die Arbeiterpartei befolgen, um Macht, d. h. Einfluß auf die wirkliche Gesetzgebung zu erhalten?

Wenn die Katastrophentheorie falsch ist, wenn es nicht möglich erscheint, daß die Arbeiterklasse in irgend welchen Stürmen plötzlich und mit einem Schlage die Macht über die Gesetzgebung des Staates erringt, wenn sie vielmehr in langsam aubauender Arbeit ihre Aufgabe sehen soll, dann kommt sie irgendwann im Laufe ihrer Entwickelung an den Punkt, wo die Frage entsteht, ob sie nun stark genug sei, einen Teil der gesetzemachenden Gewalt für sich in Anspruch zu nehmen. Es muß dieser Punkt einmal kommen; denn die ganze Arbeit bisher hat ja nur Sinn, wenn langsam die Arbeiterpartei zur Mehrheit oder zunächst zu einem einflußreichen Teile einer mehrgliedrigen Mehrheit oder wenigsten zur ausschlaggebenden Gruppe zwischen zwei sich bekämpfenden Minderheiten, zum „Zünglein an der Wage" heranwächst. Ob

dieser Moment in Deutschland schon gekommen ist, wie er in Frankreich und Italien vorübergehend schon da war, ist eine Frage rein praktisch-instinktiver Entscheidung, nicht theoretischer Erwägung. Aber daß ein solcher Augenblick kommen muß, muß in der Theorie klargestellt sein und die Möglichkeiten, ihn zu benutzen, müssen theoretisch durchdacht werden, wenn die theoretische Bearbeitung der Politik dem Praktiker wirklich nützen soll.

In jedem Augenblick aber, wo die Frage entsteht, ob die Sozialdemokratie einen Teil der gesetzgebenden Macht des Parlaments an sich reißen kann, taucht zugleich die Frage auf, wie sie sich zu den vorhandenen Gewalten im Staat und zu den bestehenden grundlegenden Institutionen des Staates verhalten soll. So lange die Sozialdemokratie, um Bernsteins eigene Worte zu gebrauchen, ihren „kritischen" Standpunkt festhalten kann, d. h., so lange sie einflußlose Minoritätspartei ist, braucht sie auch hier nur die Forderungen des nach ihrer Theorie Wünschenswerten zu vertreten; sobald sie aber in die Lage kommt, einen „sehr maßgebenden Einfluß" im Staat zu gewinnen, muß sie überlegen, wie sie sich zu dem Vorhandenen stellt, und wie viel von dem Vorhandenen sie allenfalls und zur Not anerkennen kann, um für ihre eigenen Ziele Raum zu gewinnen. Konkret gesprochen, sobald die Sozialdemokratie im deutschen Reichstag in die Lage kommen sollte, Mehrheitspartei oder Teil einer Gruppe von Mehrheitsparteien oder Zünglein an der Wage zu werden, d. h., sobald den regierenden Kreisen ihre Zustimmung zu einer Gesetzesvorlage von Wert sein kann, muß sie sich die Frage vorlegen, wie sie zu Monarchie, Militarismus und auswärtiger Politik sich stellt.

Bernstein spricht in seinem Buche auch über diese Dinge; aber gerade hier vermißt man Durcharbeiten der Konsequenzen und Schärfe der Gedanken. Am wenigsten sagt er über die Monarchie. Nur ganz beiläufig erwähnt er sie bei dem Problem der Produktivgenossenschaften:

> Es ist wie mit der Republik und dem modernen zentralisierten Staatswesen. Je größer der Staat, um so schwieriger das Problem republikanischer Verwaltung (Seite 101).

Das ist aber nur die leise Hindeutung auf ein Problem, das im Kopfe des Autors bereits vorhanden ist, das er aber aus bestimmten Gründen deutlich auszusprechen sich zur Zeit noch scheut. Immerhin, auch diese Hindeutung genügt, um aus ihr die Konsequenz zu ziehen: wie die Gewerkschaften zunächst noch nicht die monarchische Leitung der Produktion zu ersetzen streben, sondern höchstens gewisse Kautelen ihr abzuringen versuchen, so könnte auch die politische Partei, zunächst die Thatsache der Monarchie anerkennend, Zug um Zug versuchen, demokratische Garantien zu gewinnen.

Ausführlicher äußert sich Bernstein über den Militarismus und die auswärtige Politik. Hier steht die oft zitierte Stelle:

> Gerade dann aber (wenn der Sozialdemokratie in Deutschland durch irgend ein politisches Ereignis in näherer Zeit die entscheidende Rolle in die Hand gespielt wird) würde sie, da die Nachbarvölker noch nicht soweit sind, gleich den Indepedenten der englischen und den Jakobinern der französischen Revolution, national sein müssen, wenn sie ihre Herrschaft behaupten will, d. h., sie würde ihre Befähigung zur leitenden Partei bezw. Klasse dadurch zu bekräftigen haben, daß sie sich der Aufgabe gewachsen zeigt, Klasseninteresse und nationales Interesse gleich entschieden zu vertreten. (Seite 145.)

Dementsprechend wird bei der Behandlung der Militärfrage gesagt, daß „neben der unerläßlichen Änderung der politischen Stellung des Heeres (Verpflichtung auf die Verfassung und Unterstellung unter die Volksvertretung) die erste Frage nicht die ist, ob Miliz oder nicht, sondern, welche Verkürzung der Dienstzeit unmittelbar und — schrittweise — späterhin möglich ist, ohne Deutschland seinen Nachbarstaaten gegenüber in Nachteil zu versetzen." Bei der auswärtigen Politik erfolgt die bekannte Anerkennung der Besetzung Kiautschous durch die Deutschen, und in der Kolonialpolitik wird das grundsätzliche Recht der Kulturvölker auf Erwerbung von Kolonien rund heraus anerkannt.

Aber so sehr in diesen Ausführungen wenigstens Ansätze zu einer fruchtbaren Behandlung des aufgestellten Problems enthalten sind, so wenig hat Bernstein selbst dazu gethan, sie auszubauen und praktisch brauchbar zu gestalten. Im Gegenteil, die „unverantwortliche Leitung der auswärtigen Politik Deutschlands" giebt ihm Gelegenheit, ausdrücklich abzulehnen, es könne sich jemals um eine positive Unterstützung irgend welcher bestimmten auswärtigen Politik durch die Sozialdemokratie handeln. Aber das verschiebt das Problem; denn in dem Augenblicke internationaler Verwickelungen handelt es sich gerade um die bestimmte Frage, ob in diesem einen konkreten Punkte die Sozialdemokratie hinter der Regierung stehen will oder nicht, und zwar hinter der ganz bestimmten Regierung, wie sie heute nun einmal als Ergebnis früherer Machtkämpfe dasteht. Die allgemeine Sorge für die Landesverteidigung und die allgemeine Geneigtheit zu Kompromissen, wenn aus ihnen gesetzliche Fortschritte für die Arbeiterbewegung herausspringen, muß sich eben im bestimmten Falle zu einer Zustimmung zu einer bestimmten Handlung dieser „unverantwortlichen" Regierung verdichten.

So kann man schließlich nur sagen, daß das Buch Bernsteins die Versprechungen nicht gehalten hat, die er selbst gemacht hat. Weder bietet es eine

zureichend begründete und genügend durchgearbeitete Kritik der marxistischen „Doktrin", noch stellt es eine systematische Abhandlung über die Ziele und Aufgaben der heutigen sozialdemokratischen Partei dar. Es enthält eine ganze Menge richtiger Ansätze und Andeutungen, besonders nach dieser praktischen Seite hin; aber das hatten teilweise die Artikel „Probleme des Sozialismus" ebenfalls schon geboten, und was im Buche nachgeliefert werden sollte, die „systematische" Durcharbeitung und Verknüpfung gelegentlich geäußerter Gedanken, das eben hat es nicht geboten. Vor allem aber, auf diesen praktischen Gedanken liegt nicht mehr der Nachdruck des Ganzen. Alles Pathos liegt bei der versuchten Revision der Theorie; die Darlegung wirtschaftsgeschichtlicher Thatbestände und die theoretischen Konsequenzen daraus füllen den überwiegenden Raum des Buches.

Bei diesem Thatbestande ist es leicht erklärlich, daß die einmal verfahrene Debatte sich nicht wieder auf die praktisch-politischen Probleme der ersten Zeit konzentrieren ließ. Die Gegner Bernsteins in der Partei griffen natürlich die schwachen Seiten seines Buches zunächst auf. Die Gegenschrift Kautskys und die große sechsstündige Rede Bebels auf dem Hannoverschen Parteitag wenden sich in ihrem überwiegenden Teile gegen die thatsächlichen Feststellungen Bernsteins, die die Stütze seiner Ablehnung der Katastrophentheorie sein sollten. Es ist aber schon darauf hingewiesen worden, daß es sich hier regelmäßig um sehr komplizierte Thatsachenreihen handelt, die in einer Streitschrift oder gar in einer mündlichen Debatte überhaupt nicht erledigt werden können. Jeder wird da immer nur den seiner Meinung günstigen Teil der Thatsachen sehen. Und es ist garnicht zu leugnen, daß an Einsicht in der Beurteilung des statistischen Materials Kautsky Bernstein gegenüber eher noch der Überlegene ist.

Auch die Freunde Bernsteins aber, vor allem David, der Hauptredner von ihrer Seite, haben sich das Problem durch Bernsteins Abgleitung von seiner ursprünglichen Fragestellung ebenfalls verdunkeln lassen. Was sie an Bernstein loben, ist die neue Wertung der Gegenwartsarbeit, die er ihnen giebt. Auch sie denken nicht mehr, ebensowenig wie Bernstein, daran, daß er ursprünglich von der Frage ausging: was machen wir mit unseren wachsenden Fraktionen in den Parlamenten? Können wir „den wesentlich kritischen Standpunkt" noch festhalten? Auch ihnen scheint garnicht die Aufgabe zu sein, neue Formen des Kampfes um die politische Macht zu suchen. Vielmehr betonen sie ausdrücklich, daß es sich für sie nicht darum handelt, solche neuen Formen zu suchen; vielmehr finden sie gerade die alten Formen ihrer bisherigen Thätigkeit bestätigt. Aus dem Suchen nach einer neuen Taktik ist eine theoretische Lehre geworden, die den Gewerkschaftlern und

Genossenschaftlern eine ethische Wertung ihrer täglichen Kleinarbeit ermöglichte.

Hier scheint der tiefere Grund für die starke Wirkung des Bernsteinschen Buches zu liegen. Seine Schwächen übersehen auch seine Freunde nicht. Jeder, der ihn verteidigte, reserviert sich dahin, daß er nicht jedes Wort seiner Ausführungen aufrecht erhalten wolle. Nur den Grundgedanken wolle man verteidigen. Aber es kam doch einem Bedürfnis entgegen, das bis dahin nicht recht hatte befriedigt werden können. Je mehr die Kleinarbeit der einzelnen Genossen in Gewerkschaft, Genossenschaft und Gemeindepolitik wuchs, um so leichter entstand die Gefahr, daß sie müde wurden und die Spannkraft verloren. Ihnen brachte der Begriff der Evolution eine Erlösung aus ethischen Nöten. Im Lichte dieses Begriffes konnten sie ihre tagtäglichen Mühen, ihr Ringen mit dem Indifferentismus der Masse, mit den Chikanen der Polizei, mit den Widrigkeiten der Konjunktur, mit dem Übelwollen einzelner Unternehmer, ihr Feilschen um Pfennige und Groschen vergessen, sie konnten sie nun als Glieder, als notwendige Glieder einer großen Kette begreifen, als Tropfen eines Stromes, als Teilschwingungen einer großen weltgeschichtlichen Bewegung. Gerade die Jahre der guten Konjunktur von 1895—1900 spornten zu dieser Art von wirtschaftlicher Kleinarbeit an. Man nannte sie „Gegenwartsarbeit“ im Unterschied von der großen politischen Kombination des Erfurter Programms, die reine Zukunftsmusik sei. Und man war froh, in den theoretischen Ausführungen Bernsteins die ethische, besser die weltgeschichtliche Weihe dieser „Gegenwartsarbeit“ zu finden. So kam es, daß gerade die führenden Gewerkschaftler und Genossenschaftler fast durchweg zugleich „Bernsteinianer“ waren. Vielleicht erklärt sich auch bei Bernstein persönlich die Abgleitung von der ursprünglichen Aufgabe daraus, daß er in diesen Kreisen in London am meisten die Freunde seines täglichen Umganges gefunden hatte.

Aus diesem Resonanzboden, den die neuen Aufstellungen Bernsteins in Deutschland fanden, erklärt sich nun völlig, daß keine neuen politischen Gedanken aus der „Bernsteinbewegung“ entstehen konnten. Gerade die starke Bewertung der wirtschaftlichen Arbeit war es ja, wodurch das Buch in weiten Kreisen gezündet hatte. Es folgt aber auch daraus, daß nun eine weitere „Debatte“ nicht möglich war. Die Einzelheiten gewerkschaftlicher und genossenschaftlicher Arbeit gehörten in die theoretische Erörterung und Grundlegung nicht hinein, der Grundgedanke der „Evolution“ als des ethischen Trostbegriffes für tagtägliche Kleinarbeit war formuliert, was sollte von dieser Seite neues zu der Debatte beigetragen werden? Es war klar, daß der Streit in sich selbst schließlich einfach zusammenbrechen und erlöschen mußte.

So sehr aber diese Entwickelung in der wirtschaftlichen Lage der deutschen

Arbeiterbewegung von 1895—1900 begründet erscheinen mag, so muß man doch sagen, daß dadurch für die politische Erörterung in der Partei die Bernsteindebatte jeden Wert verloren hat. Gewiß haben Freunde Bernsteins in der theoretischen Debatte auch den Staatsbegriff gestreift. Pëus hat in Stuttgart und Hannover mit großer Energie den Gedanken vertreten, daß der Staat nicht der unbewegliche, starre, reaktionäre Mechanismus sei, den die marxistische Theorie sich so gerne vorstellt; vielmehr wandle „der Staat" sein Wesen je nach den Klassen, die in ihm die Herrschaft haben oder wenigstens an der Macht beteiligt sind. Auch Kampffmeyer hat in einer Broschüre denselben Gedanken gut vertreten. Aber keiner von beiden hat die Frage gestellt: was müssen wir thun, um mit unsern 57 Stimmen im Reichstag die sozialistische Richtung in der Staatsentwickelung zu stärken und die kapitalistische zurückzudämmen? Und gerade diese praktische Frage war das, was Bernstein ursprünglich vorgeschwebt hatte.

Die Gegner Bernsteins haben diese Schwäche in den Erörterungen aller Bernsteinianer gut erkannt. Sie haben immer wieder gespottet, daß aus dem ganzen lärmenden Revisionsgeschrei nichts weiter herauskomme, als eine Empfehlung von Mitteln, die längst in Übung seien, die sie selbst genau so handhabten und einschätzten, wie die „neue Methode" es thue. Sie fordern immer wieder, daß ihnen gesagt werde, welche politischen Konsequenzen sich aus der neuen Auffassung von der Verwirklichung des Sozialismus ergeben.

Es muß ausgesprochen werden, daß die Bernsteinianer an politischem Instinkt ihren Gegnern innerhalb der Sozialdemokratie weit unterlegen sind. Kautsky, nicht Bernstein, ist es, der folgende Sätze schreibt:

> Eine jede politische Partei muß sich die Aufgabe stellen, die politische Macht zu erobern, um ihren Anschauungen entsprechend den Staat zu gestalten und die Staatsgewalt auf die Gesellschaft wirken zu lassen. Eine jede lebensfähige Partei muß eben auch darauf gefaßt sein, daß ihr die Staatsgewalt zufällt, sie muß daher jederzeit wissen, welchen Zwecken sie diese Gewalt dienstbar machen will. Sie muß auf diese Frage stets Antwort geben können, will sie propagandistische Kraft entfalten. Eine Partei, die von vorneherein erklärt, sie könne nur in der Opposition sich ersprießlich bethätigen, sie strebe nur nach Macht, nicht aber nach der Macht, würde sich selbst lahmlegen und alles Vertrauen der Volksmasse verlieren. (Bernstein und das sozialdemokratische Programm. Seite 179.)

Diese scharfe Konzentrierung auf den Staat und auf die Eroberung der politischen Macht findet sich in der ganzen Bernsteindebatte außer in ihrem Anfang bei keinem Bernsteinianer wieder. Und doch ist es nötig, diese politischen Gedanken in den Vordergrund zu rücken. Sobald die Arbeiterklasse

als Ganzes in Betracht kommt, sobald es sich darum handelt, für alle Proletarier zusammen erst einmal die Rechtsgrundlage zu schaffen, auf der sie wirtschaftliche Organisationen aufbauen können, oder Garantieen zur Sicherung ihrer Existenz zu erlangen, die sie vor der schlimmsten Not oder Ausbeutung bewahren sollen, sobald man gerade im Sinne Bernsteins die Verwirklichung des Sozialismus auf dem Gebiete der Konsumtion für eher möglich hält, als auf dem der Produktion: gerade dann gewinnt oder behält der Kampf um den Staat eine überwiegende Bedeutung. Eroberung der politischen Macht für die Arbeiterklasse ist und bleibt die erste Forderung, die man auch vom Standpunkt des „Evolutionismus" aus stellen muß.

Es gilt noch heute, was das Kommunistische Manifest sagt: „Jeder Klassenkampf ist ein politischer Kampf". Solange der Arbeiter als wirtschaftliche Gruppe, als Arbeiter eines bestimmten Industriezweiges oder als lokal geeinigte Konsumentengruppe kämpft, ist es kein Klassenkampf, den er führt, sondern höchstens Gruppenkampf. Es ist eine direkte Verschlechterung der Begriffsverwendung, wenn Bernstein auch Gewerkschaften und Genossenschaften unter den Begriff: Klassenkampf zieht. Der Klassenkampf d. h. der Kampf, in dem allein die ganze Klasse ein wirklich einheitliches Subjekt bildet, und in dem um die allen Proletariern gemeinsamen, d. h. um ihre elementarsten Lebensfragen gekämpft wird, ist notwendig ein politischer Kampf. Denn nur der Staat besitzt die Fähigkeit, mit seinen Anordnungen, seinen Forderungen und Leistungen, wirklich die letzte Hütte und das letzte Dorf zu erreichen.

Stimmen wir also mit Kautsky und Rosa Luxemburg und den andern ihrer Richtung darin völlig überein, daß die energische Hinwendung zur politischen Machtgewinnung über alle wirtschaftliche Gegenwartsarbeit nicht in den Hintergrund geraten darf, so haben wir nun erst den Boden, von dem aus das zwischen uns schwebende Problem erfolgreich behandelt werden kann. Denn nun entsteht unausweichbar die Frage: auf welchem Wege erobern wir heute politische Macht? Welche Taktik muß die Partei der Arbeiter einschlagen, wenn sie bald zum Anfang der Verwirklichung ihrer Gedanken gelangen will?

Es ist auch heute noch nicht möglich, einen anderen Gedankengang einzuschlagen, als den, den Bernstein in seiner zusammenfassenden Erklärung an den Stuttgarter Parteitag gegangen ist. Die Unmöglichkeit, durch plötzliche politische Katastrophen zum Siege zu gelangen, ist heute allgemein zugestanden. Der Gedanke, man könne durch Gewalt dem heutigen Hohenzollernkaiser das Schicksal Ludwigs XVI. bereiten, ist endgültig zu Ende. Kein anderer als Friedrich Engels selbst ist es gewesen, der in dem Vorwort zu den „Klassenkämpfen in Frankreich" im Jahre 1895 dies in klassischer Formulierung aus-

gesprochen hat. Welchen Weg soll dann aber die Arbeiterpartei gehen, um wenigstens einen Teil der politischen Macht zunächst zu erringen? Das Wählen zum Reichstag genügt nicht; man muß auch wissen, welche Haltung im Reichstag die Gewählten einnehmen müssen, um wirklich Einfluß auf die Gestaltung von Gesetzen und auf die Entschlüsse der Regierung zu gewinnen.

Bernstein und seine Freunde haben immer wieder abgelehnt, irgend etwas mit nationalsozialen Gedankengängen gemein zu haben; sie haben immer wieder gesagt, daß an der heutigen parlamentarischen Taktik der Sozialdemokratie auch ihrer Meinung nach nichts geändert werden solle. Damit haben sie aber nur gezeigt, daß sie entweder die Konsequenz ihres eigenen Ausgangspunktes nicht verstehen, oder daß sie es für unmöglich halten, innerhalb der heutigen Sozialdemokratie ein derartiges Problem überhaupt nur zu stellen, geschweige denn, es in der einzig logischen Weise zu beantworten und damit haben sie eben nur erreicht, daß das Problem noch heute in demselben Stadium steht, in dem Bernstein selbst es 1896—98 formuliert hat. Und daß die ganze spätere Bernsteindebatte dazu nichts neues hat hinzubringen können. Trotz mancher guten Einzelgedanken, die sie zu Tage gefördert hat, ist sie versandet, weil sie nicht vermochte, sich auf das politische Problem scharf und bestimmt zu konzentrieren.



Anzeigen-Übersicht.

Diese Übersicht soll dem Leser einen bequemen Nachweis wertvoller Litteratur über eine Reihe von Spezialgebieten geben, zugleich auch die litterarische Thätigkeit einiger Mitarbeiter des Jahrbuchs außerhalb desselben anzeigen.

Die Ziffern geben die Seiten an, auf denen Genaueres zu finden ist.

Biographisches

Frauenfrage

Geschichte

Katholicismus

Kultur

Kunst

Romane und Novellen

Litteratur

Litteraturgeschichte

Malerei

Musik

Naumann

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig

Biographische Volksbücher

Lebensbilder aus dem 19. Jahrhundert

Von der Sammlung sind erschienen:

Nr. 1—4. *König Albert von Sachsen. Von Dr. R. Sturmhoefel. 1 M.
Nr. 5—7. Werner von Siemens. Von Franz Pahl. 75 Pf.
Nr. 8—10. Emile Zola. Von Dr. Benno Diederich. 75 Pf.
Nr. 11—16. Heinrich von Treitschke. Von Prof. Dr. H. Eckerlin. 1 M. 50 Pf.
Nr. 17—20. *Frau Louise Otto-Peters. Von Aug. Schmidt u. H. Rösch. 1 M.
Nr. 21—22. Gerhart Hauptmann. Von Adalb. v. Hanstein. 50 Pf.
Nr. 23—27. *Alfred Krupp. Von Dr. Fr. Blencke. 1 M. 25 Pf.
Nr. 28—31. *Elisabeth, Königin von Rumänien (Carmen Sylva). Von Dr. Benno Diederich. 1 M.
Nr. 32—35. Charles Darwin. Von Wilh. Bölsche. 1 M.
Nr. 36—43. *Kriegsfahrten von Jena bis Belle-Alliance. 2 M.
Nr. 44—47. Albrecht von Roon. Von Otto Immelmann. 1 M.
Nr. 48—55. *Gustav Freytag. Von Prof. Dr. Fr. Seiler. 2 M.
Nr. 56—63. *Fritz Reuter. Von Paul Warncke. 2 M.
Nr. 64—69. Heinr. von Stephan. Von Karl Techentin. 1 M. 50 Pf.
Nr. 70—73. *Prinzadmiral Adalbert. Von G. Wislicenus. 1 M.
Nr. 74—77. *Heinrich Schliemann. Von Dr. Julius Nelson. 1 M.
Nr. 78—81. Thomas Alva Edison. Von Franz Pahl. 1 M.
Nr. 82—107. Otto von Bismarck. Von Joh. Kreutzer. 6 M. 50 Pf.
Nr. 108—111. Graf Leo Tolstoj. Von Dr. Erich Berneker. 1 M.

Die angegebenen Preise gelten für ungebundene Exemplare; gebundene kosten 25 Pfennig (Kreutzer, Bismarck, 2 elegante Bände 1 M. 50 Pf.) mehr.

Die Biographischen Volksbücher sind **Volksbücher im besten Sinne des Wortes.** Von den besten Autoren, für **Jedermann verständlich** und **faßlich, wohlfeil,** dennoch von anerkanntem **litterarischem Wert. Guter Druck,** einfach **gediegener Einband,** alle Bände mit **Bildnis,** die mit * bezeichneten mit sonstigen **Abbildungen.**

Die Erziehung des Willens

von **Jules Payot,** Agrégé de philosophie, Docteur des lettres, Inspecteur d'Académie. Berechtigte Übersetzung nach der elften Auflage der französischen Ausgabe von Dr. Titus Voelkel 1901. 315 Seiten. 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Die natürliche Willensbildung

Praktische Anleitung zur Selbsterziehung
von
Dr. Paul Emile Levy.

Berechtigte Übersetzung nach der dritten Auflage der französischen Ausgabe von Dr. Max Brahn, Privatdozent an der Universität Leipzig. Höchstens 3 Mark, geb. 4 Mark. Erscheint im Oktober.

Das jüngste Deutschland

Zwei Jahrzehnte miterlebter Litteraturgeschichte
dargestellt von
Adalbert von Hanstein

Dr. phil., Privatdozent an der Kgl. Techn. Hochschule zu Hannover. Groß 8°. XVI, 375 S. mit 118 Schriftsteller-Bildnissen. Buchschmuck von Emil Büchner.

Preis 6,50 Mk., in stattlichem Ganzleinenband 8 Mk.

Formenschatz für Mutter u. Kind

Ein Hilfsbuch zum Zeichnen für junge Mütter und Kindergärtnerinnen. Von **Elisabeth von Busse,** Leiterin des Zeichenunterrichts am Pestalozzi-Fröbel-Hause zu Berlin. 1901. 4°. 32 Seiten Text und 64 Blatt mit 270 Pausvorlagen und Gebrauchsanweisung. Gebunden 3,60 Mark.

Otto von Bismarck

Sein Leben und sein Werk
von
Johannes Kreutzer.

Zwei stattliche Bände mit zwei neuen Bismarckbildnissen von J. B. Cissarz. 427 und 382 Seiten. Preis beider Bände zusammen 6,50 Mk., in geschmackvollem Ganzleinenband 8 Mk.

Sammlung „Neue Buchkunst"

Jedes Heft 80 Pf.

Paul Warncke, Snurrig Lüd. Snaksche Snurren ut Stadt un Land. De Billers hett Willem Müller-Schönefeld teikent. Gedruckt von Oscar Brandstetter.

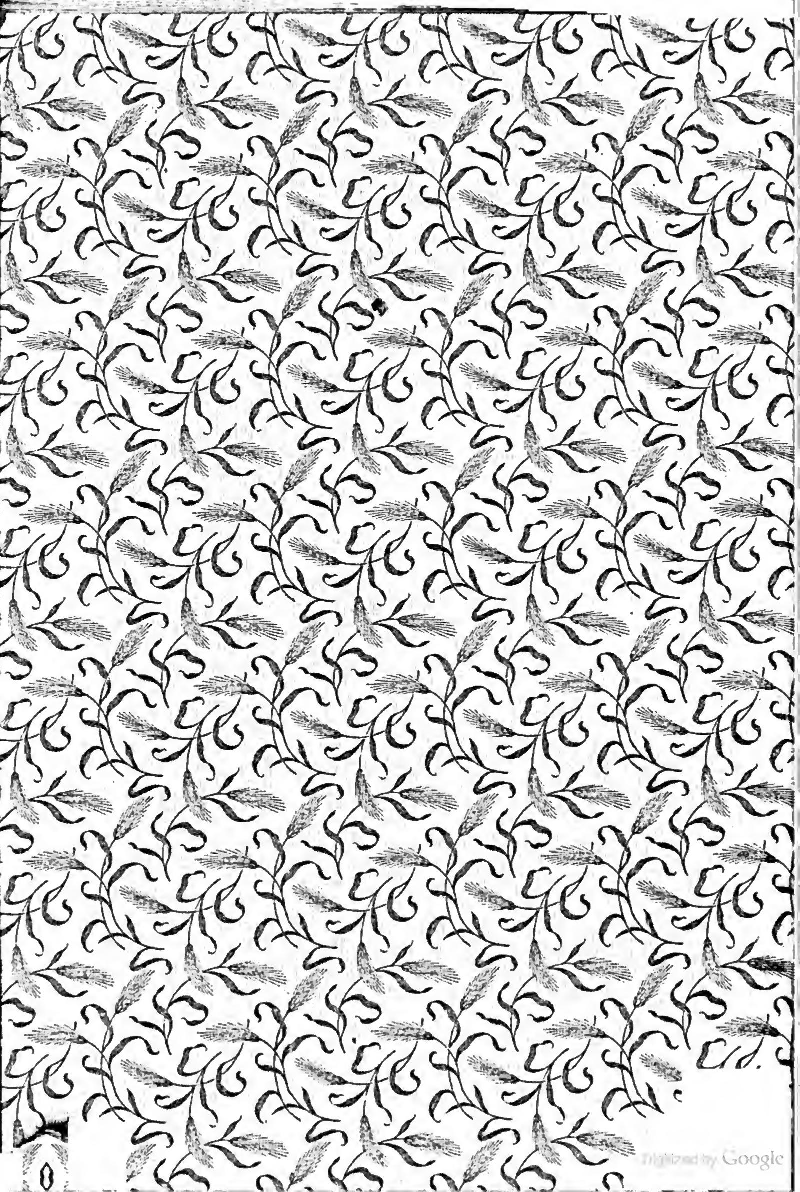
Richard Grimm, Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik, herausgegeben und geschmückt von R. Grimm. Gedruckt von Oscar Brandstetter.

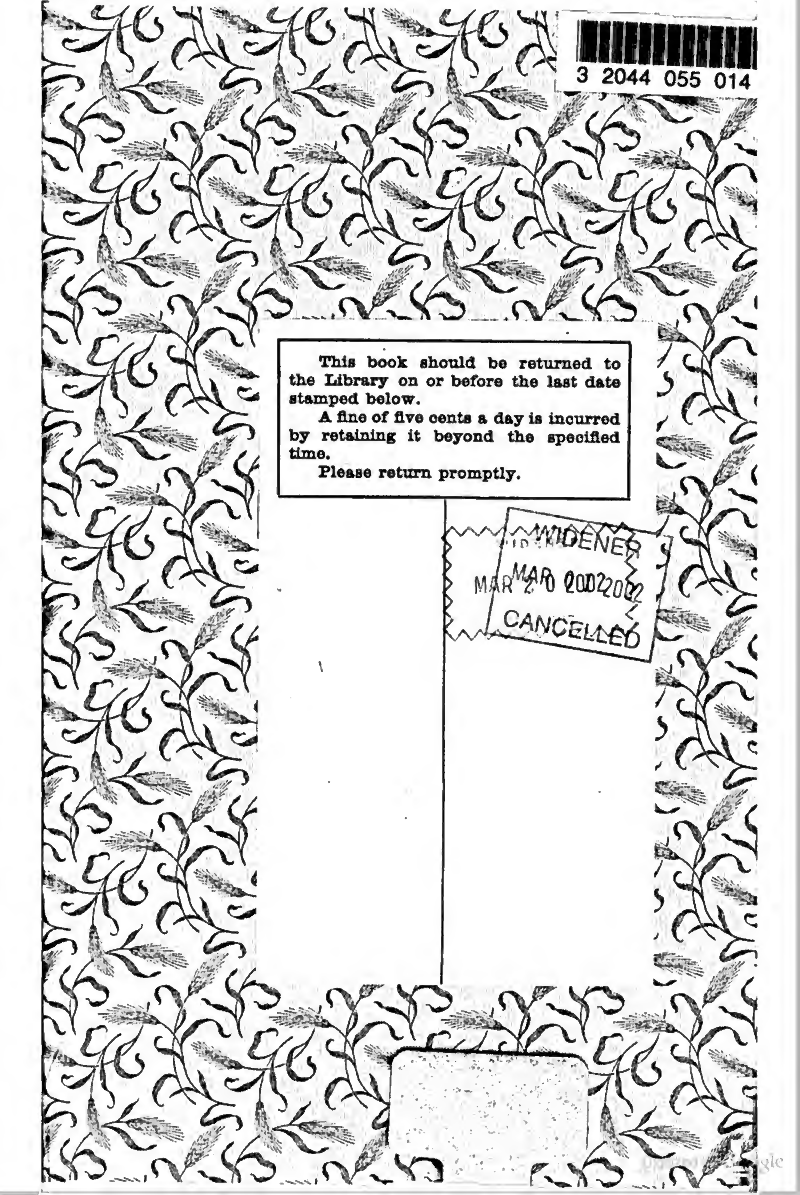
Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi. In den Worten des Evangeliums und in 17 Bildern von **Hans Schäuffelin** (um 1490 bis 1540). Buchzier von Emil Büchner. Druck in der Art der Frühmeister von W. Drugulin.

Wolrad Eigenbrodt, Aus der schönen weiten Welt. Kinderlieder. Bilder und Buchschmuck von Hans von Volkmann. Gedruckt von Breitkopf & Härtel.

Musenklänge aus dem Karlsruher Künstlerbund. Ernstes und Heiteres in Bildern, Gedichten und Musik von 24 Mitgliedern des Karlsruher Künstlerbundes.

Alb. Sayffaerth (Otto Fleck), Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 22.





3 2044 055 014

